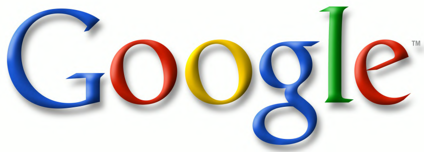



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06818739 6



P. Sabatini, Dirett. della Riv. di Letteratura popolare Roma

Auswahl Norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen.

Von

P. Chr. Asbjörnsen.

Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt

Mit 106 Illustrationen nach H. Gude, A. Tidemand rc.



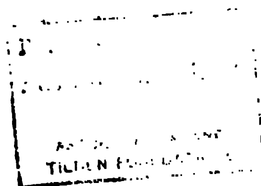
Leipzig 1881.

Verlag von Adolph Refelshöfer.

Norwegische Volksmärchen

und

Waldgeister-Sagen.





P. Chr. Asbjörnsen.

Auswahl
Norwegischer Volksmärchen
und
Waldgeister-Sagen.

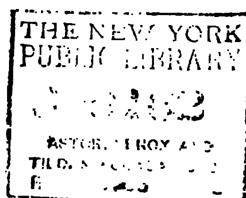
Von
P. Chr. Asbjörnsen.

Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt.

Mit 106 Illustrationen nach Originalzeichnungen
von
P. N. Arboe, H. Gude, V. St. Lerche, Eilif Peterssen, A. Schneider, Otto Sinding,
A. Tidemand und E. Werenskiold.



Leipzig 1881.
Verlag von Adolph Refelshöfer.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Auswahl
Norwegischer Volksmärchen
und
Waldgeister-Sagen.

Von

P. Chr. Asbjörnsen.

Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt.

Mit 106 Illustrationen nach Originalzeichnungen
von
P. N. Arboe, H. Gude, V. St. Lerche, Eilif Peterssen, A. Schneider, Otto Sinding, A. Tidemand und E. Werenskiold.



Leipzig 1881.
Verlag von Adolph Refelshöfer.

in ein gut lesbares Deutsch zu übertragen. Namentlich sind die Benennungen der nordischen Geister und Kobolde, welche in weit höherem Grade als bei uns noch im Munde des Volkes leben, so mannigfaltig, daß unsere deutsche Sprache dafür nicht immer durchaus deckende Namen hat. Der Uebersetzer hat sich z. B. veranlaßt gesehen die auch in Deutschland nicht ganz unbekannte norwegische Bezeichnung „Troll“ beizubehalten; die Verdeutschung von „Nisse“ durch „Heinzelmännchen“ und „Huldre“ durch „Waldgeister“ dürfte gerechtfertigt erscheinen.

H. Denhardt.



Jörg. Moe.

Inhalt.

Ein altväterischer Weihnachtsabend.

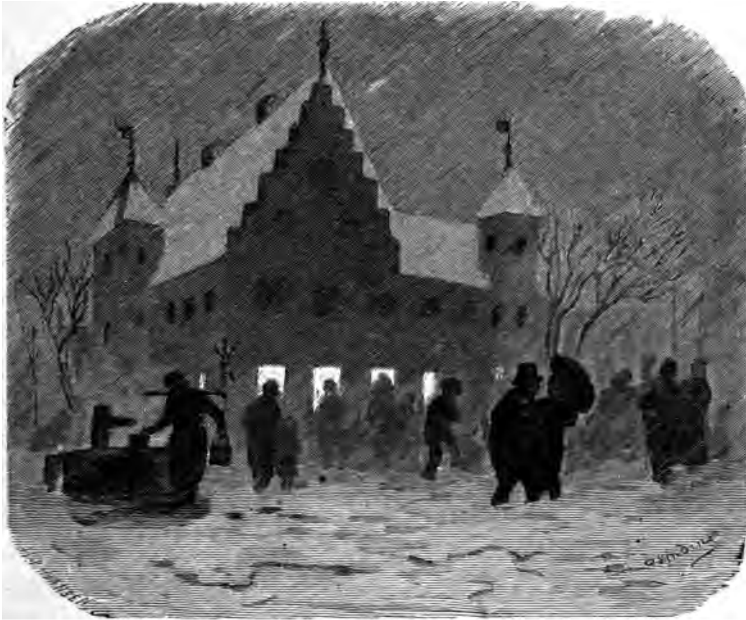


Von Norden her pfiff der Wind durch die alten Ahorn- und Lindenbäume vor meinen Fenstern; der Schnee jagte die Straße hinab, und der Himmel war so düster wie ein Decemberhimmel in Christiania nur sein kann. Meine Stimmung war eben so düster. Es war der erste Weihnachtsabend, den ich nicht am heimischen Herde zubringen sollte. Vor einiger Zeit war ich Offizier geworden und hatte gehofft, meine Eltern durch meine Anwesenheit zu erfreuen, und mich zugleich den Damen meiner Heimath in Glanz und Herrlichkeit zu zeigen. Aber ein Nervenfieber hatte mich in das Lazareth gebracht, aus dem ich erst seit einer Woche entlassen war, und ich befand mich augenblicklich in dem so hochgepriesenen Reconvalescentenzustande. Ich hatte nach Hause geschrieben und um unsere Falbe und des Vaters Pelz gebeten, aber vor dem zweiten Feiertage konnte der Brief kaum in unserm Thale ankommen, und erst zu Neujahr durfte ich das Eintreffen des

Pferdes erwarten. Meine Kameraden hatten die Garnison verlassen, und ich kannte keine Familie, der ich mich hätte anschließen können. Die beiden alten Jungfern, bei denen ich wohnte, waren zwar freundlich und seelensgut und hatten sich meiner beim Beginn meiner Krankheit mit größter Sorgfalt angenommen, aber ihre ganze Art und Weise war zu altväterisch, um der Jugend zu gefallen. Ihre Gedanken weilten am liebsten bei der Vergangenheit, und wenn sie mir, wie es oft geschah, Geschichten über die Stadt und deren Verhältnisse erzählten, so mahnten diese sowohl durch ihren Inhalt als durch die naive Anschauungsweise an eine längst vergangene Zeit. Mit diesem altmodischen Wesen meiner Damen stand auch das Haus, welches sie bewohnten, in Uebereinstimmung. Es war eines jener alten Gebäude in der Zollhausstraße, mit tiefen Fenstern, langen finstern Gängen und Treppen, dunklen Zimmern und Böden, bei dem man unwillkürlich an Heinzelmännchen und Gespenster denken mußte, kurz gerade so ein Gebäude, vielleicht war es sogar dasselbe, wie es Moritz Hansen in seiner Erzählung: „Der Alte mit der Kapuze" geschildert hat. Hierzu kam, daß ihr Umgangskreis sehr eingeschränkt war; denn außer einer verheiratheten Schwester verkehrten sie nur mit einigen langweiligen alten Damen. Leben verliehen diesem kleinen Kreise nur eine hübsche Schwestertochter und einige muntere, lebhafte Bruderskinder, welchen ich stets Märchen erzählen mußte.

Ich suchte mich in meiner Einsamkeit und mißmuthigen Stimmung dadurch zu zerstreuen, daß ich die vielen Menschen betrachtete, die sich in Wind und Schneegestöber mit rothblauen Nasen und halbgeschlossenen Augen die Straße auf und nieder bewegten. Es belustigte mich, das Leben und Treiben zu beobachten, welches in der Apotheke gegenüber herrschte; die Thür stand nicht einen Augenblick still, Dienstboten und Bauern strömten unablässig ein und aus und bemühten sich, sobald sie wieder auf die Straße kamen, die Etiquetten zu studiren. Einigen schien die Entzifferung zu glücken; aber mitunter gab ein

langes Grübeln und ein bedenkliches Kopfschütteln zu erkennen, daß die Aufgabe zu schwer war. Es dämmerte; ich konnte die Gesichter nicht mehr unterscheiden, starrte jedoch noch immer nach dem alten Hause hinüber. Nach ihrem Aeußern stand die Apotheke mit ihren dunklen röthlichbraunen Mauern, ihren spitzen Giebeln und Thürmen mit Wetterfahnen und in Blei eingefaßten Fensterscheiben wie ein



Denkmal der Baukunst aus den Zeiten Christian's IV. da. Nur der Schwan nahm sich für die damalige wie jetzige Zeit mit einem goldenen Ringe um den Hals, Reitstiefeln an den Füßen und mit zum Fluge ausgespannten Schwingen sehr würdig und ehrbar aus. Ich war gerade im Begriff, mich in Betrachtungen über gefangene Vögel zu vertiefen, als ich durch Lärm und Kindergelächter im Nebenzimmer und ein leises jungfräuliches Klopfen an der Thür unterbrochen wurde.

Auf mein „Herein“ trat die älteste meiner Wirthinnen, Jungfer Mette, mit einem altmodischen Knicks herein, erkundigte sich nach meinem Befinden und bat mich unter vielen Umschweifen heute Abend bei ihnen fürlieb nehmen zu wollen. „Es ist Ihnen nicht gut, lieber Herr Lieutenant, hier im Finstern allein zu sitzen,“ fügte sie hinzu; „wollen Sie nicht sogleich mit hinüber kommen? Die alte Mutter Skau und die kleinen Mädchen meines Bruders sind auch da. Das wird Sie vielleicht etwas zerstreuen. Sie haben ja die fröhlichen Kinder so lieb.“

Ich folgte der freundlichen Einladung. Als ich eintrat, verbreitete ein Feuer, welches in einem großen viereckigen Kasten von Kachelofen loderte, durch die weitgeöffnete Thür einen rothen flackernden Lichtschein über das Gemach. Dasselbe war sehr tief und nach alter Mode mit hochlehnigen Polsterstühlen, so wie mit einem jener Kanapees möblirt, die nur auf Reifröcke und stocksteife Haltung berechnet schienen. Die Wände waren mit Oelgemälden geschmückt, Brustbildern steifer gepuderter Damen, hoher Rathsherren und anderer berühmter Personen in Panzer und Harnisch oder rothen Röcken.

„Sie müssen entschuldigen, Herr Lieutenant, daß wir noch nicht Licht angezündet haben,“ sagte Jungfer Cäcilie, die jüngere Schwester, welche für gewöhnlich Sillemutter genannt wurde, und kam mir mit einem Knickse entgegen, der dem ihrer Schwester nichts nachgab, „aber die Kinder tummeln sich in der Dämmerung gern um das lodernde Ofenfeuer, und Mutter Skau hat ebenfalls ihr größtes Behagen an einem muntern Geplauder in der Ofenecke.“

„Geplauder hin, Geplauder her, du schwatzest selbst gern in der Dämmerstunde, Sillemutter, und dann sollen wir daran schuld sein,“ erwiderte die alte engbrüstige Dame, die Mutter Skau titulirt wurde.

„Ei, sieh da, guten Abend mein Bester, kommen Sie und setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir, wie es Ihnen geht; es hat Sie meiner Treu tüchtig mitgenommen“, sagte sie zu mir und schien sich auf ihr eigenes aufgedunsenes Aussehen etwas zu Gute zu thun.

Ich mußte ihr nun meine Erlebnisse erzählen und zum Lohn einen langen und umständlichen Bericht über ihre Gicht und ihre asthmatischen Leiden anhören, der aber zum Glück durch die lärmende Rückkehr der Kinder aus der Küche, woselbst sie dem alten Hausinventarium Stine einen Besuch abgestattet hatten, unterbrochen wurde.

„Tante, weißt du, was Stine sagt?“ rief ein kleines lebhaftes braunäugiges Bürschchen. „Sie sagt, ich soll heute Abend mit auf den Heuboden gehen und unserm Heinzelmännchen die Weihnachtsgrütze bringen. Aber ich will nicht, ich fürchte mich vor dem Heinzelmännchen.“



„Ach, das sagt Stine nur, um euch los zu werden; sie wagt sich im Finstern selbst nicht auf den Heuboden hinauf, die Närrin, denn sie hat es noch nicht vergessen, wie Heinzelmännchen sie einmal in Schrecken versetzt hat,“ entgegnete Jungfer Mette. „Aber wollt ihr denn den Herrn Lieutenant nicht begrüßen, Kinder?“

„Wie, bist Du es wirklich, Lieutenant? Ich hätte Dich nicht wieder erkannt! Wie blaß Du bist? Ich habe Dich so lange nicht gesehen,“ riefen die Kinder durch einander und schaarten sich um mich. „Nun mußt Du uns etwas Lustiges erzählen, denn Du hast uns so lange nichts erzählt; lieber guter Lieutenant, erzähle uns vom Butterbock und Goldzahn!“ Ich mußte ihnen vom Butterbock und dem Hunde Goldzahn erzählen und noch einige Geschichten zum Besten geben, wie auf den Gehöften zu Vager und Bure sich einst die Heinzelmännchen gegenseitig Heu stahlen, einander, jedes mit einer Last Heu auf dem Rücken, trafen und sich balgten, bis sie unter einer Heuwolke verschwanden. Ich mußte von dem Heinzelmännchen auf dem Gute Hesselberg erzählen, der den Hofhund neckte, bis ihn der Besitzer zur Scheunentenne hinauswarf.

Die Kinder klatschten in die Hände und lachten. „Das war dem garstigen Heinzelmännchen ganz recht", sagten sie und verlangten eine neue Geschichte.

„Nein, ihr plagt den Herrn Lieutenant zu viel, Kinder," sagte Jungfer Cäcilie, „nun erzählt Tante Mette wohl eine Geschichte."

„Ja, erzähle, Tante Mette!" war der allgemeine Ruf.

„Ich weiß nicht recht, was ich erzählen soll," erwiderte Tante Mette; aber da gerade vom Heinzelmännchen die Rede ist, so will ich euch auch etwas von ihm erzählen. Ihr erinnert euch wol noch der alten Kari Gusdal, Kinder, die hier war und so gut Fladenbrod und Kuchen buk, und die immer so viele Märchen und Geschichten zu erzählen wußte?" — „Ach ja" riefen die Kinder. — „Nun, die alte Kari erzählte, daß sie vor vielen Jahren hier im Waisenhause gedient hätte. Damals war es noch einsamer und unfreundlicher als jetzt in jener Gegend der Stadt und überdies ist das Waisenhaus ein düsteres und unheimliches Gebäude. Kari diente dort als Köchin und sie war ein sehr flinkes und gewandtes Mädchen. Als sie in einer Nacht aufstehen und brauen sollte, sagten die anderen Dienstboten zu ihr: „Hüte dich ja, zu früh aufzustehen; vor zwei Uhr darfst du nicht einmaischen!" — „Warum denn nicht?" fragte sie.

„Du wirst doch wissen, daß wir hier ein Heinzelmännchen haben, und kannst dir denken, daß es nicht so früh gestört sein will, und vor zwei Uhr darfst du auf keinen Fall brauen", erwiderten sie.

„Pah, wenn's weiter nichts ist," entgegnete Kari, die immer sehr kurz angebunden war, „ich habe mit dem Heinzelmännchen nichts zu schaffen, und kommt er mir zu nahe, so will ich ihn, — hole mich dieser oder jener — schnell genug zur Thüre hinaus jagen!"

Die Anderen redeten ihr zu, aber sie bestand auf ihrem Kopfe und kurz nachdem es ein Uhr geschlagen hatte, stand sie auf, machte Feuer unter dem Braukessel und goß die Maischmasse hinein. Aber unaufhörlich verlosch das Feuer und es war, als ob Jemand die

brennenden Holzstücke zum Schornstein hinauswürfe, aber wer es war, konnte sie nicht sehen. Sie sammelte das brennende Holz ein Mal nach dem andern, aber es half nichts und aus dem Gebräu wurde auch nichts. Zuletzt hatte sie es satt, ergriff ein brennendes Holzstück, lief damit umher, schwang es bald nach oben, bald nach unten und rief:

„Packe dich dahin, woher du gekommen bist. Bildest du dir ein, mich in Angst setzen zu können, so irrst du dich!“

„Hüte dich!“ antwortete es aus einem der finstersten Winkel, „hier im Hause sind schon sieben Seelen mein geworden, ich dachte, ich sollte auch noch die achte bekommen.“ „Seit der Zeit,“ sagte Kari Gusdal, „hat man im Waisenhause nichts wieder vom Heinzelmännchen gesehen oder gehört.“ —

„Mir wird ganz bange,“ sagte eines der kleinen Mädchen, „nein, du mußt erzählen, Lieutenant; wenn du erzählst, fürchte ich mich nie, denn du erzählst immer etwas Lustiges.“ Ein anderes schlug vor, ich sollte von dem Heinzelmännchen erzählen, welches mit dem Mädchen den Hallingtanz tanzte. Darauf ließ ich mich sehr ungern ein, weil Gesang dazu gehörte, allein sie ließen mich durchaus nicht los, und schon begann ich mich zu räuspern, um meiner höchst unharmonischen Stimme zu der Melodie des Hallingtanzes, die dazu gehörte, etwas Klang zu verleihen, als zur Freude der Kinder und zu meiner Erlösung die erwähnte hübsche Nichte hereintrat.

„Jetzt will ich erzählen, Kinder, wenn ihr Cousine Lieschen bewegen könnt, den Gesang zu übernehmen,“ sagte ich; „und ihr tanzt dann selber, nicht wahr?“ Cousinchen wurde von den Kleinen bestürmt, versprach die Tanzmusik auszuführen, und ich begann meine Erzählung:

„Es war einmal irgendwo, ich glaube fast, es war im Hallingthale, ein Mädchen, welches dem Heinzelmännchen den Milchbrei bringen sollte; ob es an einem Donnerstagabend oder an einem Weihnachtsabend war, entsinne ich mich nicht mehr, ich glaube aber

fast, es war an einem Weihnachtsabend. Nun hielt die Magd es für eine wahre Sünde, dem Heinzelmännchen die gute Speise zu geben, aß deshalb selbst den Milchbrei mit sammt dem Schmalz darauf und brachte Hafergrütze und saure Milch in einem Schweinetroge nach der Scheune. „Da hast du deinen Trog, du garstiges Geschöpf!“ sagte sie. Aber kaum hatte sie dies gesagt, als schon Heinzelmännchen auf sie losfuhr, sie ergriff und einen Tanz mit ihr begann. Er tanzte und tanzte, bis sie dalag und nach Luft schnappte, und als am folgenden Morgen Leute in die Scheune kamen, war sie mehr todt als lebendig. Aber so lange er tanzte, sang er — und hier übernahm Jungfer Lieschen Heinzelmännchens Rolle und sang im Hallinger Takte:

Den Brei aßest auf ganz dem Heinzelmann du,
Ei so tanz' auch, so tanz' mit dem Heinzelmann du!

So ging es eine Weile fort und dabei half ich mit beiden Füßen den Takt treten, während sich die Kinder lärmend und jubelnd unter einander im Zimmer umhertummelten.

„Ich glaube, ihr kehrt das Unterste zu oberst, Kinder, ihr lärmt, daß mir der Kopf weh thut,“ sagte Mutter Skau. „Wenn ihr jetzt still sein wollt, werde ich euch einige Geschichten erzählen.“ Es wurde im Zimmer mäuschenstill und Frau Skau begann:

„Die Leute erzählen sich jetzt so viel von Heinzelmännchen und Berggeistern und dergleichen, aber ich glaube nicht recht daran. Ich habe weder diese noch jene gesehen — freilich bin ich in meinem Leben auch noch nicht weit umhergekommen — und ich halte es für bloßes Geschwätz; aber die alte Stine da draußen in der Küche behauptet, das Heinzelmännchen gesehen zu haben. Als ich den Confirmandenunterricht besuchte, diente sie bei meinen Eltern, und zu ihnen war sie von einem Schiffer gekommen, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. Bei diesem war es sehr still und ruhig; ihre Herrschaft ging nie auf Besuch und empfing nie Besuch, und der Herr ging nie


HANSEN

weiter als bis zur Landungsbrücke hinab. Stets wurde früh zu Bett gegangen, und dort im Hause war, wie es hieß, ein Heinzelmann. Eines Abends, erzählte Stine, saßen wir, ich und die Köchin, oben in der Mägdekammer und wollten für uns selbst nähen und ausbessern; es war um die Schlafenszeit, denn der Wächter hatte schon Zehn gerufen. Es wollte uns aber gar nicht von der Hand gehen, aller Augenblicke fielen uns die Augen zu und bald nickte ich und bald wieder sie, denn wir waren früh aufgestanden und hatten am Morgen gewaschen. Als wir so dasaßen, hörten wir plötzlich ein fürchterliches Gepolter draußen in der Küche, und ich schrie: Gott tröste uns und steh' uns bei, das ist das Heinzelmännchen, und mir wurde so bange, daß ich den Fuß nicht in die Küche zu setzen wagte. Die Köchin fürchtete sich zwar ebenfalls, aber sie faßte sich ein Herz, und als sie hinaus in die Küche kam, lagen sämmtliche Teller auf dem Fußboden, aber kein einziger war zerbrochen, und in der Thür stand das Heinzelmännchen mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe und lachte so recht herzlich gutmüthig. Nun hatte sie aber gehört, daß sich das Heinzelmännchen bisweilen anführen und zum Umzuge bewegen ließe, wenn Jemand es darum bäte und ihm vorstellte, daß es an einem andern Orte ungestörter wäre, und deshalb sagte sie zu ihm — die Stimme bebte ihr doch ein wenig dabei — es möchte doch zu dem Kupferschmiede gerade gegenüber ziehen, dort wäre es viel stiller und ruhiger, denn da gingen sie jeden Abend Schlag neun Uhr zu Bette. Das ist auch wahr, sagte sie zu mir, aber du weißt ja doch auch, daß der Meister mit allen Gesellen und Burschen vor drei Uhr morgens auf ist und den ganzen Tag arbeitet und lärmt. Seit diesem Tage, sagte sie, sahen wir das Heinzelmännchen nicht mehr bei dem Schiffer. Aber bei dem Kupferschmiede gefiel es ihm recht gut, obgleich sie den ganzen Tag hämmerten und klopften, denn die Leute erzählten sich, daß ihm die Frau jeden Donnerstagabend Grütze auf den Boden hinstellte, und so kann man sich denn auch nicht

wundern, daß sie reich wurden, denn das Heinzelmännchen trug ihnen wohl vieles zu, sagte Stine, und, es ist wahr, sie brachten es zu etwas und wurden reiche Leute; aber ob es das Heinzelmännchen war, das ihnen dazu verhalf, kann ich nicht sagen," fügte Mutter Skau hinzu und hustete und räusperte sich nach der Anstrengung, welche ihr diese ungewöhnlich lange Erzählung bereitet hatte.



Nachdem sie eine Prise Tabak genommen hatte, fühlte sie sich wieder gekräftigt und begann aufs Neue.

„Meine Mutter war eine wahrheitsliebende Frau; sie erzählte eine Geschichte, die sich hier in der Stadt zugetragen hat, und zwar in einer Weihnachtsnacht, und daß die Geschichte wahr ist, weiß ich, denn aus ihrem Munde kam nie ein unwahres Wort."

„Lassen Sie sie uns doch hören, Frau Skau," sagte ich. „Erzähle, erzähle, Mutter Skau," riefen die Kinder.

Sie hustete ein wenig, nahm abermals eine Prise und begann: „Als meine Mutter noch Mädchen war, kam sie mitunter zu einer Wittwe, welche sie kannte; sie hieß — ja wie hieß sie doch nur gleich? Frau — richtig, Frau Evensen hieß sie, und sie war eine Frau, die nur wenig über ihr bestes Alter hinaus war, aber ob sie oben in der Müllerstraße oder im Winkel auf dem kleinen Kirchhügel wohnte, das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Nun war es gerade ein Weihnachtsabend wie heute; da dachte sie bei sich selbst, sie wollte am Weihnachtsmorgen in die Frühpredigt gehen, denn sie war eine fleißige Kirchgängerin, und deshalb stellte sie Wasser zum Kaffee auf, damit sie etwas Warmes zu sich nehmen könnte und nicht nüchtern auszugehen brauchte. Als sie erwachte, fielen die Mondstrahlen auf den Fußboden und als sie nun aufstand und nach der Uhr sehen wollte, war diese stehen geblieben und der Zeiger wies auf halb Zwölf. Da sie nicht wußte, wie spät in der Nacht es war, so ging sie an das Fenster und sah nach der Kirche hinüber. Alle Kirchenfenster waren hell erleuchtet. Sie weckte die Magd und ließ dieselbe, während sie sich ankleidete, Kaffee kochen, und darauf nahm sie das Gesangbuch und ging in die Kirche. Es war auf der Straße vollkommen still und sie sah nicht einen Menschen auf dem Wege. Als sie in die Kirche kam, setzte sie sich in den Stuhl, in welchem sie gewöhnlich zu sitzen pflegte; aber als sie sich umschaute, kam es ihr vor, als sähen die Leute alle so bleich und seltsam aus, gerade als ob sie alle todt wären. Sie erkannte Niemand, dagegen glaubte sie viele schon früher gesehen zu haben, wenn sie sich auch nicht erinnern konnte, wo dies geschehen war. Der Prediger, welcher auf der Kanzel erschien, gehörte nicht zu der Geistlichkeit der Stadt; es war ein großer bleicher Mann, von dem sie ebenfalls meinte, daß sie ihn kennen müßte. Er predigte gar schön, und man vernahm nichts von dem Geräusch und Husten und Räuspern, welches sonst während der Frühpredigt am Weihnachtsmorgen stattzufinden

pflegt, sondern es war so still, daß sie hätte können eine Nadel zur Erde fallen hören, ja so still, daß ihr ganz angst und bange wurde.

Als der Gesang wieder begann, beugte sich eine Frau, die neben ihr saß, zu ihr hin und flüsterte ihr zu: „Wirf den Mantel lose um Dich und geh, denn wartest Du, bis der Gesang zu Ende ist, so ist es um Dich geschehen. Es sind die Todten, die ihren Gottesdienst halten."

„Ach, mir wird angst, mir wird angst, Mutter Skau," jammerte eines der Kleinen und kletterte auf einen Stuhl.

„Still, still, Kind, sie kommt noch ganz gut davon; jetzt sollst Du es hören," versetzte Mutter Skau. „Aber der Wittwe ward ebenfalls angst, denn als sie die Stimme hörte und die Frau ansah, erkannte sie dieselbe; es war ihre Nachbarin, welche vor vielen Jahren gestorben war, und als sie sich jetzt in der Kirche umblickte, erinnerte sie sich deutlich, daß sie sowol den Prediger als auch viele Gemeindeglieder früher gesehen hatte, und daß diese vor vielen Jahren gestorben waren. Das Blut erstarrte ihr, so angst wurde ihr. Sie warf den Mantel lose um sich und ging ihrer Wege; aber da war es ihr, als ob sich Alle umwendeten und nach ihr griffen, und die Beine wankten unter ihr, daß sie fast zu Boden gesunken wäre. Als sie auf die Kirchentreppe hinaus kam, fühlte sie, wie sie am Mantel ergriffen wurde; sie ließ ihn los und eilte, so schnell sie konnte, nach Hause. Kaum war sie an ihrer Hausthüre, so schlug es ein Uhr, und als sie hinein kam, war sie fast halb todt, so ängstigte sie sich. Am Morgen als die Leute nach der Kirche kamen, lag der Mantel auf der Treppe, aber er war in tausend Stücke zerrissen. Meine Mutter hatte ihn früher oftmals gesehen, und ich glaube, sie hat auch eines der Stücke gesehen; aber das ist nun einerlei, es war ein kurzer Mantel von hellrothem Stoffe mit Futter und Besatz von Hasenfell, wie sie in meiner Kindheit noch Mode waren. Jetzt sieht man selten einen solchen, aber es giebt hier in der Stadt und in dem Stifte in der Altstadt noch einige alte Frauen, die ich am Weihnachtsfeste in der Kirche mit solchen Mänteln sehe."



Augenblicklich tummelte sich die ganze Gemeinde im wildesten Tanze umher, und ein großer langer Thalbauer kam auf mich zu, ergriff mich bei der Schulter und sagte: „Du mußt auch mit, Karl!“

Ich wußte nicht, was ich denken sollte, als ich in diesem Augen-



blicke erwachte, einen Griff an meiner Schulter fühlte und sich derselbe Mann, den ich im Traume gesehen hatte, über mein Bett beugte, die Mütze tief über die Ohren hinabgezogen, einen Pelz auf dem Arme, und ein paar große Augen starr auf mich gerichtet.

„Du träumst gewiß, Karl,“ sagte er, „der Schweiß steht Dir auf der Stirn, und Dein Schlaf ist tiefer als der Winterschlaf eines Bären. Ich soll Dir Gottes Frieden und ein fröhliches Weihnachtsfest von Deinem Vater und den Leuten im Thale wünschen. Hier ist ein Brief vom Herrn Amtsrichter und der Pelz für Dich, die Falbe aber steht im Hofe.“

„Aber um Gotteswillen, bist Du es, Thor?“ Es war meines Vaters Knecht, das echte Urbild eines Thalbauers. „Wie in aller Welt bist Du jetzt hierher gekommen?“ rief ich freudig.

„Nun, das will ich Dir sagen,“ erwiderte Thor, „ich komme mit der Falbe; ich war gerade mit dem Herrn Amtsrichter draußen am Strande und da sagte er zu mir: Thor, von hier ist es nicht weit in die Stadt, nimm doch die Falbe und fahre hinein und sieh nach dem Lieutenant, und wenn er gesund ist und mitfahren kann, so nimm ihn mit, sagte er.“

Als wir aus der Stadt fuhren, war es wieder gutes Wetter und wir hatten die prächtigste Fahrt. Die Falbe legte aus mit ihren alten flinken Beinen und so ein Weihnachten, wie ich damals erlebte, habe ich niemals erlebt, weder vorher noch nachher.



Von den Knaben, welche die Trollen im Hedalswalde trafen.

In einer Hütte oben in Vaage im Gudbrandsthale wohnten einmal vor alten Zeiten ein paar arme Leute. Sie hatten viele Kinder, und zwei von den Söhnen, ein paar halbwüchsige Bursche, mußten beständig in der ganzen Gegend umherziehen und betteln. Deshalb waren sie mit allen Wegen und Stegen wohl bekannt und wußten auch den Richtweg nach Hedal.

Einmal wollten sie auch dorthin gehen; sie hatten gehört, daß sich einige Falkenfänger bei Mäla eine Hütte gebaut hatten; nun gedachten sie zugleich dahin zu gehen und sich die Vögel anzusehen, und wie man sie finge, und deshalb schlugen sie den Weg über das Langmoor ein. Es war aber so spät im Herbste, daß die Sennerinnen schon



von den Almen herabgezogen waren. Darum fanden sie nirgends weder Obdach noch Nahrung. So mußten sie denn den Weg nach Hedal verfolgen; aber dieser war nur ein wenig erkennbarer Viehweg, und als die Dunkelheit sie überfiel, kamen sie von dem Pfade ab, fanden auch die Vogelfängerhütte nicht und waren, ohne zu wissen wie, mitten im dichtesten Walde. Da sie merkten, daß sie nicht weiter kommen konnten, hieben sie mit dem Handbeil Tannenzweige ab, zündeten ein Feuer an und bauten sich eine Hütte aus den Zweigen, rissen dann Haidekraut und Moos aus und machten sich ein Lager daraus. Nachdem sie eine Weile gelegen hatten, hörten sie, wie Jemand schnaubte und stark mit der Nase schnüffelte. Die Knaben horchten auf und lauschten, ob es Thiere oder Waldtrollen wären, die sie hörten. Aber da schnüffelte es noch stärker und eine Stimme sagte:

„Ich wittere, wittere Christenblut!“

Da hörten sie es so schwer einherschreiten, daß die Erde schwankte, und nun wußten sie, daß die Trollen draußen waren.

„Gott helfe uns, was sollen wir nun anfangen?“ sagte der jüngste Knabe zu seinem Bruder.

„Ei, bleibe nur stehen unter der Fichte, wo Du stehst und mache Dich bereit, die Säcke zu ergreifen und auszureißen, sobald Du sie kommen siehst, und ich werde das Beil nehmen,“ sagte der andere.

In demselben Augenblicke sahen sie die Trollen angesetzt kommen, und diese waren so groß und plump, daß ihre Köpfe bis zu den Baumwipfeln reichten. Es waren ihrer drei, aber sie hatten zusammen nur ein Auge und das gebrauchten sie abwechselnd; jeder hatte ein Loch in der Stirn, und in dieses legten sie es und richteten es mit der Hand; der, welcher voranging, mußte es immer haben, und die anderen gingen hinterher und hielten sich an dem ersten fest.

„Reiß aus!“ sagte der älteste der Knaben, „aber fliehe nicht zu weit, ehe Du siehst, wie es geht; da sie das Auge so hoch haben,

so fällt es ihnen schwer, mich zu sehen, wenn ich von hinten auf sie los komme.“

Der Bruder rannte voran, und die Trollen liefen hinterher; indessen ging der älteste Knabe von hinten auf sie los und hieb den hintersten Troll in das Fußgelenk, so daß er einen gräßlichen Schrei ausstieß und es dem ersten Troll so angst wurde, daß er zusammenschrak und das Auge fallen ließ. Der Knabe war aber schnell bei der Hand und erhaschte es. Es war größer als zwei zusammengelegte Schüsseln und so hell und scharf, daß es, obgleich es doch kohlschwarze Nacht war, wie der lichte Tag wurde, als er hindurch blickte.

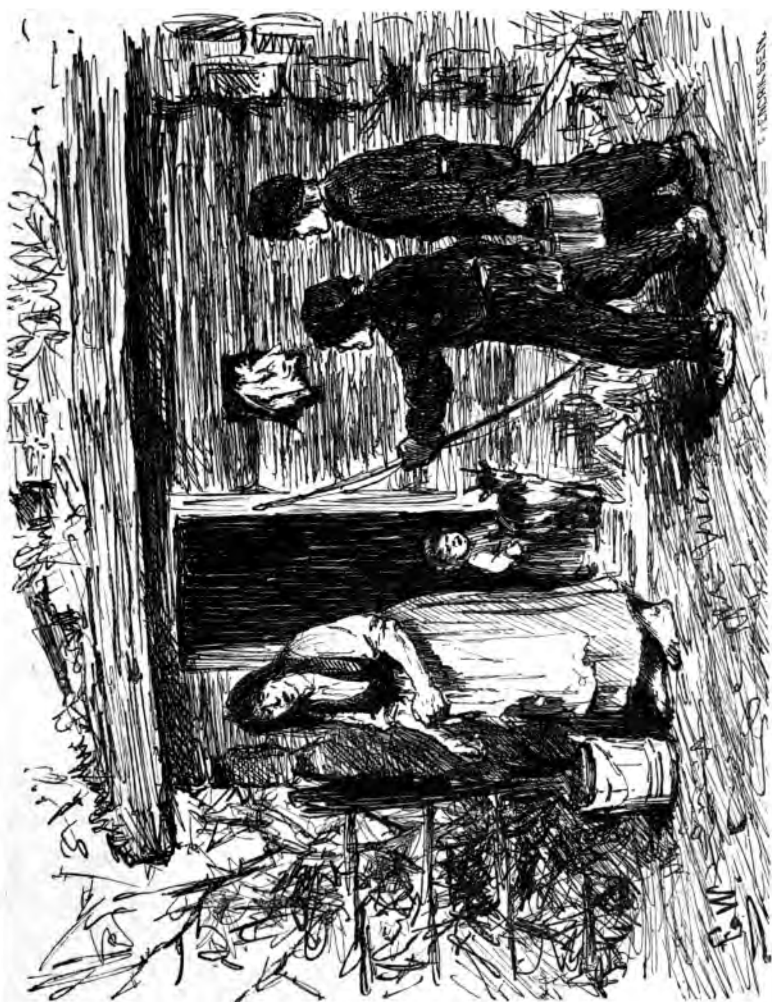
Als die Trollen merkten, daß er ihnen das Auge weggenommen und einen von ihnen beschädigt hatte, begannen sie ihm alles mögliche Böse anzudrohen, wenn er ihnen nicht sofort das Auge wiedergäbe.

„Ich fürchte mich weder vor Trollen noch Drohungen,“ sagte der Knabe. „Jetzt habe ich allein drei Augen und Ihr drei habt keines, und überdies müssen zwei von Euch noch den dritten tragen.“

„Bekommen wir unser Auge nicht augenblicklich zurück, so sollst Du zu Stein werden!“ schrien die Trollen.

Aber der Knabe meinte, das ginge nicht so schnell; ihm wäre weder vor Prahlerei noch Zauberei bange, sagte er, und ließen sie ihn nicht in Frieden, so würde er auf sie alle drei losschlagen, daß sie wie Gewürm auf der Erde umherkriechen müßten.

Als die Trollen das hörten, wurde ihnen angst und sie fingen an gute Worte zu geben. Sie baten gar schön, er möchte ihnen das Auge doch wiedergeben, dann sollte er auch Gold und Silber und alles bekommen, was er haben wolle. Das gefiel nun dem Knaben recht gut, aber er wollte das Gold und Silber erst haben, und deshalb sagte er, wenn einer von ihnen heimgehen und so viel Gold und Silber holen wollte, daß er und sein Bruder ihre Säcke damit füllen könnten und wenn sie dazu noch zwei Bogen von Stahl



erhielten, dann sollten die Trollen das Auge wieder bekommen, aber so lange wolle er es behalten.

Die Trollen wurden sehr böse und sagten, es könne ja keiner von ihnen gehen, wenn sie nicht erst das Auge zum Sehen erhielten, aber nun fing einer von ihnen an, nach der Frau zu schreien, denn sie hatten auch alle drei zusammen eine Frau. Nach einer Weile antwortete es von einer Bergkuppe weit nach Norden zu. Da sagten die Trollen, sie solle mit zwei Bogen von Stahl und mit zwei Eimern voller Gold und Silber kommen, und nun dauerte es nicht lange, bis sie da war. Als sie erfuhr, wie es ihnen ergangen war, begann sie ebenfalls mit Zauberei zu drohen. Aber den Trollen wurde bange und sie baten, sie möchte sich vor der kleinen Wespe in Acht nehmen, denn sonst wäre sie nicht sicher davor, daß sie nicht auch um ihr Auge käme. Da warf sie dem Knaben die Eimer voll Gold und Silber und die Bogen zu und kehrte mit den Trollen, welche froh waren, ihr Auge wieder zu haben, auf den Berg zurück, und seit der Zeit hat Niemand mehr gehört, daß die Trollen nach dem Hedalswalde gegangen wären und nach Christenblut geschnüffelt hätten.



Erzählungen des Jägers Matthias.

An einem schönen Sonnabend im November 1836 kam ich zu meinem guten Freunde, dem Gutsbesitzer im Rittethal. Ich war schon ziemlich lange nicht da gewesen, und da er nicht der Mann ist, der einen alten Freund mit einem neuen Gesicht empfängt, so

mußte ich zum Mittagessen und Kaffee dableiben, was mir nach der zwei Meilen langen Wanderung von der Stadt her auch ganz gelegen kam. Kaum war der Kaffee aufgetragen, so kamen mehrere Bekannte vom Pfarrhause herüber. Nach der Sitte des Hauses wurde nun Punsch vorgesetzt, die Unterhaltung wurde lebhaft, und wir sprachen den Gläsern so fleißig zu und ich blickte so oft in die hellen blauen Augen der schönen Tochter, daß ich die für den Sonntag verabredete Jagdpartie in Gjerdrum beinahe vergaß. Die Sonne stand schon am Rande des Bergrückens, und wenn ich mein Ziel erreichen wollte, so lange die Leute noch auf waren, so war gar nicht daran zu denken, daß ich den langen Weg erst um die Kirche im Thale herum nach Midtskov*) hinauf und von da durch den größten Theil von Gjerdrum den schlechten Weg über die Moorebene gehen konnte, der nach der frischen Novemberkälte, die wir gehabt hatten, jetzt doppelt schlimm und holperig sein mußte. Ich ging deshalb nach Nybraat hinauf, dem letzten Hause oben am Berge, eine Strecke oberhalb der Kirche, und bemächtigte mich des alten Jägers Matthias, der gleich bereit war, mich zu begleiten und mir den Richtweg über den Bergrücken zu zeigen, „sobald er sich nur erst sein Primchen Kautabak in den Mund geschoben hätte.“

Es war eine köstliche Abendstunde; am westlichen Himmel glühte noch die winterliche Abendröthe. Eine leichte Kälte gab der Luft jene Frische, welche unsere Novembertage bisweilen so herrlich macht. Aus dem Bache stiegen Dünste empor und bedeckten die Bäume mit Reif, so daß ihre Zweige Silberkrystallen glichen.

Wir gingen schnell fürbaß, und nach einem Schluck aus der Jagdflasche wurde der Alte bald redselig.

---

*) Viele Ortsnamen sind bezeichnend für die Lage und Beschaffenheit des Ortes, z. B. Midtskov = Mittenwald, Nybraat = Neurode, Askvagg = Aschenwiese; die Uebersetzung unterbleibt aber, zumal dieselbe nicht überall möglich ist.

Er plauderte von allerlei, von Jagd und Jagdwesen, von dem Unverstand, daß Ole Gjörtler, der doch zum Kirchspiele Gjerdrum gehörte, seine Vogelhütte in Solbergmark errichten dürfte, und dazu gab er mir noch die Geschichte von den neun Bären zum Besten, die er geschossen haben wollte, ferner seine Reise nach dem Hallingthal, als der Pfarrer umzog, und machte außerdem eine Menge nur allzu wahrer Bemerkungen darüber, wie unvernünftig die Gjerdrumer mit ihren Gemeindegrundstücken verführen, und über noch viele andere Dinge, deren ich mich nicht mehr entsinnen kann. Als wir auf Askvang anlangten, war längst das letzte Tageslicht verschwunden, allein der Mond, der sich eben über dem Horizont erhob, warf seinen unsichern Schein durch die Baumwipfel. Da wir an der verlassenen Sennhütte vorüberschritten, kamen wir vermuthlich über eine frische Hasenfährte, denn die Hunde begannen in der Koppel unruhig zu werden.

„Nun gilt es, ob die Koppel stark ist," sagte Matthias, der sie aus allen Kräften zurückhielt, „denn hier ist es nicht richtig."

„Darin kannst Du Recht haben," erwiderte ich, „denn es ist nicht hell genug zum Schießen; stände der Mond schon über den Baumwipfeln, so solltest Du bald ein richtiges Bellen hören."

„Ja, das kann schon sein," fuhr er fort, indem er vorsichtig nach der Sennhütte zurückblickte, „aber es heißt, daß sich hier zu dieser Zeit das Waldweib aufhält."

„Wirklich? Hast Du sie vielleicht selbst gesehen?"

„Nein," versetzte er, „hier habe ich von ihr nie etwas verspürt."

„Aber wo hast Du sie denn da gesehen, Matthias?" fragte ich neugierig. „Wie ich merke, glaubst Du doch sicherlich, daß es solche unterirdische Wesen gibt?"

„Ja, sollte ich nicht glauben, was darüber in der heiligen Schrift zu lesen steht?" erwiderte er. „Als unser Herrgott die gefallenen Engel hinabstieß, da fielen einige in die Hölle; aber die sich nicht so arg versündigt hatten, die sind ja in der Luft und unter der Erde

und in dem Meere, das weiß ich. Und überdies habe ich solche Wesen selbst in Wald und Feld gehört und gesehen."

„Davon mußt Du mir etwas erzählen, Matthias," sagte ich, „wir können uns davon beim Gehen unterhalten."

„Ja, wenn Ihr Lust habt, es anzuhören, so kann ich davon genug erzählen," entgegnete er und begann.

„Das erste Mal als ich das Waldweib sah, da mochte ich so ungefähr acht bis neun Jahr alt sein, und es war oben auf der Landstraße zwischen Bjerke und Mo. Ich kam die Landstraße daher, denn mein Vater hatte mich ausgeschickt, da kam plötzlich auf der rechten Seite des Weges ein großes schönes Weib quer über den Sumpf einhergeschritten; dort ist er gerade voller Löcher und Weidenbüsche. Ich erinnere mich dessen so deutlich, als ob ich sie noch vor meinen Augen sähe, denn es mochte wohl so hell als jetzt sein. Sie hatte einen braunen Rock an und ein helles Kopftuch und in der linken Hand ein Strickzeug, und schön war sie; sie ging also quer über den Sumpf und kümmerte sich um die Weidenbüsche und Sumpflachen nicht im geringsten; sie ging, als ob diese gar nicht da gewesen wären. Ich sah ihr nach, während ich den Weg entlang ging; als ich aber eine Strecke weiter geschritten und ein Hügel zwischen uns gekommen war, so konnte ich sie nicht länger sehen. Nun dachte ich: es ist doch unrecht, daß das Weib da durch den Sumpf waten soll, du solltest auf den Hügel steigen und ihr sagen, daß sie vom Wege abgekommen ist. Ich stieg hinauf, aber da war nichts anderes als der Mond zu sehen, der auf die Wasserlachen im Sumpf hinabschien, und nun konnte ich mir ja doch denken, daß es das Waldweib gewesen war."

Obgleich es mir vorkam, als gehöre noch mehr dazu, um zu glauben daß es das Waldweib gewesen sei, so behielt ich meinen Zweifel doch für mich, da ich voraussah, daß meine Einwendungen seinen Glauben nicht wankend machen, sondern ihn nur zum Schweigen

bringen würden; ich fragte ihn deshalb nur, ob er dergleichen Erscheinungen nicht öfter gesehen hätte.

„O ja, oft genug; ich habe Mancherlei und Vielerlei gesehen, und manche wunderliche Laute in Wald und Feld gehört," sagte Matthias. „Ich habe es oft fluchen, schwatzen und singen hören; andere Male habe ich so schöne Musik vernommen, daß ich gar nicht beschreiben kann, wie schön sie war. Aber da war ich einmal draußen auf dem Vogelsang — es konnte vielleicht gegen Ende August sein, denn die Blaubeeren waren reif und die Preißelbeeren begannen sich zu röthen — ich saß nach einem schmalen Pfade hingewendet auf einem niedrigen Hügel zwischen einigen Sträuchern, so daß ich den Pfad und ein kleines Thal, wo nichts als Haidekraut wuchs, übersehen konnte; weiter unten befanden sich einige finstere Felsenhöhlen. Ich hörte, wie unten im Haidekraut ein Huhn gackerte und gackerte; ich lockte und dachte: kriege ich dich jetzt zu sehen, so sollst du zum letzten Male gegackert haben, aber da hörte ich, daß hinter mir auf dem Fußpfade etwas einher geschlichen kam. Ich sah mich um, und da war es ein alter Mann, aber das seltsamste war, daß er gleichsam drei Beine hatte, und eines davon hing und schlenkerte zwischen den beiden andern, während er den Pfad hinabging; ja er ging auch nicht einmal richtig, sondern es war vielmehr, als ob er hinabglitt, und dann verschwand er unten im Thale in einem der finstersten Schlupflöcher. Ich bemerkte, daß ich ihn nicht allein gesehen hatte, denn gleich hinterher kam die Auerhenne sich zusammenduckend hinter einem Hügel hervor, schüttelte den Kopf, machte einen langen Hals und sah vorsichtig nach der Stelle hinunter, wo der Mann verschwunden war. Aber natürlich lag ich schnell im Anschlag, zielte, und knall! da lag sie und schlug mit den Flügeln."

„Das war nun das; aber einmal daheim in Laskerud — es war nicht lange danach, wo ich das Waldweib auf der Landstraße sah — an einem Weihnachtsabend war es, da fuhren ich und meine Brüder

Schlitten und machten nicht weit von einer kleinen Bergspitze Schneemänner, und da muß ich nur sagen, trieben die Unterirdischen ihr Wesen. Wir spielten und lärmten nun wie Kinder thun, und es war schon nicht mehr weit vom Abend. Mein jüngster Bruder war nicht älter als vier oder fünf Jahr und schrie und jauchzte und war lustig; aber plötzlich sagte es im Berge: „Geht jetzt heim!“ — Aber nein, wir blieben, denn es schien uns noch früh zu sein. Aber es dauerte nicht lange, so sagte es wieder: „Geht jetzt sofort heim!“ — „Nein, höret nur,“ sagte mein kleiner Bruder, denn er begriff es noch nicht, daß man nicht davon sprechen durfte, „nun sagen sie dort im Berge, daß wir heim gehen sollen!“ Wir folgten nicht, sondern fuhren fort zu lärmen; aber da schrie es mit einem Male so, daß es uns in den Ohren dröhnte; „Geht ihr jetzt nicht augenblicklich heim, dann will ich . . . . .“ Mehr hörten wir nicht, denn die Beine wurden uns so flink, daß wir nicht eher Halt machten, als bis wir zu Hause vor der Thür ankamen.“

„Ein anderes Mal — aber es war lange nachher, wir waren da schon alle erwachsen — an einem Sonntagsmorgen war es, da kamen ich und mein Bruder nach Hause, denn wir waren die Nacht über draußen gewesen und hatten gefischt, und da hörten wir ein lautes Gebell in der Solberger Flur, es mußten gar viele Hunde sein und es klang so schön. Ich war müde, ging hinein und legte mich schlafen; aber mein Bruder sagte, das Wetter käme ihm so klar vor, daß er Lust hätte, das Gebell noch anzuhören. Aber da war es plötzlich verstummt. Da ging er hin, denn er dachte, er könnte vielleicht den Hasen zu sehen bekommen oder ihn wieder aufjagen. Aber als er auf einen Baumstumpf zuging, da stand ein roth angestrichenes Gebäude gerade vor ihm, so groß und prächtig, aber alle Fenster waren schief und die Thüren ebenfalls. Er begriff gar nicht, was für ein Gebäude das sein könnte, welches in einer Gegend lag, wo er so gut bekannt war; er hatte

es nie zuvor gesehen. Vor dem Hause war ein großes Moor; darüber wollte er gehen und sich das Haus ein wenig näher ansehen. Leute waren darin nicht zu erblicken. Da dachte er bei sich selbst, er wollte nach Hause gehen und es mir erzählen und mich auch dahin führen."

„Ach, das war Schade," sagte ich, „daß er nicht sein Messer darüber hin warf oder darüber hin schoß, denn ein Gewehr hatte er ja bei sich, und ehe ihr zurück kamet, war doch wohl das Ganze verschwunden?"

„Ja, das könnt Ihr glauben," versetzte Matthias; „wäre ich es gewesen, dann hätte ich mitten hineingeschossen; aber er wurde rein verdutzt. Aber nun laßt Euch nur erzählen, denn es ging noch weit schlimmer: als er mitten auf das Moor gekommen war, wimmelte es da so von Leuten, daß er sich ordentlich mit den Elbogen vorwärts drängen mußte, aber alle hatten sie keine Jacken an, und alle gingen sie nordwärts. Er kam nicht weiter als bis an den Hügel, da schlugen sie ihn nieder, und dort blieb er liegen, bis meine Schwestern am Abend die Kuh heim trieben; da lag er und hielt die geballten Fäuste vor das Gesicht, und das war ganz blauschwarz, und dicker Schaum stand ihm vor dem Munde. Sie erschraken nun gar sehr, wie sich leicht denken läßt, zogen ihn mit sich hinein und legten ihn auf die Bank, und dann holten sie mich. Als ich ihn zu sehen bekam, merkte ich sogleich, daß das nicht mit rechten Dingen zuging und ich wußte nur ein einziges Mittel: ich nahm die Büchse von der Wand, die scharf geladen war, und dann schoß ich dicht an ihm vorbei, aber er rührte sich eben so wenig wie der Baumstamm, den die Gjerdrumer da mitten über den Weg gelegt haben. Ja, er, lag so todt da wie ein Stein.

„So so! dachte ich, dann lud ich von Neuem. „Kommt und faßt mit an, Mädchen," sagte ich, „wir wollen ihn wieder dahin legen, woher wir ihn holten, denn hier nützt es doch nichts." Wir thaten



so, wir legten ihn auf den Hügel, und dann schoß ich wieder; aber nun erwachte er natürlich. Wenn er bei dem Schusse nicht sogleich erschrocken aufsprang, so will ich hier nicht lebendig vom Flecke kommen! Und dann glotzte und starrte er so schrecklich um sich, daß uns fast angst vor ihm wurde. So brachten wir ihn denn wieder nach Hause, er war ganz hinfällig geworden und hinterher wurde er kränklich und so häßlich, daß Ihr es gar nicht glauben könnt. Wo er stand, da stand er und starrte vor sich hin, als ob ihm die Augen aus dem Kopfe springen wollten, er wollte nicht essen und redete mit Niemandem, wenn man nicht zuerst mit ihm redete; er war verhext. Aber nach und nach besserte es sich mit ihm und da erst erzählte er uns, wie es ihm ergangen war.

„Das sind die einzigen Male, daß ich so etwas gesehen habe," sagte Matthias.

„Hast Du nie das Heinzelmännchen gesehen?" fragte ich.

„Herr Jesus! ja, das habe ich," erwiderte Matthias mit vollster Ueberzeugung; „es war, während ich noch daheim bei meinen Eltern in Laskerud war, denn da war das Heinzelmännchen. Ich sah es nur ein einziges Mal. Wir Kinder hatten uns schlafen gelegt, aber der Alte wollte erst noch auf den Hof hinaus, und es war ganz heller Mondschein, da saß auf der Scheuneneinfahrt ein kleiner Bursch und baumelte mit den Beinen hin und her und blickte zum Mond hinauf, so daß er den Alten nicht bemerkte."

„Geh jetzt hinein und lege Dich schlafen, Matthias," sagte der Alte, denn er glaubte, ich wäre es, „und sitze nicht so da und starre den Mond an, denn es ist schon sehr spät." Aber in demselben Augenblicke war der Bursche verschwunden, und als der Alte hinein kam und nach mir fragte, da lag ich schon im Bette und schnarchte."

„Aber ich wollte davon erzählen, wie ich selbst ihn sah. Ich war eben herangewachsen, denn es war ein Jahr nach meiner Confirmation; es war eines Sonnabends Nachmittags, ich war mit Bohlen

nach der Stadt gewesen und hatte an diesem Tage einen kleinen Rausch. Sobald ich heim gekommen war, legte ich mich schlafen. Gegen Abend stand ich auf, und nachdem ich etwas gegessen hatte — viel war es nicht, denn es war mir gar wüst im Kopfe — da sagte mein Vater zu mir; „Ehe Du Dich wieder schlafen legst, mußt Du dem Falben noch sein Nachtfutter geben, denn die Andern sind gewiß aus und laufen den Dirnen nach.“

„So sah ich denn zuerst in den Stall hinein nach dem Falben, und der stand da und wieherte, und dann ging ich auf den Stallboden und wollte einen Arm voll Heu holen; aber da faßte ich zwei zottige Ohren wie von einem Hunde, und gleich darauf sah ich zwei Augen, so roth wie glühende Kohlen, die glotzten und starrten mich an. Ich dachte nicht anders, als es wäre ein Hund, und warf ihn in das untere Scheunenfach, so daß er darin versank. Als ich nun das Heu in die Raufe gelegt hatte, ging ich auf die Tenne und nahm einen alten Harkenstiel mit, mit dem ich ihn herausjagen wollte, und ich suchte und jagte, und es war da nicht ein Loch so groß, daß sich auch nur ein Wiesel hätte hindurchdrängen können, aber fort war er und fort blieb er. Und in dem Augenblicke als ich hinaus gehen wollte, da war es doch richtig, als ob mir Jemand die Beine unter dem Leibe fortgeschlagen hätte, und ich plumpte so gewaltig hin, wie ich noch nie hingeplumpt bin; und als ich wieder auf die Beine kam, da stand das Heinzelmännchen in der Stallthüre und grinste und lachte laut, daß die rothe Zipfelmütze hin und her wackelte.“ —

So erzählte Matthias unermündlich weiter von Wichtelmännern, Waldweibern und Heinzelmännern, bis wir nach Kulrudsaas kamen, von wo man die große Fläche bei Ober-Romerike überschaut, die jetzt im hellen Mondenscheine vor uns lag; gegen Norden erhob sich bläulich der Mistberg mit einzelnen Schneeflecken; gerade vor mir in der Tiefe hatte ich Heni und die Gjerdrumer Kirchen; nach diesen konnte ich mich richten, und da ich überdies von früheren Jagden

her in der Gegend wohl bekannt war, so sagte ich meinem Führer Lebewohl und war so glücklich, meinen Bestimmungsort zu erreichen, ohne von Heinzelmännchen geneckt oder von Waldweibern in Versuchung geführt zu werden.



Der Bursch und der Teufel.



Es war einmal ein Bursch, der ging auf einem Wege und knackte Nüsse; da fand er eine, die wurmstichig war, und in demselben Augenblicke begegnete er dem Teufel. „Ist es wahr,“ sagte der Bursch, „was die Leute behaupten, daß sich der Teufel so klein machen kann, wie er will, und sich durch ein Nadelöhr hindurchzwängen?“ — „Ja,“ erwiderte der Teufel. — „Ei, laß es mich einmal sehen und kriech' in diese Nuß hinein,“ bat der Bursch, und der Teufel that es. Als der Teufel durch das Wurmloch gekrochen war, schlug der Bursch ein Pflöckchen hinein. „Nun habe ich Dich!“ sagte er und steckte die Nuß in die Tasche. Als er eine Strecke gegangen war, kam er zu einer Schmiede; da ging er hinein und bat den Schmied, daß er ihm die Nuß öffnen möchte. „Ja, das soll leicht gethan sein,“ antwortete der Schmied und nahm seinen kleinsten Hammer, legte die Nuß auf den Amboß und schlug zu; aber sie zersprang nicht in Stücke. Da nahm er einen etwas größeren Hammer, aber der war auch nicht schwer genug; nun nahm er einen noch größeren, aber auch der that es noch nicht, und da wurde der Schmied ärgerlich und nahm den allergrößten Hammer. „Ich will Dich


Otto Sinding

dennoch entzwei bekommen," sagte er und schlug mit aller Kraft zu; da zersprang die Nuß, daß das halbe Schmiededach abflog und es krachte, als ob die Hütte einstürzen wollte. „Ich glaube gar, der Teufel war in der Nuß," sagte der Schmied. — „Ja, das war er auch," versetzte der Bursch.





Vom Manne, der die Hauswirthschaft besorgen sollte.

Es war einmal ein Mann, der war immer mürrisch und zornig, und die Frau that ihm nie genug im Hause. Eines Abends in der Heuernte kam er heim und brummte und zankte und fluchte, daß

es ganz schrecklich war. „Ach, lieber Mann, sei doch nicht so böse," sagte die Frau; „morgen wollen wir mit der Arbeit tauschen: ich will mit den Mähern auf die Wiese gehen und Du kannst dann die Hauswirthschaft besorgen." — Das gefiel dem Manne. Früh



am Morgen nahm die Frau die Sense auf die Schulter und ging mit den Mähern hinaus auf die Wiese um zu mähen. Der Mann sollte nun zu Hause wirthschaften. Zuerst wollte er Butter machen; als er jedoch eine Weile gebuttert hatte, wurde er durstig, ging in

den Keller hinab und wollte sich einen Krug Bier zapfen. Während er dabei war, hörte er, daß das Ferkel in die Stube gekommen war. Er eilte augenblicklich fort mit dem Zapfen in der Hand und, so schnell er konnte, die Kellertreppe hinauf, damit das Ferkel das Butterfaß nicht umwürfe. Als er aber gewahrte, daß das Ferkel das Butterfaß doch umgestürzt hatte und von der Sahne leckte, die über den Fußboden floß, wurde er so jähzornig, daß er gar nicht mehr an die Biertonne dachte und aus Leibeskräften hinter dem Ferkel her rannte. An der Thür holte er es ein und versetzte ihm einen so kräftigen Fußtritt, daß es auf der Stelle liegen blieb. Jetzt erst dachte er wieder daran, daß er noch immer mit dem Zapfen in der Hand umherlief; als er jedoch in den Keller hinunterkam, war das Bier schon völlig ausgelaufen.

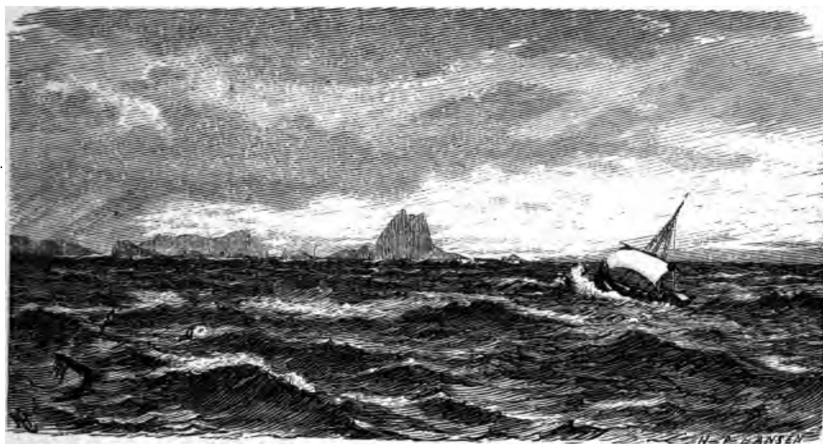
Darauf ging er in die Milchkammer und fand so viel Sahne, daß er das Butterfaß noch einmal füllen konnte, und nun begann er abermals zu buttern, denn Butter wollte er zum Mittag haben. Als er eine Weile gebüttert hatte, fiel ihm ein, daß die Milchkuh noch im Stalle stand und weder Saufen noch Fressen bekommen hatte, obgleich es bereits ziemlich hoch am Tage war. Da er es jetzt für zu spät hielt, um mit ihr nach dem Grasgarten zu gehen, so gedachte er sie oben auf das Dach zu bringen; die Hütte hatte nämlich ein Rasendach und auf demselben stand hohes prächtiges Gras. Sie lag unmittelbar neben einem steilen Hügel, und so meinte er die Kuh leicht hinaufbringen zu können, wenn er nur eine Planke von dem Hügel auf das Dach hinüberlegte. Das Butterfaß durfte er aber freilich nicht wieder stehen lassen, denn sein kleiner Junge kroch auf der Erde umher; der konnte es leicht umstoßen. Er nahm nun das Butterfaß auf den Rücken und ging hinaus; zuerst aber wollte er die Kuh saufen lassen. Er nahm deshalb einen Eimer, um Wasser aus dem Brunnen heraufzuziehen; aber als er sich über den Rand hinüberbeugte, floß die Sahne aus dem Butterfaß ihm über den Hals und in den Brunnen hinein. Es ging stark auf Mittag; Butter hatte er nicht fertig gebracht,

so gedachte er Grütze zu kochen, und hängte deshalb einen Kessel mit Wasser über den Heerd. Als er dies gethan hatte, fiel ihm ein, daß die Kuh vom Dache fallen und sich Hals und Beine brechen könnte; er stieg also auf das Dach, um sie fest zu binden. Das eine Ende des Strickes band er der Kuh um den Hals, das andere ließ er durch den Schornstein hinab und band es sich selbst um den Schenkel, denn das Wasser kochte schon und er mußte die Grütze hineinrühren. Unterdessen fiel die



Kuh doch vom Dache und zog den Mann an dem Stricke durch den Schornstein empor. Da saß er nun fest, und die Kuh hing draußen an der Wand zwischen Himmel und Erde und konnte weder hinauf noch hinab. Die Frau hatte schon lange darauf gewartet, daß der Mann sie zum Mittagessen rufen sollte, aber immer vergebens. Endlich dauerte es ihr doch gar zu lange und sie ging ungerufen heim. Als sie die Kuh hängen sah, hieb sie den Strick mit der Sense durch. Nun fiel der Mann den Schornstein hinunter, und als die Frau in die Stube kam, stand er auf dem Kopfe im Grützkessel.





Die Raben von Udröst.

Im Meere westlich von Helgelands Riff,
Da schwimmt ein Eiland auf schimmernden Wogen,
Doch naht sich ein Schiffer im schnellen Schiff,
So kommen die Wolken gezogen,
Und hüllen dicht ein den winkenden Strand;
Zu landen keinem gelinget;
Gedanken nur eilen, von Sehnsucht beschwinget,
Gen Westen zum herrlichen Elfenland.

Welhaven.

Bei der Heimkunft begegnet es den nordländischen Fischern nicht selten, daß sie Strohhalme am Steuerruder hängend oder Gerstenkörner in einem Fischmagen finden. Dann heißt es, sie wären über Udröst oder irgend ein anderes Elfenland gesegelt, wovon die Sage in den Nordlanden geht. Sie zeigen sich nur frommen Menschen oder Sonntagskindern, die auf dem Meere in Lebensgefahr sind, und tauchen auf, wo es sonst kein Land gibt. Die Unterirdischen, die hier wohnen, treiben Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Schifffahrt wie

andere Leute; aber hier scheint die Sonne über grüneren Weiden und reicheren Aeckern als an irgend einer anderen Stelle in den Nordlanden, und glücklich der, welcher dorthin gelangt, oder eine dieser sonnigen Inseln zu sehen bekommt; „er ist geborgen," sagt der Nordländer. Ein altes Lied in Peter Dass's Dichterweise enthält eine vollständige Schilderung einer Insel draußen vor Träne in Helgeland, Sandfläs genannt, mit fischreichen Küsten und einem Ueberflusse an allerlei Wild. So soll sich auch bisweilen mitten im Westfjord ein großes flaches Ackerland zeigen, welches nur so hoch auftaucht, daß gerade die Aehren aus dem Wasser hervorragen; und vor Röst, auf der Südspitze der Lofoten, soll es ein ähnliches Feenland mit grünen Hügeln und gelben Gerstenäckern geben; dies heißt Udröst. Der Bauer auf Udröst hat seine Jacht wie andere Nordlandsmänner, bisweilen kommt er den Fischern oder Küstenschiffern unter vollen Segeln entgegen, und in dem Augenblicke, wo sie mit ihm zusammenzustoßen fürchten, ist er verschwunden.

Auf Värö, ganz nahe bei Röst, wohnte einmal ein armer Fischer, der hieß Isaak; er besaß nichts als ein Boot und ein paar Ziegen, die seine Frau mit Fischabfällen und den Grashalmen, die sie auf den Felsen rings umher sammeln konnte, nothdürftig ernährte; aber die ganze Hütte hatte er voll hungriger Kinder. Dennoch war er stets zufrieden, wie unser Herr es fügte. Das einzige, worüber er klagte, war, daß ihn sein Nachbar nie recht in Ruhe ließ; es war ein reicher Mann, der da meinte, er müßte alles besser haben als so ein armer Schlucker wie Isaak, und deshalb wollte er Isaak fort haben, damit er den Hafen bekommen könnte, den dieser vor seiner Hütte hatte.

Eines Tages war Isaak zum Fischen einige Meilen auf das Meer hinausgefahren, da wälzte sich ein dichter Nebel auf ihn zu, und plötzlich brauste ein so gewaltiger Sturm daher, daß er alle Fische über Bord werfen mußte, um das Boot zu erleichtern und das Leben zu

retten. Trotzdem war es nicht leicht, das Boot flott zu erhalten; aber er lenkte das Fahrzeug gar gewandt durch und über die Sturzwellen hin, die es jeden Augenblick zu verschlingen drohten. Als er fünf bis sechs Stunden immer in gleicher Weise gesegelt war, dachte er, daß er bald irgendwo Land treffen müßte. Aber Zeit auf Zeit verging, und der Sturm und der Nebel wurden schlimmer. Da kam ihm die Ahnung, daß er in das Meer hinaus steuerte, oder daß der Wind sich gedreht hätte, und zuletzt war er überzeugt, daß es so sein mußte, denn er segelte und segelte, aber er erreichte kein Land. Plötzlich hörte er vorn vor dem Steven ein häßliches Geschrei, und er glaubte nichts anderes, als daß es der Meermann wäre, der sein Sterbelied sänge. Er betete zu Gott für Weib und Kind, denn jetzt hielt er seine letzte Stunde für gekommen. Als er so da saß und betete, sah er etwas Schwarzes schimmern, aber als er näher kam, waren es nur drei Raben, die saßen auf einem Stück Treibholz, und husch! war er an ihnen vorbei. So ging es nun gar weit und lange, und er wurde so durstig und so hungrig und müde, daß er sich gar keinen Rath wußte, und fast mit dem Steuerruder in der Hand einschlief; aber plötzlich scharrte das Boot über den Strand und stieß auf. Da riß Isaak die Augen nicht schlecht auf. Die Sonne brach durch den Nebel und warf ihre Strahlen über ein herrliches Land; die Hügel und Berge waren grün bis zum Gipfel hinauf, Aecker und Wiesen zogen sich daran empor, und er glaubte einen Duft von Blumen und Gräsern einzuathmen, so süß, wie er ihn noch nie empfunden hatte.

„Gott sei Lob, jetzt bin ich geborgen; dies ist Udröst, sagte Isaak bei sich selbst. Gerade vor ihm lag ein Gerstenacker mit Aehren so groß und voll, daß er nie etwas ähnliches gesehen hatte und durch diesen führte ein schmaler Pfad zu einer mit Rasen bedeckten Erdhütte hinauf, und oben auf der Hütte graste eine weiße Ziege mit vergoldeten Hörnern und ein Euter hatte sie so groß wie die größte Kuh; vor der Thür saß ein kleiner Mann in blauem Anzuge auf einem Baumstumpfe

und schmauchte aus einer kurzen Pfeife; er hatte einen Bart so groß und lang, daß er weit auf die Brust hinab reichte.

„Willkommen auf Udröst, Isaak," sagt der Alte.

„Grüß Gott, Vater," erwiderte Isaak. „Kennt Ihr mich denn?

„Das wird schon so sein," sagte der Alte; „Du willst wohl heute Nacht hier Obdach haben?"

„Ja, Vater, ich nähme gern mit allem fürlieb," versetzte Isaak.

„Es ist nur schlimm mit meinen Söhnen, sie können keinen Christenmenschen riechen," sagte der Alte. „Bist Du ihnen nicht begegnet?"



„Nein, ich bin nur drei Raben begegnet, die saßen und schrien auf einem Stück Treibholz," erwiderte Isaak.

„Ja, das waren meine Söhne," entgegnete der Alte, und darauf klopfte er seine Pfeife aus und sagte zu Isaak: „Geh nur einstweilen hinein; ich kann mir denken, daß Du hungrig und durstig bist."

„Dank für die Einladung, Vater, versetzte Isaak.

Aber als der Mann die Thüre aufmachte, war es drinnen so prächtig, daß Isaak ganz starr vor Verwunderung wurde. So etwas hatte er nie zuvor gesehen. Der Tisch war mit den köstlichsten Speisen

gedeckt, dicke Milch und Seebarschen und Rehbraten und Fischleberklöse mit Syrup und Käse belegt, ganze Haufen von Bretzeln, Branntwein und Bier und Meth, und allerlei gute Dinge. Isaak aß und trank, so viel er nur immer konnte und doch wurde sein Teller nie leer, und so viel er auch trank, so blieb doch das Glas immer voll. Der Alte aß nicht viel und sagte auch nicht viel; aber während sie so da saßen, hörten sie draußen Geschrei und Lärm, und da ging der Alte hinaus. Nach einer Weile kam er wieder mit seinen drei Söhnen herein; als sie in die Thüre traten, erschrak Isaak ein wenig, aber der Alte hatte sie wahrscheinlich beruhigt, denn sie waren gar freundlich und sagten, er möchte doch sitzen bleiben und mit ihnen trinken; denn Isaak erhob sich und wollte vom Tische fort gehen, weil er satt wäre. Er willfahrte ihnen also und nun tranken sie einen Schnaps nach dem andern und dazwischen nahmen sie ein Tröpfchen Bier und Meth zu sich. Sie wurden Freunde und dann luden sie ihn ein, mit ihnen ein paarmal auf den Fischfang zu fahren, damit er doch etwas hätte, wenn er abreiste.

Die erste Fahrt, die sie auf die See hinaus machten, geschah in einem gewaltigen Sturme. Einer der Söhne saß am Steuer, der andere saß am Vordersteven, der dritte war im Mittelraume am Segel und Isaak mußte das Schöpfgefäß handhaben, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Sie segelten, wie toll; nie refften sie das Segel, und wenn das Boot voll Wasser lief, fuhren sie die höchsten Wellen hinan, so daß das Wasser am Hintertheil wie ein Wasserfall hinausschoß. Nach einer Weile legte sich der Sturm, und sie begannen zu fischen. Es wimmelte so von Fischen, daß sie das Senkblei an den Angelschnüren nicht auf den Grund hinab bringen konnten. Die Söhne von Udröst zogen in einem fort; Isaak fühlte ebenfalls oft, wie es an seinen Angelschnüren ruckte, aber er hatte seine eigenen genommen, und jedesmal, wenn er einen Fisch bis an den Rand des Bootes brachte, entschlüpfte ihm dieser wieder, und er fing nicht eine Gräte. Als das

Boot voll war, fuhren sie nach Udröst zurück, und die Söhne weideten die Fische aus und hängten sie auf die Trockengestelle. Isaak klagte dem Alten, daß es ihm mit seinem Fischen so übel gegangen wäre. Dieser versprach, es sollte ihm das nächste mal besser gehen und gab ihm ein paar Angeln, und bei der nächsten Ausfahrt fing Isaak eben so viel wie die Andern, und bei der Heimkehr bekam er auf sein Theil drei Gestelle voller Fische.

Nun bekam er Heimweh, und als er abreisen wollte, schenkte ihm der Alte ein neues Achtruderboot, voll Mehl und Tuch und andere nützliche Dinge. Isaak bedankte sich höflich, und da lud ihn der Alte ein, zur Frühjahrsausfahrt wiederzukommen und ihn zum nächsten Fischmarkte nach Bergen zu begleiten, da könnte Isaak seine Fische selbst verkaufen. Ja, das wollte denn Isaak gern und deshalb fragte er, welchen Kurs er halten müßte, wenn er wieder nach Udröst kommen wollte. „Fahr' nur immer dem Raben nach, wenn er auf das Meer hinaus fliegt; dann hältst Du den rechten Kurs ein," sagte der Alte. „Glück auf die Reise!"

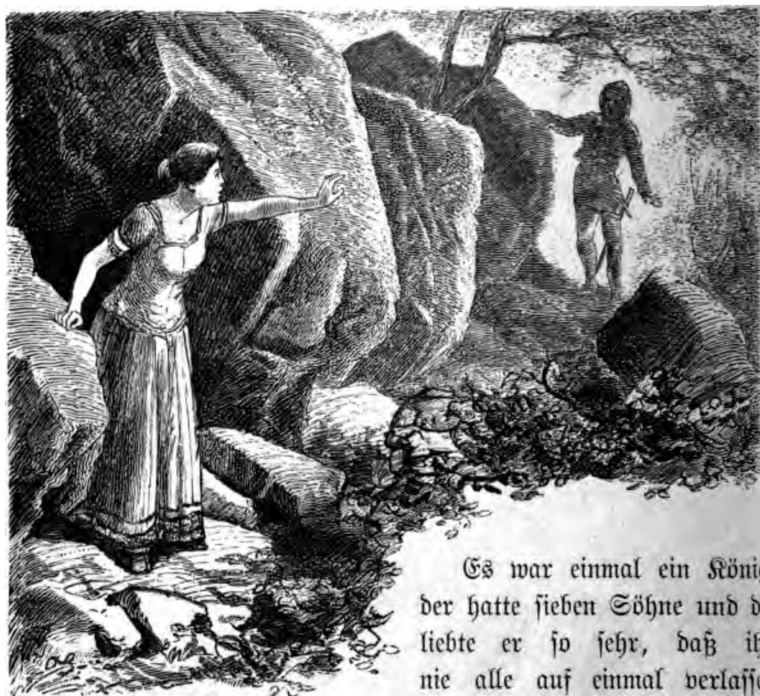
Aber als Isaak vom Lande gestoßen war und sich umsah, war von Udröst nichts mehr zu erblicken; er sah weit und breit nichts als Meer.

Als die Zeit kam, fand sich Isaak zur Frühjahrsausfahrt ein. Aber solch ein Schiff hatte er nie gesehen; es war noch einmal so lang, als man rufen konnte, so daß, wenn der Steuermann, der im Vordertheil Ausguck hielt, dem Manne am Steuerruder etwas zurufen wollte, dieser es nicht hören konnte, und deshalb hatten sie noch einen Mann mitten im Schiffe aufgestellt, der dann den Ruf des Steuermannes dem Manne am Steuerruder zurief, und doch mußte er schreien, was er nur immer konnte. Isaak's Antheil legten sie vorn in das Schiff; er selbst holte die Fische von den Gestellen, aber er konnte nicht begreifen, wie es zuging, beständig hingen wieder neue Fische dran, und als sie abfuhren, waren sie noch immer eben so voll wie bei seiner Ankunft. Als er nach Bergen kam, verkaufte er seine Fische und bekam so viel Geld dafür, daß er sich eine neue Jacht mit voller Ausrüstung

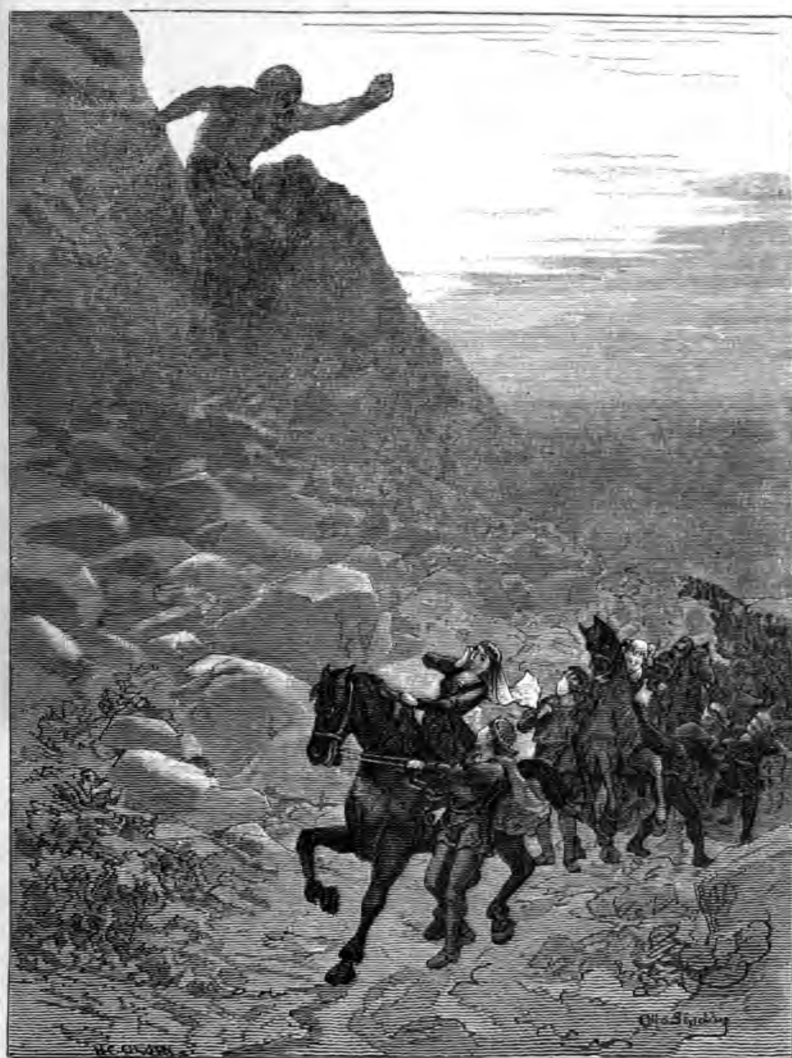
und Ladung und allem, was dazu gehört, kaufte, denn das rieth ihm der Alte, und spät am Abend, ehe er wieder nach Hause reiste, kam der Alte zu ihm an Bord und bat ihn, daß er die, welche wie Nachbarn mit ihm lebten, nicht vergessen möchte, denn er selbst bleibe noch da, sagte er, und dann prophezeiete er ihm Glück mit dem Schiffe. „Alles ist gut und haltbar, was aufrecht steht“, sagte er, und damit meinte er, daß Jemand am Bord wäre, den Niemand sähe, der aber den Mast mit seinem Rücken stützte, wenn es gälte. Von der Zeit an hatte Isaak immer Glück. Er ahnte wohl, woher es käme, und vergaß nie, dem etwas zuzuwenden, der die Winterwacht hielt, sobald er im Herbste das Schiff ans Land zog, und an jedem Weihnachtsabend war dieses erleuchtet, daß es weithin strahlte, und man hörte Geigen und Musik und Lachen und Lärmen, und es war Tanz im Schiffe.



Von dem Riesen, der sein Herz nicht bei sich hatte.



Es war einmal ein König, der hatte sieben Söhne und die liebte er so sehr, daß ihn nie alle auf einmal verlassen durften; einer mußte beständig bei ihm sein. Als sie erwachsen waren, sollten die sechs ältesten ausziehen, um zu freien, den jüngsten aber wollte der Vater bei sich zu Hause behalten, und die andern sollten ihm eine Prinzessin in die Königsburg mitbringen. Der König gab den Sechsen dann die



prächtigsten Kleider, wie man nie dergleichen gesehen hat, so daß sie weithin glänzten, und einem Jeden ein Pferd, welches viele, viele hundert Thaler kostete, und dann brachen sie auf. Nachdem sie nun in vielen Königsschlössern auf der Brautschau gewesen waren, kamen sie endlich zu einem Könige, der sechs Töchter hatte. So liebliche Königstöchter hatten sie noch nie gesehen, und deshalb freiete jeder um eine, und als sie die Bräute bekommen hatten, reisten sie wieder heimwärts; aber sie vergaßen völlig, daß sie Aschenhans, welcher hatte zu Hause bleiben müssen, eine Prinzessin mitbringen sollten, so verliebt waren sie in ihre Bräute.

Als sie bereits eine große Strecke des Heimweges zurückgelegt hatten, kamen sie dicht an einer Felsenwand vorbei, auf welcher die Riesenburg stand. Der Riese trat heraus, und als er sie gewahrte, verwandelte er sie allesammt in Stein, die Prinzen wie die Prinzessinnen. Der König wartete und wartete auf seine sechs Söhne, aber so lange er auch wartete, es kehrte keiner wieder. Er wurde sehr betrübt und sagte, er könnte nie mehr recht froh werden. „Hätte ich Dich nicht bei mir," sagte er zu Aschenhans, „so möchte ich nicht mehr leben, so traurig bin ich darüber, daß ich Deine Brüder verloren habe." — „Ich hatte aber gerade daran gedacht, Dich um Erlaubniß zu bitten, ob ich mich nicht aufmachen und sie aufsuchen darf" sagte Aschenhans. „Nein, dazu erhältst Du keine Erlaubniß," sagte der Vater, „dann würde ich auch Dich noch verlieren." Aber Aschenhans wollte und mußte durchaus fort und bettelte und bat so lange, bis ihn der König endlich ziehen ließ. Nun konnte ihm der König nur eine alte Mähre geben, denn die sechs anderen Königssöhne und ihr Gefolge hatten alle anderen Pferde, die er besaß, erhalten. Aber daran kehrte Aschenhans sich nicht; getrost setzte er sich auf die alte Mähre. „Lebe wohl, Vater," sagte er zu dem Könige, „ich werde gewiß zurückkehren und vielleicht auch meine sechs Brüder mitbringen," und damit machte er sich auf den Weg.

Als er eine Strecke geritten war, traf er auf einen Raben, der im Wege lag und mit den Flügeln schlug und vor Hunger außer Stande war, auf die Seite zu fliegen. „Ach, lieber Freund,“ sagte der Rabe, „gieb mir ein wenig zu essen, so will ich Dir auch helfen in Deiner größten Noth.“— „Zwar habe ich selbst nicht viel zu essen, und Du siehst mir auch nicht danach aus, als ob Du mir viel helfen könntest,“ sagte der Königssohn, „aber etwas will ich Dir gern geben, denn, wie ich sehe, bist Du dessen sehr bedürftig,“ und so gab er dem Raben etwas von dem Vorrathe, den er mitgenommen hatte. Als er wieder eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte, kam er an einen Fluß. Dort lag ein großer Lachs, der auf das trockene Land gerathen war und mit dem Schwanze schlug und zappelte und nicht wieder in das Wasser gelangen konnte. „Ach, lieber Freund! Hilf mir wieder in das Wasser hinein,“ sagte der Lachs zu dem Königssohne, „ich will Dir auch helfen in Deiner größten Noth.“ — „Die Hilfe, die Du mir bringst, wird auch nicht weit her sein,“ sagte der Prinz, „aber es wäre ja Sünde Dich hier liegen und verhungern zu lassen,“ und so schob er den Fisch wieder in das Wasser. Nun ritt er eine lange lange Strecke und stieß dann auf einen Wolf, der vor Hunger mitten auf dem Wege liegen geblieben war und sich hin und her wälzte. „Lieber Freund, schenke mir Dein Pferd,“ sagte der Wolf, „ich bin so hungrig, daß es mir im Leibe knurrt. Ich habe schon seit zwei Jahren nichts zu fressen bekommen.“ — „Nein,“ sagte Aschenhans, das kann ich unmöglich thun. Erst kam ich zu einem Raben, dem mußte ich meinen Speisevorrath geben; dann kam ich zu einem Lachs, dem mußte ich wieder in das Wasser hineinhelfen; und nun willst Du noch sogar mein Pferd haben. Das geht durchaus nicht an, denn dann habe ich nichts worauf ich reiten kann.“ — „Ja, Lieber, Du mußt mir helfen,“ sagte der Wolf, „Du kannst nachher auf mir reiten, ich will Dir auch helfen in Deiner größten Noth.“ — „Die Hilfe, die Du mir bringen kannst,

wird nicht viel auf sich haben," versetzte der Prinz, „aber da Du des Gaules so dringend bedarfst, sollst Du ihn doch bekommen. Als nun der Wolf das Pferd gefressen hatte, legte ihm Aschenhans Zaum und Gebiß an und sattelte ihn, und nun war der Wolf durch das reichliche Futter so stark geworden, daß er mit dem Königssohne dahinsauste wie der Wind; so schnell war er noch nie geritten. „Wir haben jetzt nicht mehr weit bis zur Riesenburg, die ich Dir zeigen werde," sagte der Wolf unterwegs, und in Kurzem langten sie bei ihr an. „Das ist die Riesenburg," sagte er. „Dort siehst Du alle Deine sechs Brüder, welche der Riese in Stein verwandelt hat, und auch ihre sechs Bräute. Dort drüben ist die Thür zum Zauberschlosse, da mußt Du hineingehen." — „Nein, das wage ich nicht," sagte der Königssohn, „der Riese bringt mich sonst um's Leben." — „Sei unbesorgt," erwiderte der Wolf, „wenn Du hineinkommst, triffst Du eine Prinzessin, welche Dir schon sagen wird, wie Du es anzustellen hast, um dem Riesen den Garaus zu machen. Thu Du nur, was sie Dir sagt." — So ging Aschenhans denn hinein, aber bange war ihm doch. Als er hinein kam, war der Riese nicht da, aber wie ihm der Wolf gesagt hatte, saß in dem einen Zimmer die Prinzessin, und eine so liebliche Jungfrau hatte Aschenhans noch nie gesehen. „Ach, daß sich Gott erbarme! — Wie bist Du hierher gekommen?" sagte die Königstochter, als sie ihn gewahrte. „Es wird Dein gewisser Tod sein; den Riesen, der hier wohnt, kann Niemand tödten, denn er trägt sein Herz nicht bei sich." — „Da ich nun einmal hier bin, will ich es trotzdem mit ihm aufzunehmen suchen," sagte Aschenhans. „Auch auf die Rettung meiner Brüder, die hier draußen als Steinbilder stehen, will ich bedacht sein und auch einen Versuch zu Deiner Erlösung machen," setzte er hinzu. — „Nun, wenn das Deine Absicht ist, so müssen wir schon auf Rath sinnen," sagte die Prinzessin. „Jetzt mußt Du unter das Bett kriechen und dann genau auf alles lauschen, was ich mit dem Riesen spreche. Liege mir aber ja

hübsch still!" So kroch Aschenhans denn unter das Bett, und kaum war er darunter versteckt, so kam auch schon der Riese nach Hause. „Huh! Hier riecht's nach Christenmenschen, sagte der Riese. „Ja," entgegnete die Prinzessin, „eine Elster kam mit einem Menschenknochen geflogen und ließ ihn durch den Schornstein fallen. Ich habe ihn sofort hinaus geworfen, aber der Geruch muß sich wohl nicht eben so schnell vertreiben lassen." Da redete denn der Riese nicht weiter davon. Als es nun Abend wurde, gingen sie zu Bett, und als sie eine Weile gelegen hatten, sagte die Königstochter: „Ich möchte Dich wohl nach etwas fragen, wenn Du erlaubst." — „Was willst Du denn wissen?" fragte der Riese. — „Wo Du Dein Herz aufhebst, da Du es nicht bei Dir trägst," sagte die Königstochter." — „Danach hast Du nicht zu fragen, aber es liegt unter der Thürschwelle, sagte der Riese. — „Aha, da werden wir es schon zu finden wissen," dachte Aschenhans, der unter dem Bette lag.

Am andern Morgen stand der Riese schon in aller Frühe auf und eilte nach dem Walde, und kaum war er fort, so begannen Aschenhans und die Königstochter unter der Thürschwelle nach seinem Herzen zu suchen; aber so viel sie auch gruben und suchten, so fanden sie doch nichts. „Diesmal hat er uns genarrt," sagte die Prinzessin, „aber wir müssen es noch einmal versuchen." Darauf sammelte sie die schönsten Blumen, die sie finden konnte, und streuete sie rings um die Schwelle, welche sie wieder an ihre Stelle gelegt hatten; und als die Zeit nahete, wo sie den Riesen erwarteten, kroch Aschenhans wieder unter das Bett. Sobald er in seinem Verstecke war, trat der Riese herein. „Huh! Hier riecht's nach Christenmenschen," sagte der Riese. — „Ja," sagte die Prinzessin, „eine Elster kam mit einem Menschenknochen im Schnabel geflogen und ließ ihn durch den Schornstein fallen. Ich habe ihn sofort hinausgeworfen, aber jedenfalls rührt der Geruch doch von ihm her. Da schwieg der Riese still und redete nicht weiter davon. Aber nach einer Weile fragte er, wer die Blumen

um die Thürschwelle gestreut hätte. „Das habe ich gethan,“ sagte die Prinzessin. — „Was soll denn das bedeuten?“ fragte der Riese. — „Ach, ich habe Dich so lieb, daß ich mich nicht enthalten konnte, die Stelle zu schmücken, an der, wie ich weiß, Dein Herz liegt,“ versetzte die Prinzessin. „Also das ist der Grund; aber es liegt ja gar nicht da,“ sagte der Riese.



Als sie am Abend zu Bett gegangen waren, fragte die Prinzessin wieder, wo sein Herz wäre, denn sie hätte ihn so inniglich lieb, daß sie es doch gar zu gern wissen möchte. „Ei, das liegt dort im Schranke an der Wand,“ sagte der Riese. — „Aha,“ dachte Aschenhans und die Prinzessin, „dann werden wir es schon zu finden wissen. Am nächsten Morgen war der Riese wieder ganz früh auf den Beinen und eilte nach dem Walde, und kaum hatte er den Rücken gewandt, als sich schon Aschenhans und die Königstochter über den Schrank her machten und nach seinem Herzen suchten; aber so viel sie auch suchten, so fanden sie nichts in ihm. „Ja, ja,“ sagte die Prinzessin, wir müssen ihm noch einmal beizukommen suchen.“ Sie schmückte den Schrank wieder mit Blumen und Kränzen aus, und als es gegen Abend ging, kroch Aschenhans abermals unter das Bett. Da kam der Riese. „Hier

riecht's nach Christenmenschen," sagte der Riese. „Ja," versetzte die Prinzessin, „vor wenigen Augenblicken kam eine Elster mit einem Menschenknochen im Schnabel geflogen, und ließ ihn durch den Schornstein fallen. Ich habe ihn zwar sofort hinausgeworfen, aber jedenfalls rührt der Geruch wohl von ihm her." Als der Riese das hörte, redete er nicht mehr davon, aber als er kurz darauf die Blumen und die Kränze um den ganzen Schrank bemerkte, fragte er, wer sie dort hin gehängt hätte. Da mußte sich denn die Prinzessin dazu bekennen. „Was hat denn diese Narrheit wieder für einen Zweck?" fragte der Riese. — „Ach, ich habe Dich so unendlich lieb, daß ich es thun mußte, da ich weiß, daß dein Herz dort liegt," sagte die Prinzessin. — „Kannst Du denn wirklich so dummes Zeug glauben?" fragte der Riese. „Ich muß es doch glauben, wenn Du es mir sagst," erwiderte die Prinzessin. — „Ach, Du bist eine Närrin," sagte der Riese, „wo mein Herz liegt, dahin kannst Du nimmer kommen!" — „Das glaube ich gern; aber es würde mir schon eine Freude gewähren, auch nur zu wissen, wo es liegt," entgegnete die Prinzessin. — Da konnte denn der Riese es nicht zurückhalten, er mußte es ihr sagen. „Weit, weit fort von hier," sagte er, „liegt in einem Wasser eine Insel; auf der Insel steht eine Kirche; in der Kirche ist ein Brunnen; in dem Brunnen schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, und in dem Ei — da ist mein Herz."

Noch war am folgenden Morgen die Sonne nicht aufgegangen, als der Riese schon wieder nach dem Walde eilte. „Nun muß ich mich auch aufmachen," sagte Aschenhans; „wenn ich nur den Weg finden könnte!" Dann sagte er der Prinzessin Lebewohl, und als er aus der Riesenburg heraus kam, stand der Wolf schon da und wartete auf Aschenhans. Diesem erzählte er Alles, und fügte hinzu, daß er nun nach dem Brunnen in der Kirche wollte, wenn er nur den Weg wüßte. Da hieß ihn der Wolf sich auf seinen Rücken setzen, denn er würde den Weg schon finden, und fort ging es in sausendem Galopp

durch Haide und Wald, über Berg und Thal. Nachdem sie nun viele viele Tage geritten waren, gelangten sie endlich an das Wasser. Nun wußte der Königssohn nicht, wie er hinüber kommen sollte; aber der Wolf sprach ihm Muth zu, und dann sprang er mit dem Prinzen auf dem Rücken in das Wasser und schwamm nach der Insel hinüber. Darauf kamen sie an die Kirche, aber der Kirchenschlüssel hing hoch, hoch oben auf dem Thurme, und im ersten Augenblicke wußte der Königssohn nicht, wie er ihn herabbekommen sollte. „Du brauchst nur den Raben zu rufen!“ sagte der Wolf, und das that der Königssohn und sogleich kam der Rabe und brachte ihm den Schlüssel herab, und so gelangte der Prinz in die Kirche. Als er nun an den Brunnen kam, war wirklich, wie der Riese es gesagt hatte, eine Ente darin und schwamm munter hin und her. Er stand nun da und lockte und lockte, und in der That gelang es ihm, sie an sich heran zu locken und zu ergreifen. Aber in demselben Augenblicke, da er sie aus dem Wasser emporhob, ließ sie das Ei in den Brunnen hinabfallen, und nun stand Aschenhans da und wußte nicht, wie er es wieder herauskriegen sollte. „Jetzt mußt Du den Lachs rufen,“ sagte der Wolf, und der Königssohn that es, da erschien der Lachs und holte das Ei von dem Grunde des Brunnens empor. Darauf gebot der Wolf dem Aschenhans das Ei zu drücken, und als dieser es drückte, schrie der Riese laut auf. „Drücke es noch einmal, sagte der Wolf, und als der Prinz es that, schrie der Riese noch kläglicher und bat gar hübsch und freundlich um Gnade, er wollte alles thun, was der Königssohn verlangte, wenn er ihm sein Herz nur nicht zerdrücken wollte. „Sage: Du würdest ihm das Leben schenken, wenn er Deine sechs Brüder und ihre Bräute, die er in Stein verwandelt hat, wieder entzaubert,“ sagte der Wolf, und Aschenhans that es. Dazu war der Zauberer denn gleich bereit; er verwandelte die sechs Brüder wieder in Königssöhne und ihre Bräute in Königstöchter. „So,“ sagte der Wolf, „nun zerdrücke das Ei!“ Da zerdrückte Aschenhans das

Ei in lauter kleine Stücke, und in demselben Augenblicke zerbarst der Riese.

Als sich Aschenhans den Riesen so vom Halse geschaffen hatte, ritt er auf dem Wolfe wieder nach der Riesenburg zurück. Da standen alle seine sechs Brüder mit ihren Bräuten leibhaftig vor ihm da, dann holte er sich aus dem Bergschlosse seine Braut, und darauf reisten sie alle zusammen wieder nach dem Königsschlosse. Da war denn eitel Freude bei dem alten Könige, als alle seine sieben Söhne zurückkehrten, und noch dazu jeder mit seiner Braut. „Aber die reizendste von allen Prinzessinnen ist doch Aschenhans' Braut," sagte der König, „und er soll mit seiner Braut bei Tische obenan sitzen." Nun feierten sie ein herrliches Gastmahl, das dauerte gar lange, und ist das Gelage noch nicht vorbei, so tafeln sie noch immer.

Der Pfannkuchen.

Es war einmal eine Frau, die hatte sieben hungrige Kinder, und ihnen buk sie Pfannkuchen; die Milch dazu war von einer frisch melkenden Kuh, und der Pfannkuchen lag in der Pfanne und lief so dick und schön auf, daß es eine Lust war ihn anzusehen; und die Kinder standen umher, und Großvater saß dabei und sah zu.

„Ach, Mutter, gieb mir ein bischen Pfannkuchen, ich bin so hungrig,“ sagte das eine Kind.

„Ach, liebe Mutter,“ sagte das zweite.

„Ach, liebe, gute Mutter,“ sagte das dritte.

„Ach, liebe, gute, holde Mutter,“ sagte das vierte.

„Ach, liebe, gute, holde, schöne Mutter,“ sagte das fünfte.

„Ach, liebe, gute, holde, schöne, beste Mutter,“ sagte das sechste.

„Ach, liebe, gute, holde, schöne, beste, süße Mutter,“ sagte das siebente, und nun baten sie sämmtlich um Pfannkuchen, eines immer schöner als das andere, denn sie waren so hungrig und so artig.

„Ja Kinder, wartet nur, bis er sich umwendet,“ sagte sie — bis ich ihn umgewendet habe, hätte sie sagen sollen — „dann sollt ihr allesammt bekommen; sehet nur, wie dick und vergnügt er da liegt.“

Als der Pfannkuchen das hörte, wurde ihm angst und er wendete sich plötzlich von selbst um und wollte zur Pfanne hinaus; aber er fiel auf die andere Seite wieder in sie hinein, und als er auch

auf der andern Seite etwas gebraten war, so daß er nun mehr Festigkeit im Leibe hatte, sprang er auf die Erde hinab und rollte wie ein Rad vorwärts zur Thür hinaus und immer weiter den Weg entlang.

Heida! die Frau mit der Pfanne in der einen und dem Kochlöffel in der andern Hand, was sie nur laufen konnte, hinterher, und die Kinder wieder hinter ihr her, und Großvater hinkte zuletzt hinterdrein.

„Hei, willst du wohl warten, hasch ihn, faß ihn, heida!“ schrieen sie alle durcheinander und wollten ihn im Sprunge greifen und wieder fangen; aber der Pfannkuchen rollte und rollte und es dauerte nicht lange, so konnten sie ihn nicht mehr sehen, denn der Pfannkuchen war flinker auf den Beinen als sie alle zusammen.

Als er eine Weile gerollt war, so begegnete ihm ein Mann.

„Guten Tag, Pfannkuchen,“ sagte der Mann.

„Gott grüß' Dich, Mann Johann,“ entgegnete der Pfannkuchen.

„Mein lieber Pfannkuchen, rolle nicht so schnell, sondern warte ein wenig und laß dich von mir aufessen,“ sagte der Mann.

„Wenn ich Frau Genau mit der Kinderschaar und dem Großvater gar entkommen bin, entkomm' ich auch dir, Mann Johann,“ versetzte der Pfannkuchen, und rollte und rollte bis ihm eine Henne begegnete.

„Guten Tag, Pfannkuchen,“ sagte die Henne.

„Guten Tag, Henne Scharrdietenne,“ entgegnete der Pfannkuchen.

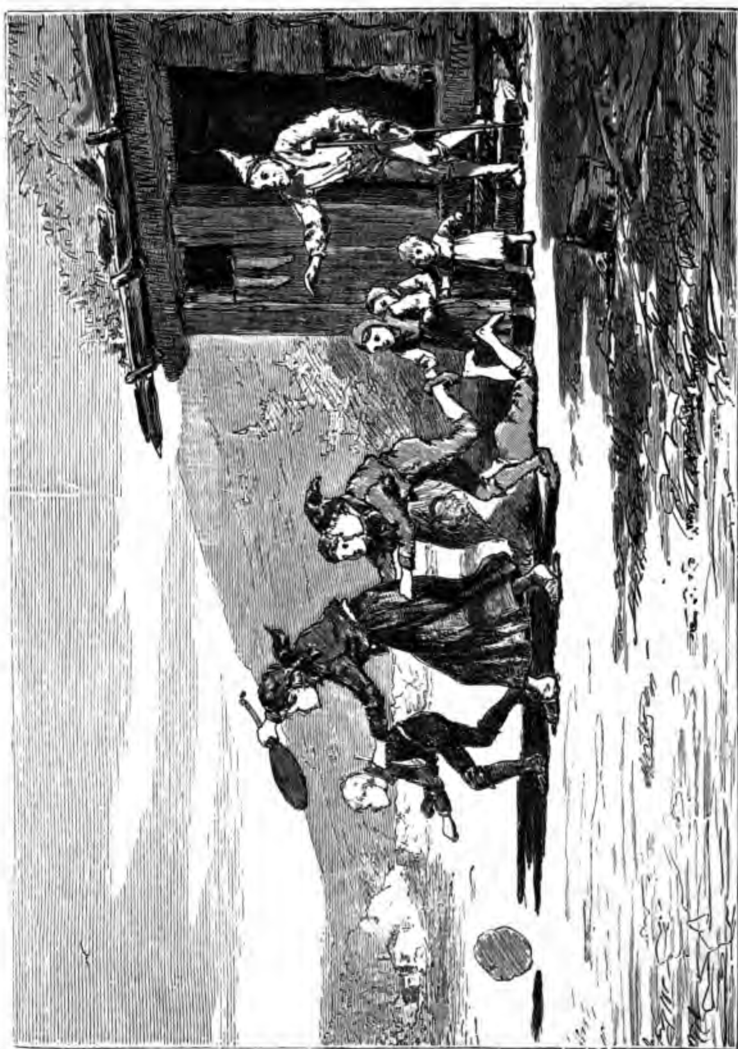
„Mein lieber Pfannkuchen, rolle nicht so schnell, sondern warte ein wenig und laß dich von mir aufessen,“ sagte die Henne.

„Wenn ich Frau Genau mit der Kinderschaar und dem Großvater gar und dem Mann Johann entkommen bin, entkomm' ich auch dir, Henne Scharrdietenne,“ versetzte der Pfannkuchen und rollte wie ein Rad immer den Weg entlang. Da begegnete ihm ein Hahn.

„Guten Tag, Pfannkuchen,“ sagte der Hahn.

„Guten Tag, Hahn Krähan,“ entgegnete der Pfannkuchen.

„Mein lieber Pfannkuchen, rolle nicht so schnell, sondern warte ein wenig und laß dich von mir aufessen,“ sagte der Hahn.



„Wenn ich Frau Genau mit der Kinderschaar, dem Großvater gar, dem Mann Johann und der Henne Scharrdietenne entkommen bin, entkomm' ich auch dir, Hahn Krähan," versetzte der Pfannkuchen und begann zu rollen und rollen, so schnell er konnte. Als er lange so gerollt war, da begegnete ihm eine Ente.

„Guten Tag, Pfannkuchen," sagte die Ente.

„Guten Tag, Ente Behende," entgegnete der Pfannkuchen.

„Mein lieber Pfannkuchen, rolle nicht so schnell, sondern warte ein wenig und laß mich dich aufessen," sagte die Ente.

„Wenn ich Frau Genau mit der Kinderschaar, dem Großvater gar, dem Mann Johann, der Henne Scharrdietenne und dem Hahn Krähan entkommen bin, entkomm' ich auch dir Ente Behende," versetzte der Pfannkuchen und fing an zu rollen und zu rollen, so schnell er konnte. Als er nun eine lange Zeit gerollt war, begegnete ihm eine Gans.

„Guten Tag, Pfannkuchen," sagte die Gans.

„Guten Tag, Gans Watscheltanz," entgegnete der Pfannkuchen.

„Mein lieber Pfannkuchen, rolle nicht so schnell, sondern warte ein wenig und laß mich dich aufessen," sagte die Gans.

„Wenn ich Frau Genau mit der Kinderschaar, dem Großvater gar, dem Mann Johann, der Henne Scharrdietenne, dem Hahn Krähan und der Ente Behende entkommen bin, entkomm' ich auch dir, Gans Watscheltanz," versetzte der Pfannkuchen und rollte wieder von dannen.

Als er nun wieder eine lange, lange Zeit gerollt war, begegnete ihm ein Gänserich.

„Guten Tag, Pfannkuchen," sagte der Gänserich.

„Guten Tag, Gänserich Streckedich," entgegnete der Pfannkuchen.

„Mein lieber Pfannkuchen, rolle nicht so schnell, sondern warte ein wenig und laß mich dich aufessen," sagte der Gänserich.

„Wenn ich Frau Genau mit der Kinderschaar, dem Großvater gar, dem Mann Johann, der Henne Scharrdietenne, dem Hahn Krähan, der Ente Behende und der Gans Watscheltanz entkommen

bin, entkomm' ich auch dir, Gänserich Streckedich," versetzte der Pfannkuchen und begann zu rollen und zu rollen, so schnell er konnte.

Als er eine lange Zeit gerollt war, begegnete ihm ein Schwein.

„Guten Tag, Pfannkuchen," sagte das Schwein.

„Guten Tag, Schwein Unrein, entgegnete der Pfannkuchen und fing an zu rollen und zu rollen so schnell er konnte.

„Nein warte ein wenig," sagte das Schwein, „du brauchst nicht so eilig fortzustürzen, wir können ja beide gemächlich zusammen durch den Wald in Gesellschaft gehen, denn es soll darin nicht recht sicher sein." Das leuchtete dem Pfannkuchen ein und so thaten sie es denn; aber als sie eine Strecke gegangen waren, kamen sie an einen Bach. Das Schwein schwamm wegen seines Fettes; für dieses war das kein Hinderniß, aber der Pfannkuchen konnte nicht hinüber kommen.

„Setze dich auf meinen Rüssel," sagte das Schwein, „dann will ich dich hinüber tragen."

Der Pfannkuchen that also.

„Neff, neff!" sagte das Schwein und schluckte den Pfannkuchen in einem Happs hinunter, und da der Pfannkuchen nicht weiter kam, so geht auch mein Geschichtchen nicht weiter.





Eine Auerhahnbalz in Holleia.



Von Christrand stiegen wir an einem der ersten Tage im Mai — es war lange bevor das jetzige Jagdgesetz ausgeheckt ward — den bewaldeten Abhang empor, um am folgenden Morgen bei einer Auerhahnbalz auf dem Skjärsjö-Hügel zugegen zu sein, der in diesen Gegenden in dem Rufe stand, die beste Beute zu geben. Wir waren unserer vier, mein Freund der Kapitän, ich, ein alter Jäger Namens Peter Sandaker aus Sognedal und ein flinker Bursch, der zwei Koppeln Hunde führte; nach der Balz wollten wir nämlich auf die Hasenjagd gehen. Unten war in der Umgegend voller Frühling, als wir aber auf den Bergrücken gelangten, lag in Thälern und Höhlungen noch tiefer Schnee. Der Abend war noch recht lau, und die Vögel sangen im Walde ihr Frühlingslied. In der Nähe der Ask-Alp, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten, stiegen wir den jedem Vogeljäger wohlbekannten Skjärsjö-Hügel hinauf, um zu hören, wo sich die Vögel zur Nachtzeit niederlassen würden. Als wir oben anlangten und eine freie Aussicht bekamen, ging die Sonne eben unter und warf ihr goldenes Licht hell und klar nach dem funkelnden Himmel empor. Aber dieser wölbte sich nicht über einer freundlichen und lieblichen Gegend: finstere, unendliche Wälder und Berge, nur von kleinen, mit Eis bedeckten Landseen und großen Sümpfen unterbrochen, streckten sich nach allen Richtungen bis an den Saum des Himmels hin.

Nicht lange nach Sonnenuntergang vernahmen wir einen rauschenden Flug und die kräftigen schweren Flügelschläge eines Vogels, der sich niederließ.

„Das war kein alter Vogel,“ sagte der Kapitän mit Kennermiene, als er den Vogel nicht Laut geben hörte, nachdem sich derselbe gesetzt hatte. Kurze Zeit nach ihm kamen zwei Vögel einher gerauscht und ließen sich auch nieder, ohne Laut zu geben. Aber darauf kam einer mit noch schwereren, rauschenderen Flügelschlägen angeflogen, und als er sich gesetzt hatte, wetzte er den Schnabel.

„Der Bursch ist nicht im vorigen Jahre geboren. Das ist der Hausvater bei der Balz“, sagte Peter Sandaker, „wenn es nicht der große Alte selbst ist; aber das glaube ich beinahe.“

Es kamen noch drei Vögel, und vor jedem, der sich niederließ, wetzte der Alte den Schnabel. Zwei gaben nicht Laut, aber der dritte antwortete in demselben Tone.

„Das ist ein fremder Bursch,“ rief Peter; er kennt den Alten nicht, sonst hätte er den Schnabel gehalten. Am Morgen wird er es bereuen, denn glaubt mir nur, der Alte findet ihn schon, und es ist nicht gut ihm in den Weg zu kommen, wenn er in der rechten Laune ist. Ich habe gesehen, wie er einem Streitsüchtigen mitspielte, der vorher einmal auf der Balz den Schnabel vor ihm gewetzt hatte.“

Bei diesen Worten legte sich das offene verwitterte Gesicht des Jägers in höchst sonderbare, pfiffig ausschauende Falten, die auf eine oder die andere geheimnißvolle Geschichte hinzudeuten schienen. Denn nach der kurzen Schilderung, die mir der Kapitän von ihm gegeben hatte, als Peter Sandaker unterwegs einmal ein Stück zurückgeblieben war, sollte er sehr stark in Geschichten von Trollvögeln, bösen Geistern und Unterirdischen sein, und sich namentlich in der größten Ausführlichkeit ergehen, wenn er von einem der achtzehn Bären erzählte, die er in seinem Leben erlegt hatte. Dagegen

Der Pfannkuchen.

Es war einmal eine Frau, die hatte sieben hungrige Kinder, und ihnen buk sie Pfannkuchen; die Milch dazu war von einer frisch melkenden Kuh, und der Pfannkuchen lag in der Pfanne und lief so dick und schön auf, daß es eine Lust war ihn anzusehen; und die Kinder standen umher, und Großvater saß dabei und sah zu.

„Ach, Mutter, gieb mir ein bischen Pfannkuchen, ich bin so hungrig,“ sagte das eine Kind.

„Ach, liebe Mutter,“ sagte das zweite.

„Ach, liebe, gute Mutter,“ sagte das dritte.

„Ach, liebe, gute, holde Mutter,“ sagte das vierte.

„Ach, liebe, gute, holde, schöne Mutter,“ sagte das fünfte.

„Ach, liebe, gute, holde, schöne, beste Mutter,“ sagte das sechste.

„Ach, liebe, gute, holde, schöne, beste, süße Mutter,“ sagte das siebente, und nun baten sie sämmtlich um Pfannkuchen, eines immer schöner als das andere, denn sie waren so hungrig und so artig.

„Ja Kinder, wartet nur, bis er sich umwendet,“ sagte sie — bis ich ihn umgewendet habe, hätte sie sagen sollen — „dann sollt ihr allesammt bekommen; sehet nur, wie dick und vergnügt er da liegt.“

Als der Pfannkuchen das hörte, wurde ihm angst und er wendete sich plötzlich von selbst um und wollte zur Pfanne hinaus; aber er fiel auf die andere Seite wieder in sie hinein, und als er auch

und gackerte hinter jedem Busch. Und die, welche voran waren, liefen immer um ihn her und streckten den Hals aus, duckten sich nieder und machten sich gar schön, aber der Vogel saß auf dem Fladberge und warf sich so hochmüthig in die Brust wie ein Graf. Plötzlich sträubte er die Schwanzfedern und schlug ein Rad, drehte sich und ließ die Flügel bis auf die Beine herabhängen und hüpfte empor so hoch, wie ich meine Hand halte. — Ich wußte nicht, daß es der Alte war, sonst hätte ich doch wohl flugs auf ihn losgeknallt, ehe er sich vielleicht kugelfest gemacht hätte; aber ich fand es sehr unterhaltend, ihm zuzusehen. Wie er mitten im besten Balzen war, kam ein anderer Auerhahn dahergeflogen — er war bei Weitem nicht so groß — und stürzte sich unter die Balzenden. Aber was wurde es da für ein Spiel! Der Alte hob den Schwanz in die Höhe und die Bartfedern standen ihm wie die Zacken an einer Hechel, und dann wetzte er den Schnabel daß es mir ordentlich schaurig wurde, und der andere, der antwortete, — er war ein eben so tüchtiger Bursch. Aber nun stürzte der Alte auf ihn los, und als sie mit den Schnäbeln und Flügeln auf einander losschlugen, da knallte es, daß es im Walde krachte. Sie sprangen hoch auf einander los und hieben mit den Schnäbeln und kratzten mit den Klauen und schlugen mit den Flügeln; und sie waren so wüthend, daß sie weder sahen noch hörten, und ich glaube, ich hätte ruhig auf sie zugehen und sie alle beide mit den Händen ergreifen können. Aber zuletzt faßte der Alte den andern richtig am Schopf und er schlug ihn und bearbeitete ihn, daß dieser ordentlich schrie und pfiff, und es schien mir Schade um den Vogel, denn er zerrte ihn an der Haube umher, drückte ihn gegen den Boden und hatte ihn so unter sich, daß er ihn wirklich den Berg bis zu meinen Füßen hinab schleifte. Da legte ich schnell an, es knallte und der Vogel lag auf der Stelle todt da; aber der Alte blieb sitzen und riß ihn noch immer an den Federn und flog nicht davon. So, dachte ich, bist du so dickköpfig, so will ich dich schon

kriegen. Ich lud wieder und wollte auf ihn anlegen, aber da schüttelte er sich und flog auf; war er aber weiter als zehn Schritt von mir entfernt, so will ich mein Lebenlang keinen Vogel mehr schießen. — Ein anderes Mal war ich auch hier oben und hörte,



gerade wie heute Abend, wie er sich niederließ. Er hatte sich auf eine alte Fichte gesetzt. Dorthin ging ich nun um Mitternacht, ehe die Vögel im Walde wach waren. Aber als er zu balzen begann, that er es diesmal gründlich. Er balzte, daß die Fichte schwankte,

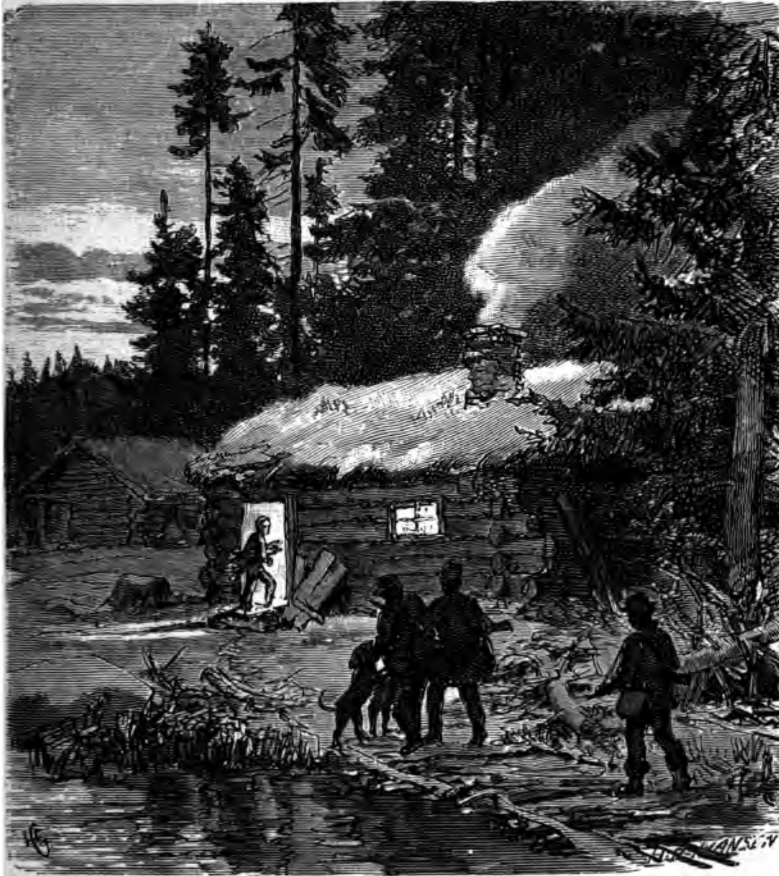
und ließ es weder am Glucksen noch am Schleifen fehlen und flog auch nicht fort. Als er zum vierten Male balzte, war er mir in Schußweite, — er saß tief unten auf einem Zweige dicht an dem Fichtenstamme. Jetzt will ich dich kriegen, dachte ich, denn ich hatte ein silbernes Zweischillingsstück zerschnitten und vor die Kugel gelegt. Ja, wie falsch hatte ich aber gedacht! Als es knallte, flog er ganz gerade von dannen, wenn auch Federn um ihn stoben. Dem Burschen thut kein Schuß etwas."

„Morgen wollen wir auch einmal versuchen, ihn zu erwischen, Peter; nun wissen wir ja doch, wo er sitzt," sagte der Kapitän mit halb verhehlter Schalkheit.

„Es müßte keinen anderen Vogel im Walde geben;" erwiderte Peter, halb böse, „wenn sich Jemand darauf einlassen wollte, ihn zu beschleichen. Ja, Gott bewahre," fügte er mit einem leisen Anflug von Ironie hinzu, „wenn der Herr Kapitän ihn beschleichen [illegible] meinetwegen, aber ich vergeude an ihn kein Korn Pulver. [illegible] das sage ich," fuhr er treuherzig fort, „daß noch Niemand [illegible] solche Balz gehört hat. Und was das für ein Vogel ist; [illegible] das wunderlichste Thier, das man sehen kann. Er ist nicht wie [illegible] anderer ordentlicher Auerhahn; er ist mindestens ein halb [illegible] größer und zwar gut gemessen."

„Ja, Du hast Recht, es ist ein alter Bursch, der keinen Schuß Pulver werth ist," entgegnete der Kapitän. „Sein Fleisch ist gewiß so zähe und bitter, wie der Fichtenzweig, auf dem er sitzt. Indessen wünschte ich ihn doch zu erlegen, damit dieser falsche Spuk, mit dem er uns schon so oft bei der Nase herumgeführt hat, einmal ein Ende nimmt. Ich bin ihm mehrmals nachgegangen, ohne ihm beikommen zu können. Auch habe ich einige Male nach ihm geschossen, aber in so weiter Entfernung, daß ich wenig Hoffnung hatte, ihn zu treffen. Es ist allerdings ein arger Schnitzer, zweimal im Auerhahnwalde in zu weiter Entfernung zu schießen, das wissen Sie ja wohl," wandte

r sich an mich, „aber das letzte Mal ging es nicht anders, denn ch hörte den Schuft, den Sara-Anders, dem Vogel gleichzeitig nachschleichen. Es ist wirklich, wie Peter sagt, ein wunderlicher Vogel,



dieser alte Auerhahn," fuhr er fort; „aber," fügte er mit einem nur von mir allein bemerkten Nicken hinzu, welches seine Absicht verrieth, Peter Sandaker zu bewegen, daß er noch mehr Geschichten zum

Besten gäbe, „wenn wir nach der Sennhütte hinauf kommen, eine Geschichte erzählen, die ich mit einem Trollhasen erl welcher noch sonderbarer als unser Auerhahn war.“

Wir erreichten bald die einsame Sennhütte, nach wel Bursch mit den Hunden voraus gegangen war, während w den Hügel gingen. Nach dem Befehle des Kapitäns hatte er und auf dem Herde ein tüchtiges Feuer angemacht. Als wi Büchsen und Jagdtaschen abgelegt und ein gutes Abendbrod vortrefflichen Vorräthen des Kapitäns zu uns genommen begann dieser mit erkünsteltem Ernst in Sprache, Gesicht und die versprochene Geschichte von dem Trollhasen zu erzählen.

„Als ich Lieutenant war, lag ich einen Sommer auf Quartier und exercirte. Ich hatte Hunde bei mir, um zu Eines Nachmittags stand ich in der Küche und wollte a Abendjagd aufbrechen, als einer von den Kathnern hereintra

„Giebt es viele Hasen hier?“ fragte ich.

„Es giebt ihrer schon genug,“ erwiderte der Kathner. „ auf Sukkestadslett läuft ein alter, ungeheuer großer Rammler hinter dem sind schon viele Hunde wie Leute her gewesen, wißt Ihr — er ist nicht so leicht zu kriegen.“ Und dabei der Kathner bedenklich den Kopf.

„Er ist nicht so leicht zu kriegen? Was ist das für schwätz. Es giebt hier wohl keinen ordentlichen Hund? Wer Hunde ihn auf die Beine bringen, dann, denke ich, soll er g kriegen sein,“ entgegnete ich und klopfte die Hunde, die in t pel zerrten und hinaus wollten.

„So, so? Ei nun, das kann ja sein,“ sagte der Katt grinste ungläubig.

Ich ging gerade nach Sukkestadslett hinauf und hatte d kaum los gelassen, als der Hase schon auf den Beinen war Hunde die Fährte aufnahmen und anschlugen. Aber es woll

Ordentliches daraus werden, denn er lief und duckte und duckte dann wieder; die Hunde waren nicht im Stande, richtig auf der Fährte zu bleiben, aber jeden Augenblick war er wieder auf den Beinen, und dann ging es ganz schön, bis er von Neuem in einem Busche steckte. Ich lief hierhin und dorthin — an Platz fehlte es nicht — und ich schoß einige Male nach ihm, aber ich schoß immer fehl. Zuletzt setzte er sich auf vierzig Schritt neben einem Tannenbusche vor mich hin. Ich schoß und ging ganz sicher hin und wollte ihn aufheben; aber als ich zu dem Tannenbusche kam, war kein Hase zu sehen; da lag nur ein Stecken und ein Lappen. Am nächsten Tage putzte ich die Büchse, denn sie war unrein und voller Pulverschleim. Während ich damit beschäftigt war, kam der Kathner dazu.

„Wie ging es mit dem Hasen, Herr Lieutenant?“ fragte er und machte eine pfiffige Miene.

Ich erzählte ihm die Geschichte.

„Hinter dem sind schon viele her gewesen, Hunde wie Leute, aber er ist nicht leicht zu bekommen, müßt Ihr wissen,“ wiederholte er mit geheimnißvollen Mienen. „Ihr macht Eure Büchse rein, aber das, glaube ich, wird nicht viel helfen; Pus rettet sich gewiß trotzdem.“

„Aber Gottes Tod, was ist denn mit dem Hasen los? Kann ihm Pulver und Blei nichts anhaben?“ fragte ich.

„Das könnte schon so sein, wie Ihr sagt,“ erwiderte er; „ich will es Euch nur sagen, das dieser riesige Bursch ein Trollhase ist; aber der gestern oben war, das war nur sein Bote, denn er selbst läuft immer ehrlich. Aber jetzt will ich Euch einen Rath geben; nehmt eine Schlange — ich will Euch eine suchen — treibt sie in den Büchsenlauf und schießt sie heraus, und probirt dann, ob ihm Pulver und Blei etwas anhaben.“

Das that ich; er verschaffte mir eine lebendige Schlange, die wir durch Drohungen in den Büchsenlauf hinein trieben; ich schoß sie gegen die Scheunenwand, und merkwürdig genug, war da nichts anderes als ein nasser Fleck zu sehen.

Einige Tage darauf ging ich nach der Sukkestader Haide hinauf. Es war frühmorgens. Die Hunde waren kaum losgelassen, als der Hase schon auf den Beinen war. Diesmal gab es kein Stutzen und Kleffen sondern mit lautem Gebell ging es der Fährte nach, und der Hase war noch nicht eine halbe Stunde gelaufen, als er über die Ebene hinab gerade auf mich zugetänzelt kam. Ich legte an und schoß. Er fiel auf der Stelle, und es war ein großer alter Rammler voller Narben und Schrammen. Er hatte nicht mehr als anderthalb Ohren." —

„Von solch einem Hasen habe ich ebenfalls gehört," sagte Peter, der mit großer Aufmerksamkeit der Erzählung des Kapitäns gefolgt war. „Er hielt sich hier in Holleia, in der Gegend von Granbu, auf. Es waren viele hinter ihm her und schossen auf ihn, aber sie konnten nie mit ihm fertig werden, bis dieser verteufelte Sara-Anders hierher kam. Er schoß ihn, denn er ist ja jetzt Hans in allen Gassen. Er war es, dessen Fußspuren wir unten am Rausander Hügel sahen. Er ist ein großer Schlingel, und man bekommt die Fährte seiner Schneeschuhe oft genug zu sehen, denn er kann nie wie andere Leute warten, bis der Vogel ordentlich balzt."

„Das glaube ich gern," versetzte der Kapitän und strich sich den Schnurrbart. „Es ist nicht das erste Mal, daß der Kerl in fremdes Gehege geht. Aber sage mir, war er es, der den Trollhasen bei Christiania schoß, von welchem du einmal erzähltest?"

„Ach der, ja das ist wahr. Nein, das war ein Jäger von dort her, der hieß Brandte-Lars. Da Ihr von Christiania seid," sagte er zu mir, „kennt Ihr ihn gewiß!?"

Nein, ich kannte ihn nicht.

„Ei, den kennt Ihr nicht? Er wohnt doch in einer kleinen Hütte unten am Berge dicht bei Gresse. Ich traf ihn einmal auf Halland, wo er mit einigen Stadtherren jagte. Es war ein närrischer Kerl, aber ein tüchtiger Schütze. Den Hasen fehlte er fast nie und den

Vogel schoß er im Fluge, wie es der Kapitän macht. Aber mit dem Hasen, den der Kapitän meinte, verhielt es sich so. Das erzählte er mir, und noch vieles dazu.

„Ich sollte für den alten Simensen auf dem kleinen Markte eine Treibjagd mit Hunden halten, und etwas frisches Fleisch herbeischaffen," sagte er. „Es waren drei Hunde; der eine hieß Rapp, und über den hatten die Unterirdischen keine Macht, denn er war roth, müßt Ihr wissen; die andern beiden waren auch brave Hunde. Es war an einem Himmelfahrtsmorgen," sagte er, „ich war oben bei der Linderud-Alp. Da nahm Rapp eine Fährte auf und er jagte, daß es auf dem Bergrücken gellte und pfiff. Ich stellte mich neben einem Kohlenmeiler auf. Als er einmal herum gelaufen war, kam der Hase gerade an mir vorbei. Ich schoß, fehlte aber und nun ging es unter lautem Gebell wieder weiter. Es dauerte nicht lange, da kam er wieder auf dieselbe Stelle — er war hinten auf dem Rücken ganz schwarz — und abermals schoß ich fehl.

„Aber, wie zum Teufel hängt denn das zusammen; wollen den die andern Hunde nicht anschlagen, dachte ich bei mir," sagte er, „denn der Rapp jagte ganz allein, und sie gingen doch in einem Strich. Nein, das kann kein richtiger Hase sein. Aber ich will ihn mir erst einmal ansehen. Ja, da kam er das dritte Mal an und ich, ich schoß wieder fehl, und die beiden andern Hunde waren mit, bellten aber nicht. Aber da versah ich die Schwanzschraube und die Kugel mit einem Mittelchen," sagte er.

„Was thatest Du?" fragte ich.

„Das mußt Du erzählen, Peter," sagte der Kapitän. „Ja," erwiderte Peter, „anfangs wollte er nicht damit heraus, aber nachdem ich ihm richtig eingeschenkt und ihm eine Rolle Tabak geschenkt hatte, da sagte er es."

„Du mußt Rinde von einer Mistel nehmen," sagte er, „und sie unter die Schwanzschraube legen, und dann mußt Du drei Stückchen

Silber von einem Silberschilling, der geerbt ist, abschaben; aber es muß von dem alten guten Gelde sein, das mit draußen im Kriege gewesen ist, darauf mußt Du drei Splitterchen von dem Nagel des kleinen Fingers der linken Hand abschaben, und dann mußt Du drei Gerstenkörner nehmen, aber hast Du sie nicht, so kannst Du auch drei Brodkrümchen nehmen, und das alles mußt Du vor die Kugel legen, dann entgeht Dir das Wild nicht und schössest Du auf den Teufel selber," sagte er. „Das that ich damals auf der Linderud-Alp," sagte er, „und als er zum vierten Male kam, da war Knall und Fall eins. Es war ein kleiner dürrer Hund, und so alt, daß er beinahe schwarz war. Ich nahm ihn und hängte ihn an den Hinterbeinen an einem Birkenknorren auf und machte mich daran ihn auszuweiden, aber Gott verzeih mir," sagte er, „er blutete wirklich wie eine junge Kuh, und die Hunde schlürften und schlürften das Blut auf, das den Hügel hinabrann. Nun ging ich mit ihm fort, aber wie ich auch ging, immer ging ich fehl, und das Blut rann immer von ihm herab; zweimal kam ich wieder nach derselben Birke. Das ist denn doch sonderbar, dachte ich," — sagte er — „denn hier müßte ich fast eben so bekannt sein wie daheim in meiner Stube. Aber ist einmal etwas verhext, dann ist es auch gleich ganz verhext. Ei nun, so will ich denn die Hunde den Weg finden lassen, und das that ich; als ich aber weiter unten an einigen Felsen vorbei kam, da war die Alte draußen. Sie stand leibhaft vor einem Birkenstrauch, oben auf einem kleinen Berge, mit Kopftuch und Lederjacke und schwarzem Rock, und stützte sich auf einen Krückstock und sah aus wie eine Frau oben vom Lande."

„Du, Lars," sagte sie, „Du hast von mir viele Hasen hier auf dem Felde bekommen, und ich habe sie Dir gegönnt. Dafür hättest Du meinen Zuchthasen, denn das war er, wohl gehen lassen können. Und hättest Du nicht Deinen rothen Rapp gehabt, würdest Du ihn auch nicht gekriegt haben."

„Ich erwiderte kein Wort,“ sagte Lars, „sondern durchstreifte die Gegend bis nach dem Märrer Moor hinab und nach Bamsebraat hinauf. Dort ließ ich die Hunde los und fort ging es mit Gebell. Rapp war auf der Fährte, und ich stand und lauschte eine Weile, ob die andern anschlagen würden, denn es ging wieder nach Linderud-Alp hinüber, so daß mir ganz Angst wurde. Da hörte ich sie plötzlich alle drei, und nun wußte ich, es war ein richtiger Hase. Er schlug einen verteufelt langen Haken, aber als er zurückkam, trat er so hart wie ein junges Fohlen auf, und als ich seine Ohren zu sehen bekam, war er fast so groß wie ein kleiner Gaisbock. Den schoß ich. Darauf ging ich südwärts in der Richtung nach dem Alun-See hinab. Dort nahmen sie wieder eine Fährte auf, und nun ging es unter lautem Gebell abermals nach Linderud-Alp hinauf — denn von dort mußten sie jetzt mit ihm herum. Endlich kamen sie denn wieder. Da schoß ich den auch. Jetzt hatte ich drei. Nun kann es für heute genug sein, mein lieber Lars, sagte ich zu mir selbst, dann ging ich heim und hängte sie in Simensen's Kellerhals auf.

„Aber Gott verzeihe mir's, der kleine Schwarze blutete doch drei Tage lang, so daß der Keller fast halb voll Blut war,“ sagte er.

„Du erzähltest neulich davon, daß hier in Holleia ein Trollhase gewesen sein soll; — es geht auch die Sage, daß die Berge hier an edlen Metallen reich sind. Es wäre nicht übel, einen Theil davon zu haben, nichtwahr, Peter?“ sagte der Kapitän, der ihm gern wieder eine Geschichte entlocken wollte.

„Ei, was wollte der Herr Kapitän damit thun,“ erwiderte Peter und schüttelte den Kopf. „Ihr habt genug und übergenug. Für einen armen Burschen könnte es schon so sein; aber glaubt mir, es ist nicht leicht, den Schatz zu heben.“

„Mir scheint es doch sonderbar, daß Du Dich nicht darauf gelegt hast, etwas davon zu bekommen,“ fuhr der Kapitän fort.

„Ei, wie hätte das zugehen sollen?“ fragte Peter. „Auf den Bergen zu liegen und zu graben, wie der alte Johann Haug durch ganz Holleia that, daran finde ich nicht Gefallen.“

„Es gibt noch manche andere Weise, zu Reichthum zu kommen,“ sagte der Kapitän geheimnißvoll. „Was sagst Du zu einem freundschaftlichen Verhältnisse mit den Bergweibern? Du bist meiner Treu in Deiner Jugend kein so garstiger Kerl gewesen, Peter Sandaker! Du hättest gewiß Glück machen können.“

„Ha, ha, ha!“ lachte Peter in den Bart, sichtlich befriedigt von des Kapitäns scherzhafter Bemerkung über sein vortheilhaftes Aeußere. „Ich habe an dergleichen nicht geglaubt, denn ich habe weder Trollen noch Bergweiber je gesehen.“

„Aber in alten Zeiten wohnte doch hier in Holleia ein Bergweib?“ sagte der Kapitän.

„Ei, das ist nichts als ein altes Märchen. Ich habe solches Geschwätz zwar gehört, aber ich glaube es nicht,“ erwiderte Peter.

„Ja, aber Du, der Du hier die Gegend so lange durchstreift hast, weißt doch gewiß vollkommen darüber Bescheid? Du mußt erzählen, was Du weißt, denn dieser Städter hat an solchen Geschichten einen wahren Narren gefressen.“

„Wirklich? Ja, erzählen kann ich schon, aber ich glaube nicht, daß es wahr ist,“ versicherte Peter und begann.

„Südlich von Hollei-Spira — sie nennen es Holleia zwischen Tyristrand hier und Sognedal“ — sagte er erklärend zu mir — „gibt es zwei Felsengipfel, welche Store-Knut und Vesle-Knut heißen; von dort, wo Ihr sitzt, könnt Ihr noch ein wenig von der allerhöchsten Spitze gerade vor Skaug sehen. Dort ist vor Alters an verschiedenen Stellen geschürft worden; und da gibt es in den Bergen so viel Silber und Reichthümer, daß ihrer gar kein Ende sein soll. Aber es ist nicht leicht, etwas davon zu bekommen, denn drinnen wohnt ein altes Bergweib. Sie besitzt das alles zusammen

und sitzt wie ein Drache darauf, sagen sie. Sie ist weit reicher als der König von Kongsberg, denn als sie auf dem Kongsberge einmal so erschrecklich viel Silber herausgebrochen hatten, da kam der König in den Schacht hinein und sagte zu den Leuten:

„Nein, nun kann ich Euch bald nicht länger hier unten dulden, denn fahrt Ihr so fort, dann werde ich ein armer Mann. Ihr richtet mich ja ganz zu Grunde. Nein, zieht zu meiner Schwester, Guri Knuta in Holleia hinüber; die ist zehnmal reicher als ich."

„Guri Knuta ist also eine Schwester des Egeberger Königs?" bemerkte ich.

„Des Egeberger Königs? Was ist denn das für einer? Ist er vielleicht aus Christiania?" fragte Peter.

Ich erzählte ihm die Sage vom Egeberger Könige und seinem Umzuge und führte seinen Ausspruch im Jahre 1814 an, daß er zu seinem Bruder auf Kongsberg ziehen wollte, weil er das Schießen und Lärmen bei sich nicht aushalten könnte.

„Aha, er war also der Bruder des Weibes, von dem ich rede," sagte Peter treuherzig. „Ich habe auch von Einem gehört," fuhr er fort, „der umzog, weil er das Schießen und Lärmen nicht leiden konnte. Aber er war hier aus der Gegend. Ob es nun der Mann dieser Guri oder Jémand anderes war, das weiß ich nicht, aber es muß einer von den Reichen gewesen sein, die in den Bergen wohnen. Das ging nun so zu: Als man in jenen Zeiten Erzgruben in der Skauger Feldmark anlegte, da war dort ein Weib, die wohnte an dem Langesjö-Bache der durch Sognedal und Tyristrand hindurchfließt. Diese Frau hieß Rönnau, und deshalb nannten sie sie Rönnau Skauge. Eines Morgens früh in der Johanniszeit spülte sie unten im Bache Wäsche, und da erblickte sie viel Silberzeug, Teller und Schüsseln und Löffel und Schöpfkellen und alles, was dazu gehörte, und gar viel schönes Küchengeschirr, und es lag auf dem Grunde des Baches und blinkte und leuchtete in der Sonne unter dem Wasser. Als sie all

diesen Reichthum zu sehen bekam, wurde sie rein wie toll; sie machte sich auf die Beine und lief heim, denn sie wollte ein Faß holen und



Alles nehmen. Aber als sie zurückkam, war Alles verschwunden, und es war nicht mehr so viel da wie ein blankes silbernes Zweischillingsstück, und sie sah nichts als klares Wasser, das blinkte und

rann über die Steine. Einige Zeit darauf begannen sie Kupfergruben in der Skauger Feldmark anzulegen, und es gab immer und ewig ein solches Lärmen und Schießen und Gedonner, daß keinen Augenblick Ruhe war. Eines Abends spät war Rönnau am Bache gewesen. Da begegnete ihr ein ansehnlicher Mann auf einem großen schwarzen Pferde. Er ritt hinter einer ganzen Reihe Wagen mit Umzugssachen und trieb einige Schaf- und andere Viehheerden.

„Guten Abend, Rönnau," sagte er, „jetzt ziehe ich aus".

„Ja, das sehe ich, Vater; aber weshalb thut ihr denn das?" sagte sie.

„Ei, sie machen ja in diesen Gruben hier einen solchen Lärm, daß mir der Kopf brummt. Ich kann es nicht länger aushalten, deshalb ziehe ich zu meinem Bruder nach Tinn in Telemark. Aber höre, Rönnau," sagte er, „weshalb wolltest Du mein ganzes Küchengeräth haben, damals als Du das Silber im Bache sahst? Hättest Du Dich mit dem begnügt, was Du in Deinem Rocke mitnehmen konntest, so würdest Du es bekommen haben."

„Seit der Zeit", sagte Peter, „habe ich nicht gehört, daß Jemand dergleichen in diesen Gegenden gesehen hat, sei es nun, daß sie umgezogen sind oder sich verborgen halten. Solche Zauberwesen haben jetzt nicht mehr Macht, sich zu zeigen, weil das Volk nicht mehr daran glaubt."

„Da sagst Du eine größere Wahrheit, als Du selbst weißt, mein lieber Peter", rief der Kapitän. „Leute, die für weiser als Du und ich gelten, sagen gerade dasselbe. Indessen kannst Du immer noch dafür einstehen, daß es Trollen giebt."

Nach des Kapitäns wiederholten Aufforderungen fuhr Peter fort, die Nacht über durch Sagen, Märchen und Erzählungen über seine Jägerthaten, die Zeit zu kürzen. Ab und zu gab auch der Kapitän eine Jagdgeschichte zum Besten, die gewöhnlich spitze Anspielungen auf einen oder den andern der von Peter gefehlten

Bären enthielt, worüber dieser nie unterließ, sein merkwürdig fratzenhaftes Gesicht in feierliche Falten zu legen und sich hinter dem Ohre zu kratzen. Bisweilen blinkte er dabei schelmisch mit dem einen Auge und sagte: „Das ging auf Dich, Peter Sandaker, schreib Dir's hinter's Ohr!

Um Mitternacht legten wir uns am Feuer auf ein paar Bänke zur Ruhe und stärkten uns durch einen kurzen Schlummer. Als wir erwachten, sagte Peter, es wäre Zeit, auf die Balz zu gehen. Draußen war es ziemlich kalt: der Schnee war hart gefroren, so daß er unter unseren Tritten knirschte. Der Himmel war jedoch fast frühlingshell und dunkelblau, und einige weißliche Wolken, die von Süden langsam her gezogen kamen, sagten ein baldiges Ende der Nachtkälte voraus. Der Mond stand tief unten am Horizont: statt uns auf unserer nächtlichen Wanderung zu leuchten, breitete er nur seinen milden Schein über die fernen Bergrücken und Baumwipfel aus, aber zwischen die Fichtensäulen hinein verbreitete er eine mystische Dämmerung, welche die Schatten bis in das Unendliche verlängerte, fabelhafte Gestalten zwischen den Stämmen hervorgaukelte und den Wald geheimnißvoll tief und grauenvoll machte.

Nur das Rothkehlchen unterbrach durch sein sanftes Morgenlied die Stille der Waldeinsamkeit.

„Da singt der Vogel, der am Morgen zuerst auf ist“, sagte Peter. „Jetzt dauert es nicht lange, bis Leben im Walde wird; wir werden uns beeilen müssen.“

„Es hat gute Zeit, mein lieber Peter,“ versetzte der Kapitän; „der Auerhahn balzt am besten in dem Wäldchen zwischen uns und dem Ländal-Moore, und ich glaube nicht, daß aus der Balz etwas wird, es ist zu kalt.“

„Es wird gegen Morgen gelinder,“ erwiderte Peter rechthaberisch, „denn wir haben Südwind, und ich glaube, es gibt eine gute Balz, weil es in den vorigen Nächten so kalt gewesen ist. Bei

Sonnenaufgang wird die Balz ganz herrlich werden. Höret nur die Waldschnepfe an, wie frisch sie quakt und zieht. Sie erwartet gutes Wetter. Da meckert auch schon die Sumpfschnepfe. Es wird gut!" fügte er mit Ueberzeugung hinzu.

Wir hörten den eigenthümlichen Ton der Waldschnepfe, der dem wiederholten Quaken eines Frosches gleicht, welchem ein laut gellendes Zischen folgt, ähnlich dem lauten Gezwitscher einer Bachstelze; wir sahen in den schwachen Strahlen des untergehenden Mondes den einen Schatten dieses Vogels nach dem andern über die Baumwipfel hinschweben. Wir vernahmen die unheimlichen meckernden Töne der Sumpfschnepfe, bald nahe, bald fern, bald hoch oben in der Luft, bald über uns, und plötzlich, wie es schien, gerade vor unseren Ohren, bald auf allen Seiten, ohne daß wir jedoch im Stande waren, den Vogel zu sehen. Schreckhaft übertönte des Reihers wildes durchdringendes Geschrei das der übrigen Vögel, bei dem sie von Schrecken durchbebt zu werden schienen; denn sie schwiegen plötzlich, so oft es ertönte, und es trat eine Stille ein, welche die Unterbrechung doppelt unheimlich machte. Aber jetzt stimmte die Haidelerche mit hellen klingenden Tönen ihr Morgenlied an, das durch die Dunkelheit der Nacht hindurch an die leuchtende Morgenröthe erinnerte und einen belebenden Gegensatz zu dem spukhaften Flug und den unheimlichen Tönen der Nachtvögel bildete.

„Die Auerhahnglocke läutet", sagte der Kapitän; „so nennen die Schweden diesen kleinen muntern Vogel; denn wenn er anstimmt, beginnt der Auerhahn sein Morgenlied auf dem Zweige, wo er geschlafen. Laßt uns jetzt ein wenig Halt machen, wir sind nicht weit von den Vögeln, die gestern zuletzt kamen. Wenn wir näher gingen, könnten wir sie leicht verjagen."

Als wir einige Minuten da gestanden und gelauscht hatten, hörten wir einen Vogel in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten balzen.

„Ich glaube fast, es ist der Bursch, der zuletzt kam und den Schnabel wetzte,“ sagte Peter. „Es soll mich doch wundern, ob er nicht Schläge bekommt; der Alte pflegt nicht vergeßlich zu sein.“



Der Kapitän ließ mir die Wahl, ob ich nach der Seite gehen wolle, wo wir den Vogel balzen hörten, oder mehr nördlich, wo nach seiner Annahme die jungen Vögel saßen. Ich wählte das erstere. Der Kapitän ging nordwärts. Ich und Peter schlichen uns an den

Vogel heran und suchten mit äußerster Behutsamkeit Schnee und knackendes Reisig zu vermeiden. Als wir den Vogel unruhig umherlaufen hörten, blieben wir einen Augenblick stehen, sprangen aber bei jedem neuen Umherlaufen oder Schleifen, nachdem er gegluckst hatte, zwei oder drei Schritt vorwärts. Beim Knappen und Glucksen standen wir natürlich unbeweglich. Als wir uns auf diese Weise dem Baume, auf dem er saß, bis auf vierzig oder fünfzig Schritt genähert hatten, hörten wir, wie ein Vogel angeflogen kam und sich geräuschvoll auf dem Baume niederließ. Der Laut zusammengeschlagener Schnäbel und Flügel verkündete, daß der Alte den vorausgesagten Besuch bei dem fremden Nebenbuhler abgestattet hatte. Während des Kampfes sprangen wir einige Schritte vor, aber sausende Flügelschläge zeugten von einem leicht errungenen Siege und der Flucht des fremden Vogels. Jetzt war es ein wenig still; aber da gackerte eine Auerhenne, und sofort begann der Vogel zu balzen; er knappte und gluckste; aber als wir den Fuß erhoben, um hinzu zu laufen, erhob er die Flügel und flog auf einen andern Baum, wo er wieder sein äffendes Spiel begann.

„Das wußte ich im Voraus," sagte Peter ärgerlich. „Jetzt ist er wieder weg. Es nützt einmal in aller Welt nichts, ihm nachzustellen; eben so gut könnte man einem Wölkchen nachstellen. Nein, laßt uns etwas weiter nördlich gehen; da sitzen mehr Vögel, und da ist vielleicht auch einer von denen, die den Schnabel aufzuheben wagen, wenn sie sich auch vor diesem Unthier fürchten, das der Teufel holen möge!"

„Weißt Du, wo dieser Alte bei Sonnenaufgang zu balzen pflegt?" fragte ich.

„Ja, das weiß ich wohl" erwiderte Peter. „Er balzt in einer Fichte auf einer kleinen Bergkuppe hier unten im Hyttetjärn-Moor; aber es ist da nicht leicht zum Schusse auf ihn zu kommen, denn die Fichte ist so unvernünftig hoch."

„Dort wollen wir hin," sagte ich; „aber da Du es für besser hältst, können wir erst ein wenig nördlich gehen."

Wir gingen eine Strecke in der vorgeschlagenen Richtung an einem ungeheuer großen Felsblock vorbei, den Peter Mjölne-Ragnhild nannte, den südlichen Rand des Löndaler Moores; entlang. Aber wir hörten keinen Vogel balzen. Peter Sandaker wunderte sich sehr darüber, wo sie alle geblieben wären, und kam endlich zu dem Schlusse, daß der Kampf sie fortgejagt oder so scheu gemacht hätte, „daß sie nicht zu mucksen wagten.“ Es begann hell zu werden, da hörten wir aus weiter Ferne einen Knall nördlich von Sandtjärnsaas, wo nach Peters Erzählung er und der Kapitän gewöhnlich Köder für Bären liegen hatten, und von wo er nicht weit bis zu seiner Alp und zu seinem Wohnhause unten in Sognedal hatte. Eine Weile darauf hörten wir wieder einen Knall, der uns eben so wie der erstere aus des Kapitäns Büchse zu kommen schien. Während wir nach der bezeichneten Fichte auf dem Moore hingingen, wohin Peter nicht mit sonderlicher Lust folgte, ließ er seinem Aerger über unsere unglückliche Jagd freien Lauf, indem er in abgebrochenen Sätzen vor sich hin brummte: „Keine Pulververschwendung — nein, nein — der Kapitän; das ist der Mann für den Burschen — er hat einen — vielleicht zwei — Sara-Anders war es nicht — die Lumpenbüchse da — hm, des Kapitäns Büchse gibt einen andern Knall.“

„Tröste Dich, Peter,“ sagte ich. „Vielleicht gelingt es uns den zu bekommen, der besser ist als alle andern Vögel bei der Balz.“

„Da müßt Ihr wunderliche Künste verstehen,“ versetzte Peter, „aber er ist zu schlau und zu kugelfest, will ich Euch sagen.“

Als wir über das gefrorene Moor hinweg auf die Bergkuppe gekommen waren, nahm ich mit Rücksicht auf den weiten Abstand, aus welchem der Vogel erlegt werden mußte, wenn er sich nach unserer wahrscheinlichen Vermuthung in dem Wipfel der Fichte niederließ, das Schrot aus meiner Büchse und lud sie mit einer Schrotpatrone in einer Drahthülse. Peter sah es mit an, schüttelte den Kopf und drückte sein Mißtrauen aus mit der wegwerfenden Aeußerung:

„Kann es mir denken, daß das hilft!“

„Wirst sehen,“ erwiderte ich eben so kurz.

Die Kuppe, auf der wir uns befanden, lag in dem großen oor wie eine kleine Insel. Auf ihrer Höhe ragte die oft erwähnte chte empor, ein ungeheuerer Mastbaum, voller Spechtlöcher. Nach r östlichen Seite der Bergkuppe hin stand eine andere, die eben so waltig gewesen wäre, wenn sie sich nicht geneigt und schräg über s Moor hinaus gehangen hätte. Stürme hatten ihre Spitze abge-ochen, nur ihre untersten, fast nackten Zweige waren noch übrig, id wie muskelstarke Riesenarme streckten sie sich gegen den silber-llen Morgenhimmel empor. Die Sonne begann sich zu erheben; vergoldete die Bergrücken und warf nach und nach ihren Glanz er die dunklen Tannenwälder der Abhänge. Aber noch lag das kjärsjöer Moor, welches sich in südlicher Richtung so weit vor dem ige ausdehnte, daß seine fernen Ränder im Walde bläulich er-ienen, in tiefem Schatten. Die Waldschnepfe, die Sumpfschnepfe d alle Vögel der Nacht waren zu Ruhe gegangen; aber die inteeren Sänger des Waldes erfüllten die helle Morgenstunde mit belnden Tönen: der Tannenhäher setzte sein eintöniges Klapperwerk Bewegung; Buchfinken, Zaunkönige und Baumschlüpfer trillerten in igstlicher Scheu. Auerhähne zankten und lärmten laut; die Sing-ossel sandte aus vollem Halse Spottlieder und Schimpfworte gegen le aus, ging aber doch bisweilen zum Gefühlvollen über und zwitscherte ise und verschämt einige zärtliche Strophen. Auf der andern Seite s Moores balzte ein Auerhahn auf einem Wipfel. Die Auerhennen achten sich liebenswürdig, gackerten und schnarrten ihre heiseren asenlaute, die sich vom Standpunkte der Singvögel ausnehmen ußten, als wenn unsere Urgroßmütter anfangen wollten, uns von ebe und jugendlichen Mädchengefühlen zu singen.

Wir standen indessen auf der kleinen Bergkuppe in einem dichten achholdergestrüppe versteckt und erwarteten jeden Augenblick den

Vogel; aber der Alte weilte lange in seinem Harem. Endlich, als die Sonnenstrahlen die Fichtenwipfel vergoldeten, kam er mit schweren Flügelschlägen einher gesaust und warf sich nicht, wie wir erwartet hatten, in den hohen Baum über uns, sondern in die wipfellose Fichte, die sich über das Moor hinaus neigte. Es war in Wahrheit ein prächtiger Vogel, ein stolzer Kämpe, wie er so auf dem kahlen Zweige gen Himmel gewandt im Glanze der Sonne mit seiner leuchtenden, strahlenden, hellgrünen Brust dasaß. Eine Auerhenne kam nach und warf sich in den Wipfel über unsern Häuptern hinab. In demselben Augenblicke machte der Vogel Anstalt zum Balzen, sträubte den Kinnbart, ließ die Flügel bis auf die Füße sinken, that unter wellenförmigen Halsbewegungen einige gravitätische Schritte auf dem Zweige vorwärts und begann zu balzen, wobei er mit dem Schwanze ein gewaltiges Rad schlug. Ich stand mit dem Finger am Hahne und wartete gespannt den entscheidenden Augenblick ab, wo er seine Flügel zur Flucht ausbreiten werde, um auf die große Fläche, die sich dabei darbot, bei dem weiten Abstande einen um so sicherern Schuß thun zu können. Aber unter dem fortgesetzten Gackern der Auerhenne wollte die Balz gar kein Ende nehmen, und er hatte schon einmal nach dem andern gegluckst, als ein Zweig unter meinem Fuße knackte. Die Auerhenne stieß einen lauten warnenden Ton aus; doch jetzt war der Alte in solche Hitze gerathen, daß er den wohlgemeinten Rath nicht beachtete, sondern fortfuhr umherzutrippeln, bis die treue Geliebte auf ihn zuflog und ihn von dem Zweige hinabstoßen zu wollen schien. Durch den warnenden Flügelschlag geweckt, erhob sich der Alte zur Flucht. Aber meine Büchse war auf ihn gerichtet und der mächtige Vogel stürzte kopfüber auf das Moor hinab. Der Todeskampf war leicht; er schlug nur einige Male mit den Flügeln.

Peter lief hinzu und hob ihn auf, und es ging ein Zug des Staunens über sein Gesicht, welcher jedoch bald einem vergnügten bewundernden Grinsen Platz machte. Er schüttelte den Kopf und sagte:



„Hätte ich es doch wahrhaftig nicht geglaubt, und wenn es der
ıpitän selbst gesagt hätte; denn dies ist der Rechte. Ich erkenne
n am Schnabel; so einen gelben und krummen und starken Schnabel
ıt kein Auerhahn in der Gegend. Seht nur, wie grün er an der
rust ist; es strahlt ordentlich an ihm. Und wie schwer und fett er
!" fuhr er fort, indem er unter fast kindischen Freudenausbrüchen
n Vogel in der Hand wog. Ich glaube, es ist keine große Lüge,
enn ich sage, er wiegt dreißig Pfund. Das war ein Schuß! Nein,
ie wird der Kapitän sich freuen! Ho, ho, herüber!" schrie er, so daß
e Bergrücken das Echo schallend wiedergaben. Der Kapitän zeigte
h bald auf dem Moore, gefolgt von dem Burschen, der mit den
unden zu ihm gestoßen war. Sie trugen jeder einen Auerhahn. Peter
ob unsere Beute triumphirend in die Höhe und rief schon von Weitem:

„Das ist der alte Große, Kapitän!"

„Was sagst Du, Mensch?" rief dieser und kam eiligen Schrittes.
Ist es der Alte? Das ist ein ordentliches Stück Arbeit, das einen
runk auf den Sieger verdient. Vivant alle Vogelrepubliken, pe-
ınt die Souveräne!" rief er, als er die Flasche und den silbernen
echer aus der Jagdtasche gelangt hatte, und trank uns zu.

„Habe ich es nicht gesagt, daß sich der Kapitän freuen würde?"
gte Peter grinsend und lächelnd, indem er mit den Augen blinkte
ıd aus dem Becher, der ihm gereicht wurde, einen nachdrücklichen
ropfen schlürfte. „Jetzt wird es bei der Balz eine andere Lust
erden, nachdem wir von dem Höllenbrand befreit sind."

Als wir uns unsere Erlebnisse gegenseitig erzählt hatten, wurden
e Hunde losgelassen. Das Jagdgeschrei erfüllte den Wald. Wir
atten sogleich Fährte und in Kurzem ging es vorwärts unter vollem
stigem Gebell. Vielfältig schallte dieses von den Bergrücken zurück,
ıd das Herz schwoll vor Lust bei den Klängen der fröhlichen Jagd
der sonnenhellen Morgenstunde.

[illegible] Da wollten sie es [illegible] geworden, seit- [illegible] sagte eine [illegible] andern ihr darin [illegible] brauchten sie [illegible] er aus dem [illegible] lag in einem [illegible] brauchten [illegible] Steine vom [illegible] vom Acker [illegible] schleppen [illegible] Es dauerte [illegible] wollte er [illegible]

[illegible] der Mann. [illegible] sollte [illegible]

[illegible] Steine [illegible] Arbeit [illegible] er so [illegible] Das meinte [illegible] was für [illegible] doch war [illegible]

[illegible] Essen noch [illegible] „Solch [illegible] von Haus [illegible] mehr: es [illegible]

[illegible] einen [illegible] genug Arbeit.

sollte da Laufbursche sein und den Mädchen beim Holz- und
ısserholen helfen und andere kleine Arbeiten verrichten. Da fragte
was er zuerst thun sollte.

Er solle einstweilen etwas Brennholz klein hacken, sagten sie.
urmel Gänseei machte sich also daran und spaltete und hieb, daß
Splitter um ihn her flogen. Es dauerte nicht lange, bis er Alles,
s da war, Brennholz wie Zimmerholz, Baumstämme wie Nutzholz
z und klein gehauen hatte, und als er damit fertig war, kam er
d fragte, was er nun thun sollte.

„Du kannst jetzt Brennholz hacken,“ sagten sie.

„Es ist nichts mehr zu hacken da,“ sagte Murmel Gänseei.

Das wäre unmöglich, meinte der Hofaufseher und sah in den
lzschuppen. Aber Murmel Gänseei hatte richtig Alles kurz und
in gehauen; Baumstämme wie Zimmerholz waren zu eitel Brenn-
lz zerhackt. Das war ihm ärgerlich, und deshalb sagte er, nun
lte er nichts zu essen bekommen, bis er im Walde eben so viel
nmerholz gefällt hätte, als er zu Brennholz zersplittert.

Murmel Gänseei ging in die Schmiede und ließ sich vom
hmied aus fünf Centner Eisen ein Beil machen, dann fuhr er
h dem Hochwalde und fing an Holz zu schlagen; er fällte dicke
nnen und himmelhohe Fichten, Alles, was er auf des Königs wie
f des Nachbars Grund und Boden fand; er schlug weder die
eige noch die Spitzen ab, so daß alles wie bei einem Windbruche
er einander lag. Dann lud er ein tüchtiges Fuder auf den
hlitten und spannte alle Pferde vor; aber sie kamen mit der Last
ht vom Flecke, und als er sie beim Kopfe nahm, und es in Gang
ngen wollte, riß er ihnen die Köpfe ab; nun wälzte er die Pferde
s den Strängen heraus auf das Feld und zog die Last allein.

Als er nach der Königsburg kam, stand der König und sein
ıfseher über das Zimmerholz auf dem Söller und wollten ihn übel
pfangen, weil er in dem Walde so gehaust hatte — der Aufseher

war nämlich da gewesen und hatte das Unheil gesehen. Als aber Murmel Gänseei den halben Hochwald herangeschleppt brachte, wurde der König verdrießlich und ängstlich, und da dachte er, er müsse doch behutsam mit ihm umgehen, da er so stark wäre.

„Als Arbeiter bist Du vortrefflich," sagte der König, „aber wie viel issest Du jedesmal?" fragte er, „denn jetzt bist Du wohl hungrig?"

Wenn er satt Brei haben sollte, gehörten zwölf Tonnen Mehl dazu, sagte Murmel Gänseei, aber wenn er das gegessen hätte, könnte er auch wieder eine Weile warten.

Es erforderte Zeit, einen solchen Brei fertig zu kochen, und inzwischen sollte er etwas Holz nach der Küche schaffen. Er legte den ganzen Haufen Holz auf einen Schlitten, aber als er mit ihm durch die Thür wollte, war er wieder ungeschickt. Das Haus kam rein aus Rand und Band, so daß die Balken aus allen Fugen wichen und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er die ganze Königsburg umgerissen. Als das Essen beinahe fertig war, sandten sie ihn aus, um die Leute vom Felde hereinzurufen. Er rief, daß es von allen Bergen widerhallte, aber sie kamen ihm nicht schnell genug; da ward er mit ihnen uneins und schlug ihrer zwölf todt.

„Du schlugst zwölf todt," sagte der König, „und issest für vielmal zwölf, aber für wie viele arbeitest Du?"

„Das thue ich auch für vielmal zwölf," sagte Murmel.

Nachdem er gegessen hatte, sollte er in die Scheuer und dreschen. Da nahm er den Dachbalken herab und machte sich einen Schwengel daraus, und als das Dach herabzufallen drohte, nahm er eine große starke Tanne mit Zweigen daran und setzte sie als Dachbalken ein und dann drasch er Korn und Stroh und Heu durcheinander. Vieles ging zu Grunde, denn Körner und Spreu flogen umher, und über der Königsburg stand eine förmliche Wolke.

Als er beinahe mit dem Dreschen fertig war, brachen Feinde in das Land, so daß Krieg wurde. Da sagte der König zu ihm, er

sollte Leute mit sich nehmen, sich auf den Weg machen und dem Feinde entgegen ziehen und ihn bekriegen, denn er dachte, sie würden ihn tödten. Nein, er wollte nicht, daß Leute erschlagen würden, nur er allein wollte sich schlagen, er ganz allein, sagte Murmel Gänseei.

Das ist desto besser, da werde ich ihn desto eher los, dachte der König. Aber eine tüchtige Keule müßte er haben.

Der Schmied erhielt Befehl; er schmiedete eine von zwei Centnern. Die wäre allenfalls gut zum Nußknacken, sagte Murmel Gänseei. Nun machte der Schmied eine von fünf Centnern; die wäre wohl gut um Nägel damit in die Schuhe zu klopfen, sagte er. Ja, größere konnte der Schmied mit seinen Leuten nicht schmieden. Da ging er selbst zur Schmiede und machte sich eine Keule von fünfzig Centnern, und hundert Mann waren dazu nöthig, sie auf dem Amboße zu wenden. Die wird es zur Noth thun, meinte Murmel Gänseei. Nun mußte er ein Speiseränzel haben; das machten sie aus fünfzehn Ochsenhäuten und stopften es voller Lebensmittel, und dann schritt er mit dem Ränzel auf dem Rücken und der Keule über der Schulter leichtfüßig den Hügel hinab.

Als er so weit gegangen war, daß ihn die Feinde zu sehen bekamen, sandten sie einen aus, der fragte, ob er sie angreifen wollte.

„Wartet nur, bis ich gegessen habe," sagte Murmel Gänseei, warf sich auf den Hügel hin, und schickte sich an, hinter dem großen Ränzel zu essen.

Aber sie konnten nicht warten und begannen sofort auf ihn zu schießen, so daß es ordentlich Flintenkugeln um ihn regnete und hagelte.

Um diese Moosbeeren bekümmere ich mich gar nicht," sagte Murmel Gänseei und schmauste ruhig weiter; weder Blei noch Eisen thaten ihm etwas, und das Eßränzel stand vor ihm und fing die Kugeln wie ein ordentlicher Wall auf.

Da fingen sie an Bomben zu werfen und mit Kanonen zu schießen. Er lachte, so oft er getroffen wurde.

„Ei, das thut weiter nichts," sagte er. Aber da bekam er eine Bombe in die unrechte Kehle.

„Pfui!" sagte er und spie sie wieder aus. Dann schlug eine Kettenkugel in die Butterbüchse ein, und eine andere nahm ihm den Bissen mitten zwischen den Fingern fort. Da wurde er verdrießlich, nahm die Riesenkeule, schlug damit auf die Erde und fragte, ob sie ihn mit den Blaubeeren, die sie aus den groben Puströhren bließen, das Essen vor dem Munde wegnehmen wollten. Er schlug noch einige Male zu, daß die Berge rings umher dröhnten und die Feinde wie Spreu in die Höhe fuhren; damit war der Krieg aus.

Als er wieder nach Hause kam und mehr Arbeit haben wollte, ward der König ganz böse, denn er hatte gedacht, jetzt wäre er ihn los. Er wußte sich keinen anderen Rath als ihn in die Hölle zu senden.

„Du mußt zum Teufel gehen und die rückständige Landsteuer einfordern," sagte er. Murmel Gänseei zog ab mit dem Ränzel auf dem Rücken und der Keule auf der Schulter und war bald an Ort und Stelle, aber als er ankam, war der Teufel zum Examen gegangen. Es war Niemand zu Hause als seine Mutter, und sie sagte, sie hätte noch nie ein Wort von einer Landsteuer gehört, er solle ein anderes Mal wiederkommen.

„Ja, komm' morgen wieder," sagte er; die Redensart kenne er schon; da er nun einmal hergekommen wäre, so bliebe er auch da, bis er die Landsteuer bekäme, er hätte Zeit zu warten. Nachdem er aber seine Vorräthe verzehrt hatte, wurde ihm die Zeit lang, und da verlangte er von der Alten abermals die Landsteuer und sagte, jetzt müsse sie bezahlen.

Nein, das thäte sie nicht; sagte sie, das stände so fest wie die alte Fichte welche vor der Höllenpforte stand und so groß war, daß fünfzehn Mann sie kaum umklammern konnten. Aber Murmel stieg in den Wipfel und drehte und wand sie wie eine Weidenruthe und fragte die Alte nochmals, ob sie jetzt die Landsteuer bezahlen wollte.

Ja, da konnte sie denn nicht anders, und sie raffte so viele chillinge zusammen, wie er sich in seinem Riesenränzel fortzutragen etraute. Jetzt machte er sich mit dem Gelde auf den Heimweg, und ıum war er fort, so kam der Teufel heim. Als dieser hörte, daß Kurmel das ganze Geld mit fortgeschleppt hätte, prügelte er erst eine Mutter und setzte dann Murmel nach. Er erreichte ihn auch, ›enn er rannte wie ein leerer Schlitten und nahm bisweilen die Flügel zu Hilfe, und Murmel mußte sich mit dem schweren Ränzel chleppen. Aber als ihm der Teufel auf den Fersen war, fing er zu laufen und zu springen an, so gut er im Stande war, und dann ›ielt er die Keule hinter sich, um sich gegen ihn zu wehren; — Murmel hielt den Griff fest und der Teufel haschte unaufhörlich ıach der Keule, bis sie zu einem tiefen Thale kamen; da sprang Murmel von der einen Bergspitze bis zur andern hinüber, und der Teufel setzte ihm so hitzig nach, daß er gerade gegen die Keule rannte, n das Thal hinabfiel und sich den einen Fuß brach — da lag er.

„Da hast Du die Landsteuer,“ sagte Murmel Gänseei, als er ur Königsburg kam und warf dem Könige das Ränzel voll Geld ›in, daß der ganze Söller krachte.

Der König dankte und drückte seine Zufriedenheit aus und ver- prach ihm guten Lohn, so wie einen Paß nach Hause, wenn er ihn ›aben wollte; aber Murmel wollte nur mehr Arbeit haben.

„Was soll ich jetzt thun?“ fragte er. Ei nun, als sich der König bedacht hatte, sagte er, er solle zu dem Bergtroll gehen, der eines Großvaters Schwert geraubt, nach dem Schlosse am See, wo- ›in sich Niemand wage.

Murmel bekam einige Fuder Lebensmittel in sein Ränzel und nachte sich wieder auf den Weg, und er ging lange und weit durch Wälder und Felder, über Berg und Thal, bis er an ein großes Ge- ›irge kam, wo der Troll wohnen sollte, der das Schwert des Groß- ›aters seines Königs geraubt hatte.

„Hätte ich es doch wahrhaftig nicht geglaubt, und wenn es der Kapitän selbst gesagt hätte; denn dies ist der Rechte. Ich erkenne ihn am Schnabel; so einen gelben und krummen und starken Schnabel hat kein Auerhahn in der Gegend. Seht nur, wie grün er an der Brust ist; es strahlt ordentlich an ihm. Und wie schwer und fett er ist!“ fuhr er fort, indem er unter fast kindischen Freudenausbrüchen den Vogel in der Hand wog. Ich glaube, es ist keine große Lüge, wenn ich sage, er wiegt dreißig Pfund. Das war ein Schuß! Nein, wie wird der Kapitän sich freuen! Ho, ho, herüber!“ schrie er, so daß die Bergrücken das Echo schallend wiedergaben. Der Kapitän zeigte sich bald auf dem Moore, gefolgt von dem Burschen, der mit den Hunden zu ihm gestoßen war. Sie trugen jeder einen Auerhahn. Peter hob unsere Beute triumphirend in die Höhe und rief schon von Weitem:

„Das ist der alte Große, Kapitän!“

„Was sagst Du, Mensch?“ rief dieser und kam eiligen Schrittes. „Ist es der Alte? Das ist ein ordentliches Stück Arbeit, das einen Trunk auf den Sieger verdient. Vivant alle Vogelrepubliken, pereant die Souveräne!“ rief er, als er die Flasche und den silbernen Becher aus der Jagdtasche gelangt hatte, und trank uns zu.

„Habe ich es nicht gesagt, daß sich der Kapitän freuen würde?“ sagte Peter grinsend und lächelnd, indem er mit den Augen blinkte und aus dem Becher, der ihm gereicht wurde, einen nachdrücklichen Tropfen schlürfte. „Jetzt wird es bei der Balz eine andere Lust werden, nachdem wir von dem Höllenbrand befreit sind.“

Als wir uns unsere Erlebnisse gegenseitig erzählt hatten, wurden die Hunde losgelassen. Das Jagdgeschrei erfüllte den Wald. Wir hatten sogleich Fährte und in Kurzem ging es vorwärts unter vollem lustigem Gebell. Vielfältig schallte dieses von den Bergrücken zurück, und das Herz schwoll vor Lust bei den Klängen der fröhlichen Jagd in der sonnenhellen Morgenstunde.

Murmel Gänseei.



Es waren einmal fünf Weiber, die gingen auf einen Acker zum Kornschneiden: alle waren sie kinderlos und alle wünschten sich ein Kind. Mitten in der Arbeit gewahrten sie plötzlich ein ganz schrecklich großes Gänseei, fast so groß wie ein Männerkopf. „Ich sah es zuerst,“ sagte die Eine. „Ich sah es eben so früh wie Du,“ schrie die Zweite. „Nein, ich will es haben, denn

ich war die Erste, die es sah," schwur die Dritte. So fuhren sie auf einander los und wurden wegen des Eies so uneins, daß sie sich fast in die Haare gerathen wären. Aber endlich wurden sie darüber einig, daß es ihnen allen fünf gehören sollte, und dann wollten sie sich darauf setzen, wie die Gans thut, und es ausbrüten. Die erste blieb acht Tage darauf sitzen und brütete und faulenzte und that nichts; inzwischen mußten sich die Anderen placken, um sie und sich selbst zu ernähren. Da fing die Eine von ihnen an sie zu schmähen.



„Du kamst auch nicht aus dem Ei, ehe du piepen konntest," sagte die, welche saß und brütete; „aber ich glaube es wird eher ein Kind daraus, denn mir ist, als ob es drinnen in einem fort murmelte: „Häring und Brei und Grütze und Milch" sagte sie; „nun kannst Du acht Tage darauf sitzen, dann wollen wir Dir abwechselnd das Essen zutragen." — Als nun auch die Fünfte acht Tage darauf gesessen hatte, hörte diese deutlich, daß ein Junges im Ei war, das nach „Häring und Brei und Grütze und Milch" schrie, und so klopfte sie ein Loch hinein; aber anstatt eines Gänsleins kam ein Kind heraus, und schrecklich häßlich war es, mit großem Kopf und kleinem Körper, und das Erste, wonach es schrie, als es herauskam, war „Häring und Brei und Grütze und Milch." Deshalb nannten sie es Murmel Gänseei.

So häßlich das Kind auch war, so freuten sie sich anfangs doch über dasselbe; aber es dauerte nicht lange, da wurde es so gefräßig, daß es alle Speise, die sie hatten, aufaß. Wenn sie eine Schüssel Brei oder einen Topf Grütze kochten, daran sie alle sechs genug zu

haben glaubten, so verschlang es Alles allein. Da wollten sie es nicht länger haben. „Ich bin noch nicht einmal satt geworden, seitdem dieser Wechselbalg aus der Eierschale gekrochen ist,“ sagte eine von ihnen, und da Murmel Gänseei hörte, daß die andern ihr darin beistimmten, sagte er, er könnte ja seiner Wege gehen; brauchten sie ihn nicht, so brauchte er sie auch nicht, und damit eilte er aus dem Hause. Endlich kam er nach einem Bauernhofe, der lag in einem steinigen Felde, und dort fragte er nach einem Dienste; da brauchten sie einen Tagelöhner und der Mann trug ihm auf, die Steine vom Acker zu lesen. Murmel Gänseei sammelte nun die Steine vom Acker und nahm so große mit, daß viele Pferde sie nicht hätten schleppen können, und große wie kleine steckte er in seine Tasche. Es dauerte nicht lange, bis er mit der Arbeit fertig war, und dann wollte er wissen, was er weiter thun sollte.

„Du sollst die Steine von dem Acker lesen,“ sagte der Mann. „Du kannst damit nicht fertig sein, ehe Du Hand anlegst, sollte ich meinen.“

Aber Murmel Gänseei leerte seine Taschen und warf die Steine auf einen Haufen. Da merkte der Mann, daß er mit der Arbeit fertig war, und sah ein, er müsse sich vor ihm hüten, da er so stark war. Er solle herein kommen und essen, sagte er. Das meinte Murmel Gänseei auch, und so aß er allein Alles auf, was für die Herrschaft wie für das Gesinde bereitet war, und doch war er nicht halb satt.

Bei der Arbeit stünde er seinen Mann, aber beim Essen noch viel mehr, denn in ihm wäre kein Boden, meinte der Bauer. „Solch ein Arbeiter könnte einen armen Bauer, ehe er es ahnte, von Haus und Hof essen,“ sagte er. Er hätte für ihn keine Arbeit mehr; es wäre am besten, er ginge nach der Königsburg.

Murmel Gänseei ging zum Könige und erhielt sogleich einen Dienst; in der Königsburg gab es genug Essen und genug Arbeit.

Er sollte da Laufbursche sein und den Mädchen beim Holz- und Wasserholen helfen und andere kleine Arbeiten verrichten. Da fragte er, was er zuerst thun sollte.

Er solle einstweilen etwas Brennholz klein hacken, sagten sie. Murmel Gänseei machte sich also daran und spaltete und hieb, daß die Splitter um ihn her flogen. Es dauerte nicht lange, bis er Alles, was da war, Brennholz wie Zimmerholz, Baumstämme wie Nutzholz kurz und klein gehauen hatte, und als er damit fertig war, kam er und fragte, was er nun thun sollte.

„Du kannst jetzt Brennholz hacken,“ sagten sie.

„Es ist nichts mehr zu hacken da,“ sagte Murmel Gänseei.

Das wäre unmöglich, meinte der Hofaufseher und sah in den Holzschuppen. Aber Murmel Gänseei hatte richtig Alles kurz und klein gehauen; Baumstämme wie Zimmerholz waren zu eitel Brennholz zerhackt. Das war ihm ärgerlich, und deshalb sagte er, nun sollte er nichts zu essen bekommen, bis er im Walde eben so viel Zimmerholz gefällt hätte, als er zu Brennholz zersplittert.

Murmel Gänseei ging in die Schmiede und ließ sich vom Schmied aus fünf Centner Eisen ein Beil machen, dann fuhr er nach dem Hochwalde und fing an Holz zu schlagen; er fällte dicke Tannen und himmelhohe Fichten, Alles, was er auf des Königs wie auf des Nachbars Grund und Boden fand; er schlug weder die Zweige noch die Spitzen ab, so daß alles wie bei einem Windbruche über einander lag. Dann lud er ein tüchtiges Fuder auf den Schlitten und spannte alle Pferde vor; aber sie kamen mit der Last nicht vom Flecke, und als er sie beim Kopfe nahm, und es in Gang bringen wollte, riß er ihnen die Köpfe ab; nun wälzte er die Pferde aus den Strängen heraus auf das Feld und zog die Last allein.

Als er nach der Königsburg kam, stand der König und sein Aufseher über das Zimmerholz auf dem Söller und wollten ihn übel empfangen, weil er in dem Walde so gehaust hatte — der Aufseher

war nämlich da gewesen und hatte das Unheil gesehen. Als aber Murmel Gänseei den halben Hochwald herangeschleppt brachte, wurde der König verdrießlich und ängstlich, und da dachte er, er müsse doch behutsam mit ihm umgehen, da er so stark wäre.

„Als Arbeiter bist Du vortrefflich," sagte der König, „aber wie viel issest Du jedesmal?" fragte er, „denn jetzt bist Du wohl hungrig?"

Wenn er satt Brei haben sollte, gehörten zwölf Tonnen Mehl dazu, sagte Murmel Gänseei, aber wenn er das gegessen hätte, könnte er auch wieder eine Weile warten.

Es erforderte Zeit, einen solchen Brei fertig zu kochen, und inzwischen sollte er etwas Holz nach der Küche schaffen. Er legte den ganzen Haufen Holz auf einen Schlitten, aber als er mit ihm durch die Thür wollte, war er wieder ungeschickt. Das Haus kam rein aus Rand und Band, so daß die Balken aus allen Fugen wichen und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er die ganze Königsburg umgerissen. Als das Essen beinahe fertig war, sandten sie ihn aus, um die Leute vom Felde hereinzurufen. Er rief, daß es von allen Bergen widerhallte, aber sie kamen ihm nicht schnell genug; da ward er mit ihnen uneins und schlug ihrer zwölf todt.

„Du schlugst zwölf todt," sagte der König, „und issest für vielmal zwölf, aber für wie viele arbeitest Du?"

„Das thue ich auch für vielmal zwölf," sagte Murmel.

Nachdem er gegessen hatte, sollte er in die Scheuer und dreschen. Da nahm er den Dachbalken herab und machte sich einen Schwengel daraus, und als das Dach herabzufallen drohte, nahm er eine große starke Tanne mit Zweigen daran und setzte sie als Dachbalken ein und dann drasch er Korn und Stroh und Heu durcheinander. Vieles ging zu Grunde, denn Körner und Spreu flogen umher, und über der Königsburg stand eine förmliche Wolke.

Als er beinahe mit dem Dreschen fertig war, brachen Feinde in das Land, so daß Krieg wurde. Da sagte der König zu ihm, er

sollte Leute mit sich nehmen, sich auf den Weg machen und dem Feinde entgegen ziehen und ihn bekriegen, denn er dachte, sie würden ihn tödten. Nein, er wollte nicht, daß Leute erschlagen würden, nur er allein wollte sich schlagen, er ganz allein, sagte Murmel Gänseei.

Das ist desto besser, da werde ich ihn desto eher los, dachte der König. Aber eine tüchtige Keule müßte er haben.

Der Schmied erhielt Befehl; er schmiedete eine von zwei Centnern. Die wäre allenfalls gut zum Nußknacken, sagte Murmel Gänseei. Nun machte der Schmied eine von fünf Centnern; die wäre wohl gut um Nägel damit in die Schuhe zu klopfen, sagte er. Ja, größere konnte der Schmied mit seinen Leuten nicht schmieden. Da ging er selbst zur Schmiede und machte sich eine Keule von fünfzig Centnern, und hundert Mann waren dazu nöthig, sie auf dem Amboße zu wenden. Die wird es zur Noth thun, meinte Murmel Gänseei. Nun mußte er ein Speiseränzel haben; das machten sie aus fünfzehn Ochsenhäuten und stopften es voller Lebensmittel, und dann schritt er mit dem Ränzel auf dem Rücken und der Keule über der Schulter leichtfüßig den Hügel hinab.

Als er so weit gegangen war, daß ihn die Feinde zu sehen bekamen, sandten sie einen aus, der fragte, ob er sie angreifen wollte.

„Wartet nur, bis ich gegessen habe,“ sagte Murmel Gänseei, warf sich auf den Hügel hin, und schickte sich an, hinter dem großen Ränzel zu essen.

Aber sie konnten nicht warten und begannen sofort auf ihn zu schießen, so daß es ordentlich Flintenkugeln um ihn regnete und hagelte.

Um diese Moosbeeren bekümmere ich mich gar nicht,“ sagte Murmel Gänseei und schmauste ruhig weiter; weder Blei noch Eisen thaten ihm etwas, und das Eßränzel stand vor ihm und fing die Kugeln wie ein ordentlicher Wall auf.

Da fingen sie an Bomben zu werfen und mit Kanonen zu schießen. Er lachte, so oft er getroffen wurde.

„Ei, das thut weiter nichts,“ sagte er. Aber da bekam er eine Bombe in die unrechte Kehle.

„Pfui!“ sagte er und spie sie wieder aus. Dann schlug eine Kettenkugel in die Butterbüchse ein, und eine andere nahm ihm den Bissen mitten zwischen den Fingern fort. Da wurde er verdrießlich, nahm die Riesenkeule, schlug damit auf die Erde und fragte, ob sie ihn mit den Blaubeeren, die sie aus den groben Pusteröhren bließen, das Essen vor dem Munde wegnehmen wollten. Er schlug noch einige Male zu, daß die Berge rings umher dröhnten und die Feinde wie Spreu in die Höhe fuhren; damit war der Krieg aus.

Als er wieder nach Hause kam und mehr Arbeit haben wollte, ward der König ganz böse, denn er hatte gedacht, jetzt wäre er ihn los. Er wußte sich keinen anderen Rath als ihn in die Hölle zu senden.

„Du mußt zum Teufel gehen und die rückständige Landsteuer einfordern,“ sagte er. Murmel Gänseei zog ab mit dem Ränzel auf dem Rücken und der Keule auf der Schulter und war bald an Ort und Stelle, aber als er ankam, war der Teufel zum Examen gegangen. Es war Niemand zu Hause als seine Mutter, und sie sagte, sie hätte noch nie ein Wort von einer Landsteuer gehört, er solle ein anderes Mal wiederkommen.

„Ja, komm' morgen wieder,“ sagte er; die Redensart kenne er schon; da er nun einmal hergekommen wäre, so bliebe er auch da, bis er die Landsteuer bekäme, er hätte Zeit zu warten. Nachdem er aber seine Vorräthe verzehrt hatte, wurde ihm die Zeit lang, und da verlangte er von der Alten abermals die Landsteuer und sagte, jetzt müsse sie bezahlen.

Nein, das thäte sie nicht; sagte sie, das stände so fest wie die alte Fichte welche vor der Höllenpforte stand und so groß war, daß fünfzehn Mann sie kaum umklammern konnten. Aber Murmel stieg in den Wipfel und drehte und wand sie wie eine Weidenruthe und fragte die Alte nochmals, ob sie jetzt die Landsteuer bezahlen wollte.

Ja, da konnte sie denn nicht anders, und sie raffte so viele Schillinge zusammen, wie er sich in seinem Riesenränzel fortzutragen getraute. Jetzt machte er sich mit dem Gelde auf den Heimweg, und kaum war er fort, so kam der Teufel heim. Als dieser hörte, daß Murmel das ganze Geld mit fortgeschleppt hätte, prügelte er erst seine Mutter und setzte dann Murmel nach. Er erreichte ihn auch, denn er rannte wie ein leerer Schlitten und nahm bisweilen die Flügel zu Hilfe, und Murmel mußte sich mit dem schweren Ränzel schleppen. Aber als ihm der Teufel auf den Fersen war, fing er zu laufen und zu springen an, so gut er im Stande war, und dann hielt er die Keule hinter sich, um sich gegen ihn zu wehren; — Murmel hielt den Griff fest und der Teufel haschte unaufhörlich nach der Keule, bis sie zu einem tiefen Thale kamen: da sprang Murmel von der einen Bergspitze bis zur andern hinüber, und der Teufel setzte ihm so hitzig nach, daß er gerade gegen die Keule rannte, in das Thal hinabfiel und sich den einen Fuß brach — da lag er.

„Da hast Du die Landsteuer,“ sagte Murmel Gänseei, als er zur Königsburg kam und warf dem Könige das Ränzel voll Geld hin, daß der ganze Söller krachte.

Der König dankte und drückte seine Zufriedenheit aus und versprach ihm guten Lohn, so wie einen Paß nach Hause, wenn er ihn haben wollte; aber Murmel wollte nur mehr Arbeit haben.

„Was soll ich jetzt thun?“ fragte er. Ei nun, als sich der König bedacht hatte, sagte er, er solle zu dem Bergtroll gehen, der seines Großvaters Schwert geraubt, nach dem Schlosse am See, wohin sich Niemand wage.

Murmel bekam einige Fuder Lebensmittel in sein Ränzel und machte sich wieder auf den Weg, und er ging lange und weit durch Wälder und Felder, über Berg und Thal, bis er an ein großes Gebirge kam, wo der Troll wohnen sollte, der das Schwert des Großvaters seines Königs geraubt hatte.

Aber der Troll war nicht unter freiem Himmel, und der Berg war geschlossen, so daß Murmel nicht hinein kommen konnte.

Da gesellte er sich zu einigen Steinbrechern, die in diesen Bergen arbeiteten und half ihnen da. Solche Hilfe hatten sie noch nie gehabt, denn er brach und schlug in den Felsen hinein, daß der Berg barst und haushohe Felsblöcke hinabstürzten; aber als er zu Mittag ruhen und ein Fuder Essen zu sich nehmen wollte, da war Alles zusammen aufgegessen.

„Ich pflege selbst beim Essen nicht schlecht einzuhauen," sagte Murmel, „aber der hier gewesen, ist beim Essen noch schlimmer, denn er hat auch die Knochen aufgegessen," sagte er.

So ging es den ersten Tag, und am andern Tage ging es nicht besser. Den dritten Tag machte er sich auf den Weg und wollte wieder Steine brechen, und nahm das dritte Fuder Essen mit; aber diesmal legte er sich daneben, als ob er schliefe.

Plötzlich kam da aus dem Berge ein Troll mit sieben Köpfen heraus, und fing an zu schmatzen, und von den Vorräthen zu fressen.

„Jetzt ist angerichtet, jetzt will ich fressen," sagte der Troll.

„Darum wollen wir erst raufen," sagte Murmel und schlug mit der Keule, daß ihm die Köpfe vom Rumpfe rollten.

Nun ging er in den Berg hinein, aus dem der Troll gekommen war, und da stand ein Pferd drinnen und fraß aus einer Tonne mit glühender Asche, und hinter ihm stand eine Hafertonne.

„Weshalb frißt Du nicht aus der Hafertonne?" fragte Murmel.

„Weil ich mich nicht umdrehen kann," versetzte das Pferd.

„So will ich Dich umdrehen," sagte Murmel.

„Reiß' mir lieber den Kopf ab," bat das Pferd.

Das that er denn, und da wurde das Pferd zu einem schönen Manne. Dieser sagte, er wäre von dem Troll in den Berg entführt und in ein Pferd verwandelt worden und half ihm das Schwert suchen, das hatte der Troll auf dem Boden des Bettes versteckt, und auf dem Bette lag des Trollen Mutter und schlief und schnarchte.

Nach Hause zurück fuhren sie zu Wasser, und als sie auf dasselbe nausgekommen waren, kam die Alte hinterher. Da sie sie nun icht erreichen konnte, fing sie an zu trinken, daß das Wasser bnahm und fiel; aber sie kriegte es nicht fertig, das Meer auszurinken und da barst sie.

Als sie an das Land kamen, sandte Murmel Gänseei Botschaft, er König solle das Schwert holen. Er schickte vier Pferde, aber die konnten es nicht bewegen. Er schickte acht und er schickte zwölf, aber das Schwert blieb, wo es war, sie vermochten es nicht vom Flecke zu bringen, da nahm es Murmel Gänseei allein und brachte es hin.

Der König traute seinen Augen nicht, als er Murmel wieder sah, aber er lobte ihn sehr gnädig und versprach ihm Gold und gute Dinge; und als Murmel mehr Arbeit haben wollte, sagte er, er solle nach dem Trollschlosse gehn, das er besaß, und auf dem sich Niemand aufzuhalten wagte. Dort solle er bleiben, bis er eine Brücke über den Sund gebaut hätte, so daß man dorthin gelangen könne. Wäre er das im Stande, so wolle er ihn dafür reich belohnen, ja ihm gern seine Tochter geben, sagte er.

Ei ja, das wäre er im Stande, meinte Murmel Gänseei.

Von dort war noch nie Einer mit dem Leben davon gekommen; die wirklich hingekommen waren, lagen dort todt und in lauter Granatstücke zerrissen und der König dachte, er werde ihn nie wieder sehen, wenn er ihn dorthin schicke.

Aber Murmel machte sich auf den Weg; er nahm das Vorrathsränzel mit und einen ziemlich verwachsenen und knorrigen Fichtenklotz, eine Zimmeraxt, einen Keil und einige Kienspähne und den kleinen Krüppel von der Königsburg.

Als er an den Sund kam, ging der Fluß mit Eis und war so reißend wie ein Wasserfall, aber er setzte die Beine fest auf den Grund und watete vorwärts, so daß er endlich hinüber kam.

Nachdem er Feuer angemacht und sich gesättigt hatte, wollte er

schlafen, aber es dauerte nicht lange, da erhob sich ein solches Krachen und Lärmen, als ob das ganze Schloß von oberst zu unterst gekehrt werden sollte. Die Thüre sprang sperrweit auf, und er sah nichts als einen Rachen, der von der Schwelle bis zum Thürbalken aufgerissen war.

„Da hast Du einen Happen, laß ihn dir munden!“ sagte Murmel und warf den Krüppel in den Rachen. „Laß mich aber nun auch sehen, was Du für Einer bist; vielleicht bist Du ein alter Bekannter?“

Das war er, denn der draußen war der Teufel. Sie fingen an Karten zu spielen; gewiß wollte er versuchen, sich wieder etwas von der Landsteuer zu holen, die seiner Mutter durch Murmel für den König abgepreßt worden war, aber fortwährend gewann Murmel, denn er machte ein Kreuz auf die besten Karten, und als er ihm Alles abgewonnen, was er bei sich hatte, mußte der Teufel Murmel von dem Gold und Silber geben, welches auf dem Schlosse war.

Wie sie im besten Spielen waren, ging ihnen das Feuer aus, so daß sie die Karten nicht von einander unterscheiden konnten.

„Nun müssen wir Holz hauen,“ sagte Murmel, und hieb die Axt in den Fichtenklotz und trieb den Keil hinein; aber das verwachsene Holz war knorrig und wollte sich nicht gleich spalten lassen, obgleich Murmel kräftig riß und sich mit der Axt abquälte. „Man sagt, Du wärest stark, sagte er zum Teufel; spei' in die Hand, schlage die Klauen ein, reiß' den Klotz auseinander und laß mich sehen, was Du kannst,“ sagte er.

Der Teufel that so und fuhr mit beiden Hände in die Spalte und zerrte aus Leibeskräften, aber zugleich schlug Murmel Gänseei den Keil heraus und nun saß der Teufel in der Klemme; darauf versuchte Murmel den Rücken seiner Axt an des Teufels Rücken. Dieser bat gar kläglich und schön, daß er ihn los ließe, aber davon wollte Murmel Gänseei nicht eher etwas wissen, als bis er gelobte, nie wieder dorthin zu kommen und den Frieden zu stören; und dann mußte er versprechen, die Brücke über den Sund zu bauen, damit


O. Sinding.

man zu allen Jahreszeiten hinüber kommen könnte, und die müßte fertig sein, sobald das Eis gegangen wäre.

„Das ist hart,“ sagte der Teufel, aber es gab keinen andern Ausweg; wollte er los, mußte er es versprechen; aber er stellte die Bedingung, daß er die erste Seele haben sollte, welche über die Brücke kam; sie sollte der Sundzoll sein.

Die sollte er haben, sagte Murmel. Nun kam er los und eilte nach Hause. Murmel Gänseei legte sich darauf schlafen, und schlief bis hoch am Tage.

Als der König kam und sehen wollte, ob er zerhackt oder blos in Granatstücke zerrissen war, mußte er durch Geld waten, bis er zum Bette kam; es lag in Haufen und Säcken bis hoch die Wand hinauf, und im Bette lag Murmel und schnarchte.

„Gott helfe mir und meiner Tochter!“ sagte er, als er bemerkte, daß Murmel noch am Leben war. Ei ja, Alles war gut und wohl gethan, das konnte Niemand leugnen, aber von der Hochzeit lohnte es sich nicht zu reden, ehe die Brücke fertig wäre, sagte er.

Eines Tages da stand nun die Brücke vollkommen fertig da und der Teufel stand auf ihr und wollte den Zoll holen, den er sich ausbedungen hatte.

Murmel Gänseei wollte, der König sollte mit ihm die Brücke probiren, aber dazu hatte dieser keine Lust. Da setzte er sich auf ein Pferd und warf die fette Viehmagd aus der Königsburg vor sich auf den Sattelknopf — sie sah fast wie ein dicker Fichtenklotz aus — und dann ritt er hinüber, daß es auf der Brücke donnerte.

„Wo ist der Sundzoll? Wo hast Du die Seele?“ schrie der Teufel.

„Sie sitzt in diesem Fichtenklotz; willst Du sie haben, mußt Du in die Fäuste speien und sie holen,“ sagte Murmel Gänseei.

„Nein, besten Dank; — holt sie mich nicht, so hole ich sie auch nicht,“ sagte der Teufel; „einmal hast Du mich in die Klemme gebracht, ein zweites Mal bringst Du mich nicht hinein,“ sagte er, und damit

flog er geraden Weges nach Hause zu seiner Mutter, und seitdem man dort von ihm weder etwas gehört noch gesehn.

Murmel Gänseei ging nun nach der Königsburg und wollte i Lohn haben, den ihm der König versprochen hatte, und als di Ausflüchte machte und nicht halten wollte, was er versprochen, sa Murmel, es wäre am besten, er machte sich ein tüchtiges Vorrat ränzel, dann wollte er sich selbst seinen Lohn nehmen. Das t denn der König, und als er fertig war, ergriff Murmel den Kö draußen vor der Thüre und gab ihm einen ordentlichen Schub, daß er in die Höhe flog. Das Ränzel warf er ihm nach, damit nicht ohne Essen wäre, und ist er nicht wieder herunter gekomm dann schwebt er mit seinem Ränzel noch heutigen Tages zwisch Himmel und Erde.

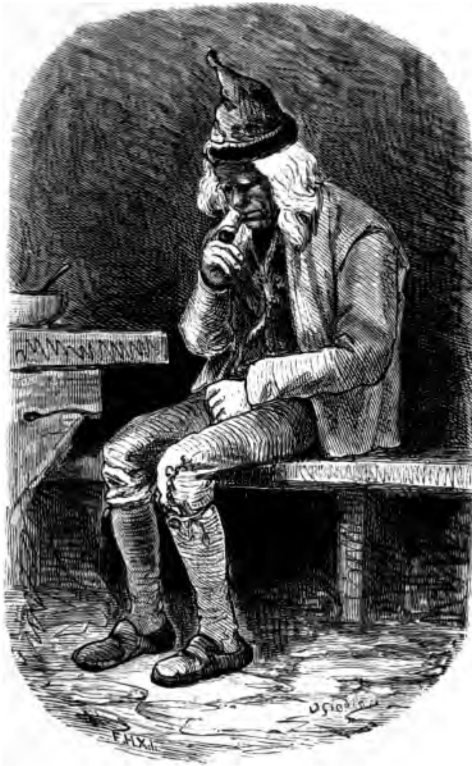


Der siebente Vater im Hause.



Es war einmal ein Mann, der war aus auf Reisen; da kam er endlich zu einem großen schönen Gehöft, so prächtig wie ein kleines Schloß. „Hier muß es sich gut ruhen lassen,“ sagte er bei sich selbst, als er zur Gitterthüre hinein kam. Dicht daneben stand ein alter Mann mit grauem Haar und spaltete Holz. „Guten Abend, Vater!“ sagte der Reisende, „kann ich für heute Nacht Obdach erhalten?“ — „Ich bin nicht der Hausvater,“ sagte der Greis, „gehe in die Küche und rede mit meinem .“ Der Reisende ging in die Küche, da traf er einen Mann, ar noch älter, und er lag vor dem Heerd auf den Knieen und

blies Feuer an. „Guten Abend, Vater, gebt Ihr mir für heut Obdach?“ sagte der Reisende. „Ich bin nicht der Hausvate gegnete der Alte, aber geh hinein und rede mit meinem Va sitzt in der Stube am Tische.“ Da ging der Reisende in die hinein und rede dem, welcher am saß; er war noc älter als die beid deren, und er sa klapperte mit den Z zitterte und bebte in einem großen fast wie ein kleines „Guten Abend, gebt Ihr mir für Nacht Obdach?“ der Mann. „I nicht der Hausvate rede mit meinem er sitzt dort auf der sagte dieser. Nu der Reisende zu de auf der Bank saß dieser stopfte sich eine Pfeife; er zusammengesunken



zitterte so mit den Händen, daß er die Pfeife kaum halten „Guten Abend, Vater,“ sagte der Reisende wieder. „Kann heute Nacht Obdach erhalten?“ — „Ich bin nicht der Haus erwiderte er, „aber rede mit meinem Vater, der liegt im Bette.“ Reisende ging zu dem Bette, und darin lag ein alter, alter

an dem war nichts Lebendiges zu sehen als ein paar große Augen. „Guten Abend, Vater; kann ich für heute Nacht Obdach erhalten?“ sagte der Reisende. „Ich bin nicht der Hausvater, aber rede mit meinem Vater, der liegt in der Wiege,“ sagte der Alte mit den großen Augen. Der Reisende ging nun an die Wiege; da lag ein uralter Mann, so zusammengesunken, daß er nicht größer war als ein neugeborenes Kind und nur an Lauten, die bisweilen aus seinem Halse kamen, konnte er bemerken, daß Leben in ihm war. „Guten Abend, Vater, kann ich für heute Nacht Obdach bekommen?“ sagte der Mann. Es dauerte lange, ehe er die Antwort erhielt: „Ich bin nicht der Hausvater, aber rede mit meinem Vater, der hängt in dem Horne an der Wand.“ Der Reisende blickte umher und gewahrte endlich das Horn; aber darin sah er nur ein Aschenhäufchen, das Aehnlichkeit mit einem menschlichen Gesichte hatte. Da ward ihm so angst, daß er laut schrie: „Guten Abend, Vater! Wollt Ihr mir für heute Nacht Obdach geben?“ Da pfiff es oben in dem Horn wie eine kleine Kohlmeise, und nur mit Mühe konnte er unterscheiden, daß es heißen sollte: „Ja, mein Kind!“ Und nun kam ein Tisch herein, der war gedeckt mit den köstlichsten Speisen und mit Bier und mit Branntwein, und als er gespeist und getrunken hatte, da kam ein gutes Bett herein mit Rennthierkalbdecken, und der Reisende war gar froh, daß er doch endlich an den rechten Hausvater gekommen war.





Berthe Tuppenhaug's Erzählungen.

Der Fuchs war umstellt und geschossen; sein Leichenschmaus wurde am Abend beim Schulzen gehalten und durch ein Spielchen gefeiert. Mit Rücksicht auf die Mühen des Tages, die geerntete Ehre und die Meile Wegs, die ich nach Hause hatte, wurde uns schon bald nach Elf der Aufbruch gestattet und der Schulze bot mir noch obendrein ein Pferd an. Das Anerbieten war aller Ehre werth, aber da der Fahrweg noch einmal so weit war, zog ich es vor zu gehen, wie ich gekommen war, gerade aus und auf Schneeschuhen. Mit dem Fuchsbalge und der Flinte auf dem Rücken und dem langen Schneeschuhstocke in der Hand glitt ich von dannen. Die Schneebahn war herrlich: am Tage war Sonnenschein gewesen, und durch die Abendkälte



war eine leichte Kruste über den tiefen Schnee gefroren; der Mond stand klar am Himmel und die Sterne funkelten. Was konnte ich mehr verlangen? Es ging mit reißender Schnelligkeit über die Hügel weg, die Ebenen entlang und durch die Haine mit den säulenschlanken Birken, deren Kronen luftige, funkelnde Silberkuppeln bildeten, unter welchen die Eulen saßen und schauerliche Geschichten in die stille Nacht hinaus erzählten. Der Hase schrie Huhuhu über die Februarkälte und das häßliche Eulengeschwätz; der Fuchs war auf verliebte Abenteuer aus, zankte mit seinen Nebenbuhlern und stieß höhnische Schreie aus.

Ich mußte mich an der Seite des Weges halten, weil hinter mir ein Herr in einem leichten Schlitten gefahren kam. Da er an der Flinte und an der Jagdbeute, die ich trug, sehen konnte, daß ich Jäger war, ließ er sich in ein Gespräch mit mir ein und sagte, wenn ich schnell nach dem Flusse hinab führe, würde ich gewiß ein Rudel Wölfe treffen: denn als er auf die Hügel am Sunde gekommen, wären sie über das Eis gezogen. Mit Dank für die Nachricht machte ich mich auf den Weg und gelangte auf eine Landspitze. Ein Tannengehölz zog sich von hier gerade bis zum Flusse hinab und hinderte die freie Aussicht auf denselben. Die Wölfe sah ich nicht. Ich ließ mich dadurch jedoch nicht von meinem Vorhaben abbringen; sausend ging es im Schatten des Gehölzes abwärts, und die Zweige schlugen mir um die Ohren; aber bei der pfeilschnellen Fahrt war es unmöglich, irgend einen Gegenstand zu unterscheiden, und ehe ich mich versah, rannte ich heftig gegen einen Baumstumpf, zerbrach mir den einen Schneeschuh und lag kopfüber im Schnee. Als ich mich aufrichten wollte, that mir der eine Fuß so weh, daß ich fast nicht auftreten konnte. Ich mußte eine Weile auf den Knieen umherkriechen und fand endlich meine Flinte unter dem Schnee mit verstopften Läufen wieder. Kaum hatte ich mich am Ufer des Flusses in einen Hinterhalt gelegt, als das Rudel Wölfe langsam auf denselben zukam; es waren im Ganzen fünf. Ich erwartete sie mit der Ungeduld eines Jägers; auf

vierzig Schritt legte ich an und drückte ab, erst den einen Lauf, er versagte, dann den andern, das Pulver brannte von der Pfanne, und als der Schuß endlich losging, schlugen die Rehposten in die Tannenwipfel auf der anderen Seite des Flusses und die Wölfe flohen in vollem Galopp immer gerade aus.

Aergerlich erhob ich mich, der Fuß schmerzte mich noch heftiger, und mich auf die Flinte stützend, schleppte ich mich den Fluß entlang um zu sehen, wo ich eigentlich war. Zu meiner Freude stieg über den Baumwipfeln auf der andern Seite eine Rauchsäule empor; und ich sah ein Dach zwischen den Tannen; jetzt fand ich mich wieder zurecht: „es war Tuppenhaug, ein Käthnerhaus unterhalb des Gutes, auf dem ich zu Hause war. Mit vieler Mühe kroch ich den steilen, ein Paar hundert Schritt langen Hügel hinauf, hatte aber auch die Befriedigung, den Schein eines tüchtigen Heerdfeuers durch das Fenster hinaus leuchten zu sehen. Ich hinkte nach der Thür, klinkte auf und ging, wie ich war, hinein, über und über mit Schnee bepudert.

„Um Himmels willen, wer ist denn da?" sagte die alte Berthe erschrocken und ließ eine geräucherte Hammelkeule fallen, an der sie auf einer Bank am Heerde herumgeschnitten hatte.

„Guten Abend, hab' keine Angst; Du kennst mich doch wohl, Berthe?" erwiderte ich.

„Ei, Sie sind es, Herr Student, der noch so spät draußen ist! Mir wurde wirklich ganz bange; Sie sind vom Schnee so weiß, und es ist schon spät in der Nacht," versetzte die alte Berthe Tuppenhaug und erhob sich. Ich erzählte mein Unglück und bat sie, einen der Knaben zu wecken und ihn nach dem Gute zu schicken, um mir Pferd und Schlitten zu holen.

„Ja, ist es nicht, wie ich sage, daß der Wolf sich rächt," murmelte sie vor sich hin. „Sie wollten es nicht glauben, als sie Kesseltreiben auf ihn machten, und Peter brach im vorigen Jahre das Bein; jetzt kann er es sehen, ja, ja, er rächt sich doch!"

„Ei ja," sagte sie und ging zu dem Bette in der Ecke hin, wo die Familie lag und im Chore schnarchte; „die Nordigaarder haben in diesen Tagen Bauholz angefahren, da ist es jetzt auf den Wiesen fahrbar. Klein-Ola, stehe auf, Du sollst dem Herrn Studenten ein Pferd holen! Klein-Ola, wach' auf!"

„Haa!" sagte Klein-Ola durch die Nase und warf sich herum. Er besaß eine viel zu vortreffliche Schlaflust, um sich etwas so Geringfügiges anfechten zu lassen, und es verging eine ganze Ewigkeit mit Augenreiben und Gaffen und Gähnen und verkehrten Fragen, ehe er sich aus dem Menschenknäuel im Bette herausgewickelt hatte, in Hose und Jacke kam und recht begriff, was er eigentlich thun sollte. Das Versprechen eines Trinkgeldes schien indeß der Aufklärung seiner Begriffe förderlich zu sein und bannte selbst die Furcht, an der Birke vorbeizugehen, an der sich Ola Askerudsbraat erhängt hatte. Während der Verhandlungen zwischen dem flachshaarigen Klein-Ola und der alten Berthe machte ich mich mit dem Inventarium der Hütte an gewebtem Zeug, Spinnrädern, Holzklötzen, die als Stühle dienten, Besen, Kübeln und halbfertigen Axtstielen, mit den Hühnern auf der Stange hinter der Thüre, mit der alten Muskete unter dem Dache, und den Querbalken, die unter einer Last dampfender Strümpfe seufzten, und mit tausend anderen Dingen bekannt, mit deren Aufzählung ich den Leser nicht ermüden will.

Als der Junge endlich aufgebrochen war, setzte sich Berthe auf den Rand des Heerdes. Sie hatte ihre Sonntagskleider an, das will sagen, sie hatte die Tracht angezogen, welche unter den alten Leuten ihrer Heimath Hadeland, von wo sie nach Romerike übergesiedelt war, gebräuchlich war: eine blaue Jacke mit Band eingefaßt, einen schwarzen faltigen Rock, eine Mütze mit Krausen und einer Schleife im Nacken verziert. Scharfe, bewegliche, aber schief stehende Augen, hervorstehende Backenknochen, eine breite Nase und eine gelblichbraune Hautfarbe gaben Berthe's Gesichte einen fremden, morgen-

ländischen, fast hexenartigen Ausdruck, und das war auch nicht zu verwundern; denn sie war die erste Beschwörerin weit und breit.

Ich wunderte mich darüber, daß sie noch auf war, und fragte, ob sie noch Fremde erwartete, da sie ihren Sonntagsanzug anhätte.

„Nein, das thue ich nicht," erwiderte sie, „aber ich will Ihnen sagen, Herr Student, daß ich oben in Ullensogn gewesen bin und eine Frau zur Heilung der Abzehrung gemessen habe; und von da



wurde ich zu einem Jungen geholt, der verhext ist, und für den Jungen mußte ich erst Blei gießen; erst ganz vor Kurzem kam ich nach Hause, obwohl sie mich bis zum Gastwirth fuhren."

„Aber da kannst Du gewiß auch gegen Verrenkungen etwas thun, Berthe?" fragte ich so ernst wie möglich.

„Ei ja, gegen Verrenkungen kann ich schon etwas thun; denn mit Siri Nordigaard wurde es nicht eher gut, als bis ich kam, ob-

gleich sowohl der Doktor als Mutter Nedigaard an ihrem Beine herumpfuschten," versetzte sie mit einem schlauen Zuge um den Mund, „und wenn Sie daran glauben, könnte es gewiß nicht schaden, einen Tropfen Branntwein zu besprechen und ihn darauf zu gießen."

„Besprich nur den Branntwein und komme mit ihm, das wird sicherlich gut thun," sagte ich, um möglicherweise in eines oder das andere Geheimniß der Beschwörungskunst eingeweiht zu werden. Berthe holte eine dickbauchige blaue Steinkruke und ein Branntweinglas mit hölzernem Fuße aus dem geblümten Schranke, schenkte Branntwein ein, setzte das Glas neben sich auf den Heerd, knöpfte mir die Gamaschen ab und zog mir den Schuh aus. Dann begann sie das Kreuz zu schlagen und über den Branntwein zu flüstern; aber da sie selbst ziemlich taub war, so richtete sie ihre Stimme nicht nach meinem Hörvermögen, und folglich hörte ich das ganze Formular:

„Einst ritt ich in einen Wald hinein,
Da verrenkt' sich mein schwarzes Fohlen das Bein,
Da setzt' ich Fleisch gegen Fleisch und Blut gegen Blut,
Da wurde mein Fohlen wieder gut."

Jetzt verlor sich ihre Stimme in ein undeutliches Flüstern. Das Ende des Liedes war ein wiederholtes „Pfui," welches nach allen vier Himmelsgegenden ausgesandt wurde.

In der Hitze der Beschwörung hatte sie sich erhoben; jetzt setzte sie sich wieder auf den Rand des Heerdes. Der kalte verdunstende Spiritus, den sie über meinen heißen geschwollenen Fuß ausgoß, verursachte eine angenehme Kühlung.

„Ich glaube, es hilft schon, Berthe," sagte ich, „aber sage mir doch, was sprachst Du eigentlich über den Branntwein?"

„Nein, das sage ich nicht, denn Sie könnten leicht zu dem Pfarrer und zu dem Doktor über mich schwatzen," sagte sie mit einem pfiffigen Grinsen, welches andeuten sollte, daß sie sich um keinen von beiden viel kümmerte; „und dem, der es mir beibrachte," fuhr

sie fort, „mußte ich geloben, es außer meinem eigenen Blute keinem Christenmenschen zu lehren, und das habe ich so schrecklich beschworen, daß mich Gott davor behüten wolle, noch einmal so schrecklich zu schwören."

„Dann kann es ja nichts nützen, danach zu fragen, Berthe," sagte ich; „aber das ist wohl kein Geheimniß, wem Du die Kunst abgelernt hast; es war gewiß ein tüchtiger Beschwörer?"

„Ja, das können Sie glauben; das war ein richtiger Beschwörer: es war meiner Mutter Bruder Mads in Hurdal," erwiderte sie. „Er konnte beschwören und messen, Verrenkungen und Gliederreißen heilen, Blut zum Stehen bringen, Gestohlenes wieder herbeischaffen, und es war nicht so ohne, daß er etwas zaubern und Einem auch etwas anthun konnte. Er hat mich angelernt. Aber so klug er war, konnte er sich doch selbst nicht vor Zauberei schützen."

„Wie denn? Wurde er verzaubert? Wurde er verhext?" fragte ich.

„Nein, das wurde er zwar nicht," erwiderte Bertha. „Aber es begegnete ihm etwas, und seitdem war er wie verwandelt; das Waldweib hatte es ihm angethan und ihn auf lange Zeit tiefsinnig gemacht. Sie werden wahrscheinlich nicht glauben, daß es wahr ist," sagte sie mit einem forschenden Blick; „aber es war meiner Mutter Bruder, und ich habe es ihn über hundert Mal erzählen und beschwören hören.

„Ohm Mads wohnte auf Knä in Hurdal. Er war oft draußen im Gebirge und schlug Brenn- und Bauholz, und wenn er draußen war, dann pflegte er auch dort zu wohnen. Er baute sich eine Hütte aus Fichtenzweigen, machte davor ein Feuer an, und dort schlief er des Nachts. Einmal war er so draußen im Walde, er und noch zwei Andere; eben als er einen recht großen Baumstamm gefällt hatte und saß und sich ein wenig ausruhte, da rollte von einer Steinplatte ein Garnknäuel gerade bis zu seinen Füßen hinab. Dies kam ihm seltsam vor; er wagte nicht ihn aufzuheben, und es wäre fürwahr auch gut für ihn gewesen, wenn er es nie gethan hätte. Aber dabei sah er auf, woher der Knäuel gekommen war und:



Siehe da, oben auf dem Berge saß eine Jungfrau und nähte, und sie war so schön und so fein, daß es ordentlich um sie leuchtete."

„Du, bringe den Garnknäuel her," sagte sie. Er brachte ihn ihr und blieb da lange vor ihr stehen und sah sie an, und er konnte sich gar nicht satt an ihr sehen, so schön kam sie ihm vor. Zuletzt mußte er wieder zur Axt greifen und sich an das Holzfällen machen, und als er eine Weile gehauen hatte und dann verstohlen aufblickte, war sie fort. Er dachte den ganzen Tag daran; es schien ihm sonderbar, und er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Aber als sie sich nun am Abende hinlegten, er und seine Kameraden, bestand er durchaus darauf zwischen ihnen zu liegen; aber das half natürlich nicht viel; denn als es Nacht ward, kam sie und holte ihn, und er mußte folgen, er mochte wollen oder nicht. Nun kamen sie hinein in den Felsen, und da war alles so prächtig, daß er vorher nie so Prächtiges gesehen hatte, und er konnte es gar nicht genug beschreiben, wie prächtig es war. Da war er bei ihr drei ganze Tage. Als die dritte Nacht anbrach, erwachte er, und da lag er wieder zwischen seinen Kameraden. Sie glaubten, er hätte zu Hause Lebensmittel geholt, und er ließ sie auch dabei. Aber seitdem war es nicht richtig mit ihm; wenn er so da saß, machte er plötzlich einige Sprünge und eilte fort; das Waldweib hatte es ihm angethan, weiter kann ich nichts sagen."

„Nun war es aber eine gute Weile später, da hatte er angefangen droben im Walde Zaunstecken zu spalten und hatte gerade einen Keil in einen Baumstamm getrieben, so daß dieser in der ganzen Länge einen Spalt hatte, da sah er, wie ihm schien, seine Frau mit dem Mittagsessen kommen, es war Brei von saurem Rahm, und der war gar fett, und sie hatte ihn in einem Eimer, der war so blank, daß er wie Silber blitzte. Sie setzte sich auf den Stamm, während er die Axt zur Seite legte und sich auf einen Baumstumpf dicht daneben setzte; aber in demselben Augenblicke sah er, daß sie einen langen Kuhschwanz in den Spalt steckte. Nun kann man sich wohl denken, daß er das Essen

nicht anrührte; aber er faßte vorsichtig hin und zog, bis er den Keil herausbekam, so daß der Schwanz festgeklemmt war, und dann schrieb er den Namen Jesu auf den Eimer. Da kam sie gar schnell auf die Beine und fuhr so schnell in die Höhe, daß der Schwanz quer durchriß und in dem Stamme sitzen blieb, und fort war sie; er sah nicht, wo sie geblieben war. Der Eimer und das Essen war nichts als ein Korb aus Birkenrinde mit etwas Kuhmist darin. Seitdem wagte er sich fast nie in den Wald hinaus, denn er fürchtete, sie würde sich rächen."

„Aber so ein vier fünf Jahre danach war ihm ein Pferd fortgekommen, und er mußte selbst hinaus, es zu suchen. Wie er nun eben im Walde dahin ging, da war er plötzlich bei einigen Leuten in einer Hütte; er konnte jedoch nicht begreifen, wie er dahin gekommen war. Ein häßliches Weib wirthschaftete im Zimmer herum und in einem Winkel saß ein Kind, das wohl so ein vier Jahr alt sein konnte. Das Weib nahm die Bierkanne und ging damit hin zu dem Kinde und sagte: „Gehe nun hin, und reiche deinem Vater einen Trunk Bier." Er erschrak so, daß er weglief, und seitdem hat er weder von ihr noch von dem Kinde etwas gehört oder gesehen, aber wunderlich und nicht recht klug war er immer."

„Ei, Berthe, er muß doch wohl ein Narr gewesen sein, der Mads Knä," sagte ich, „und ein tüchtiger Beschwörer kann er nicht gewesen sein, da er sich selbst nicht besser schützen konnte. Uebrigens war die Geschichte mit dem grauen Garnknäuel ganz hübsch." Das meinte Berthe auch, aber solch einen Beschwörer wie Mads Knä hätte es weit und breit nicht gegeben. Während wir so saßen und plauderten, bat ich Berthe, mir die Jagdtasche zu bringen, und als ich mir eine Pfeife gestopft hatte, reichte sie mir einen Holzbrand und begann eine neue Erzählung, auf welche ich sie brachte.

„Es war eines Sommers vor langer, langer Zeit, aus Melbustad hatten die Leute das Vieh auf die Alp in Halland hinaufgetrieben, sie waren aber noch nicht lange da, als das Vieh anfing so unruhig zu



werden, daß es rein unmöglich war, es zu bändigen. Viele Sennerinnen versuchten es nun es zu hüten, aber es wurde nicht besser, bis eine Dirne kam, deren Verlobung kürzlich gefeiert worden war. Da wurde das Vieh mit einmal ruhig und ließ sich leicht hüten. Sie blieb allein dort oben und hatte nur einen Hund bei sich. Wie sie eines Nachmittags in der Sennhütte saß, war es ihr, als ob ihr Bräutigam käme und sich zu ihr setzte und davon zu reden begönne, daß sie jetzt Hochzeit halten wollten. Aber sie saß ganz still und antwortete nichts, denn es wurde ihr so sonderbar zu Muthe. Nach und nach kamen da mehr und immer mehr Leute herein, und sie fingen an die Tische zu decken mit Silberzeug und Speisen, und Brautjungfern brachten die Brautkrone und Putz und ein prächtiges Brautkleid, das zogen sie ihr an, und die Krone setzten sie ihr auf den Kopf, wie es damals Brauch war, und Ringe steckten sie ihr an die Finger.

„Alle die Leute kamen ihr auch bekannt vor; es waren Bauerweiber und Mädchen. Aber der Hund hatte wohl gemerkt, daß da etwas nicht richtig war; er lief nach Melbustad hinab und da heulte und bellte er und ließ die Leute nicht eher in Ruhe, bis sie mit ihm gingen.

„Da nahm ihr Bräutigam seine Büchse und ging nach der Alp hinauf. Als er oben ankam, standen da rings umher gesattelte Pferde. Er schlich sich leise näher und guckte durch eine Thürspalte, und da saßen sie sämmtlich drinnen. Es war klar, daß es Trollen und Unterirdische waren, und so schoß er denn mit der Büchse über das Dach. In demselben Augenblicke flog die Thüre auf, und lauter Garnknäuel, eines immer größer als das andere, kamen herausgefahren und schwirrten ihm um die Beine herum. Als er hinein kam, saß seine Braut da in vollem Brautstaate und es fehlte ihr nur noch ein Ring am kleinen Finger."

„Aber in Jesu Namen, was ist denn hier los?" fragte er, als er sich umsah. Alles Silberzeug stand noch auf dem Tische; aber

alle die köstlichen Speisen waren zu Moos und Pilzen und Kuhmist und Fröschen und Kröten und ähnlichen Dingen geworden."

„Was bedeutet dies alles?" fragte er, „Du sitzest ja wie eine Braut geputzt da?"

„Kannst Du danach fragen?" versetzte das Mädchen. „Du hast ja den ganzen Nachmittag hier gesessen und mit mir von der Hochzeit gesprochen!"

„Ich!? Nein, ich komme jetzt erst," sagte er; „aber es muß wohl Jemand meine Gestalt angenommen haben?"

„Da begann auch sie wieder zu sich selbst zu kommen; aber sie war lange Zeit nicht ganz richtig im Kopfe, und sie erzählte, es wäre ihr deutlich so vorgekommen, als ob er und die ganze Verwandtschaft und Nachbarschaft dagewesen wären. Er nahm sie sofort mit hinab nach Hause und damit ihr keine Zauberei mehr etwas anhaben könnte, hielten sie sogleich Hochzeit, während sie noch den ganzen Brautstaat der Unterirdischen anhatte. Die Krone und der ganze Staat wurde in Melbustad aufgehängt, und da sollen sie noch heutigen Tages sein."

„Dies soll, wie ich gehört habe, in Valders geschehen sein, Berthe," versetzte ich.

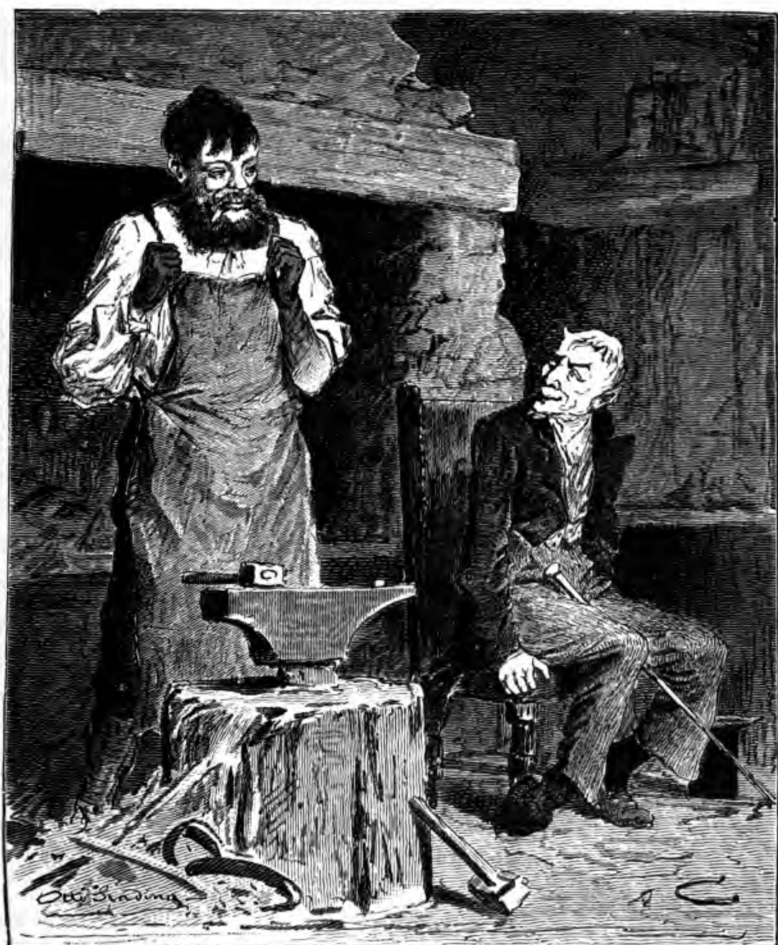
„Nein," sagte sie, „dies ist so wie ich sage, auf Halland geschehen, aber als ich noch zu Hause war, hörte ich Einen aus Valders etwas erzählen, was da geschehen ist, und das war so, wie ich jetzt erzählen will."

„Es war eine Dirne aus einem Gehöfte irgendwo oben in Valders, die hieß Barbro und sie hielt sich oben auf der Alp im Gebirge auf. Eines Tages saß sie und wirthschaftete, da hörte sie auf einmal in einem Hügel rufen:

„König Haaken, König Haaken!" —

„Ja," schrie König Haaken, daß es in allen Bergen widerhallte.

„König Haaken, mein Sohn, willst Du Dich verheirathen?" rief es weit weg in einem Hügel.



der Schmied, „aber gleichwohl kommst Du noch ein ganz klein wenig zu früh, denn ich habe die Spitze noch nicht geschärft; so hartes Eisen habe ich noch nie zuvor geschmiedet. Während ich nun an den Nagel die Spitze schlage, könntest Du Dich einstweilen auf meinen Lehnstuhl setzen und ausruhen, denn Du wirst wol müde sein.“ — „Besten Dank für die Einladung!“ sagte der Teufel und setzte sich auf den Lehnstuhl. Aber noch hatte er sich nicht ausgeruht, als der Schmied wieder sagte, wenn er Alles recht bedächte, könne er unter vier Jahren die Spitze gar nicht scharf bekommen. Der Teufel bat zuerst gar schön, ihn doch aufstehen zu lassen, und dann wurde er zornig und begann zu drohen. Allein der Schmied entschuldigte sich auf das Beste und sagte, das Eisen trüge die Schuld, weil es so verteufelt hart wäre, und dann tröstete er den Teufel damit, daß er auf dem Lehnstuhle ja so gut und bequem säße, und nach vier Jahren genau auf die Minute wieder loskommen sollte. Da war nun kein anderer Rath: der Teufel mußte versprechen, den Schmied nicht vor Ablauf der vier Jahre zu holen; und darauf sprach der Schmied: „Ja, dann darfst Du aufstehen,“ und so schnell wie er vermochte, machte sich der Teufel von dannen.

Nach vier Jahren kam der Teufel von Neuem, um den Schmied zu holen. „Nun könntest Du endlich fertig sein, sollte ich meinen,“ sagte der Teufel, indem er die Nase zur Schmiedethüre hineinsteckte. „Fix und fertig!“ erwiderte der Schmied, „nun können wir aufbrechen, sobald Du willst. Aber,“ fügte er hinzu, „da ist noch eins, worüber ich mir lange den Kopf zerbrochen habe und Dich gern befragen möchte. Ist es wirklich wahr, daß sich der Teufel, wie die Leute erzählen, so klein machen kann, wie er will?“ — „Ei freilich ist das wahr!“ versetzte der Teufel. — „Ach, dann könntest Du mir wol den Freundschaftsdienst erweisen und in diesen Beutel von Stahlketten hineinkriechen und nachsehen, ob der Boden auch noch ganz ist,“ bat der Schmied; „mir ist so bange, daß ich mein Reisegeld daraus

zu setzen, welcher in der Werkstätte steht, auf demselben sitzen bleiben muß, bis ich selbst ihm heiße, wieder aufzustehen; und endlich wünsche ich, daß der, von dem ich verlange in meinen Geldbeutel von Stahlketten zu kriechen, welchen ich in meiner Tasche habe, darin bleiben muß, bis ich selber ihm Erlaubniß gebe, wieder herauszukriechen." — „Du wünschtest, wie ein thörichter Mann," sagte St. Petrus; „zuerst und vor allen Dingen hättest Du Dir Gottes Gnade und Freundschaft wünschen sollen." — „So hoch hinaus durften sich meine Wünsche nicht versteigen," entgegnete der Schmied. Darauf sagten der Heiland und St. Petrus Lebewohl und gingen fürbaß.

Die Zeit verstrich langsam, aber sicher, und als die Frist um war, kam der Teufel, wie es der Pakt besagte, und wollte den Schmied holen. „Bist Du nun fertig?" fragte der Teufel und steckte die Nase zur Schmiedethüre hinein. „Ach," antwortete der Schmied, „ich muß durchaus erst noch einen Kopf an diesen Nagel schlagen. Klettere Du mittlerweile auf den Birnbaum und pflücke Dir eine Birne, denn Du mußt ja nach dem langen Wege durstig und hungrig sein." Der Teufel bedankte sich für das freundliche Anerbieten und kletterte auf den Baum. „Ja, wenn ich jetzt Alles recht bedenke," sagte der Schmied, „so bin ich völlig außer Stande, den Kopf an den Nagel in den nächsten vier Jahren fertig zu schlagen, denn das Eisen ist so verteufelt hart. Hinab kannst Du in dieser Zeit freilich nicht kommen, aber dafür magst Du so lange sitzen und Dich ausruhen." Der Teufel bettelte und bat wie ein Bettelbube, daß er ihn doch hinab lassen möchte, aber alles war vergebens. Zuletzt mußte er denn versprechen, daß er vor Ablauf der vier Jahre nicht wiederkommen wollte. „Ja, dann kannst Du herabsteigen," sagte der Schmied.

Als nun die Zeit um war, kam der Teufel abermals, um den Schmied zu holen. „Jetzt bist Du doch wohl fertig?" sagte er. „Nach meinem Bedünken könntest Du nun den Kopf an den Nagel geschlagen haben." — „Ja, den Kopf habe ich wohl fertig," erwiderte

Schneidergesellen ein, der mit dem Bügeleisen in der Hand langsam einhertrippelte. „Guten Tag," sagte der Schmied, „wo willst Du hin?" — „Nach dem Himmelreiche, wenn ich dort Einlaß erhalten könnte," versetzte der Schneider; „und Du?" — „Da werden wir nicht lange Reisegefährten sein," sagte der Schmied, „ich habe gedacht, erst bei der Hölle einen Versuch zu machen, denn ich habe von früher her ein wenig Bekanntschaft mit dem Teufel." So sagten sie denn einander Lebewohl und gingen, ein jeder seine Straße. Aber der Schmied war ein starker kräftiger Mann und ging weit schneller als der Schneider und so währte es denn nicht lange, bis er vor der Höllenpforte stand. Er ließ sich von der Wache anmelden und sagen, daß Jemand draußen wäre, der gern mit dem Teufel ein Wort sprechen möchte. „Geh hinaus und frage, was für ein Jemand das ist," sagte der Teufel zu der Wache, und diese that es. „Grüße den Teufel und sage ihm, es wäre der Schmied, der den Beutel hätte — er wüßte schon," erwiderte dieser, „und dann bitte ihn schön, daß er mich gleich hineinlassen möchte, denn erstens habe ich heute bis Mittag geschmiedet und dann auch einen langen Weg zurückgelegt." Als der Teufel den Bescheid erhielt, befahl er der Wache, die Höllenpforte mit allen neun Schlössern zu verschließen, „und lege ja noch ein Vorhängeschloß vor," sagte der Teufel, „denn kommt er herein, so bringt er die ganze Hölle aus Rand und Band." — „Hier ist also kein Unterkommen!" sagte der Schmied bei sich selbst, als er hörte, wie man inwendig die Pforte verrammelte, „so muß ich es schon beim Himmelreiche versuchen," und damit kehrte er um und ging zurück, bis er den Kreuzweg wieder erreichte; dort schlug er den Weg ein, welchen der Schneider gegangen war. Weil er nun verdrießlich war, daß er den weiten Weg hin und zurück vergeblich hatte machen müssen, so schritt er aus, was er nur konnte, und langte gerade an der Himmelspforte an, als St. Petrus sie nur so weit öffnete, daß eben der dünne Schneidergeselle hineinschlüpfen konnte.

Der Schmied war noch gut sechs oder auch sieben Schritt von der Pforte entfernt. „Hier thut Eile noth," dachte er, ergriff den Hammer und warf ihn in die Thürritze hinein, just als sich der Schneider hineinzwängte. Wenn aber der Schmied nicht durch die Oeffnung hineingekommen ist, so weiß ich nicht, wo er geblieben ist.





Die drei Böcke Brause, die auf die Alp gehen und sich fett machen wollten.

Es waren einmal drei Böcke, die wollten auf die Alp gehen und sich fett machen, und alle drei hießen sie Brause. Auf dem Wege war eine Brücke, über einen Bergstrom, über diese mußten sie gehen und unter der Brücke wohnte ein großer häßlicher Troll, der hatte Augen, so groß wie zinnerne Teller und eine Nase, so lang wie ein Harkenstiel. Zuerst kam der jüngste Bock Brause und wollte über die

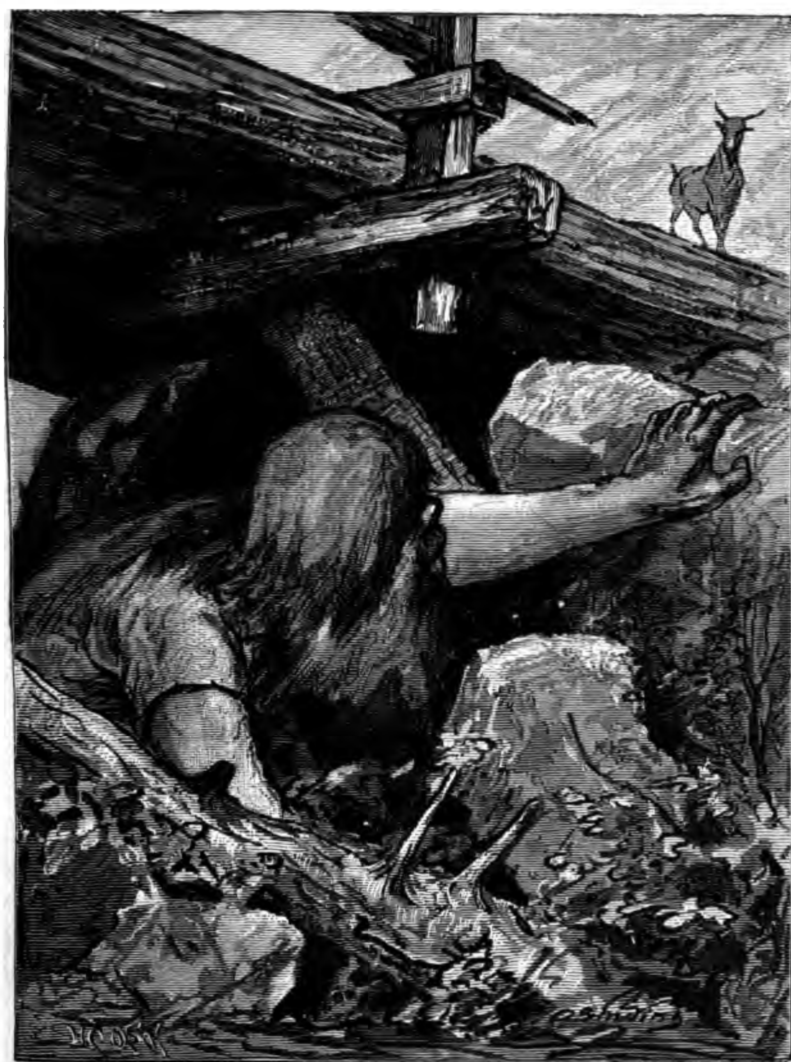
Brücke. Tripp, trapp, klang es auf der Brücke. — „Wer trippelt da auf meiner Brücke?“ schrie der Troll. — „Ach, ich bin es, der kleinste Bock Brause; ich will nach der Alp und mich fett machen,“ sagte der Bock mit sehr feiner Stimme. — „Jetzt komme ich und hole Dich!“ sagte da der Troll. — „Ach, hole mich nicht, denn ich bin noch so klein; warte nur ein wenig, dann kommt der andere Bock Brause und der ist viel größer.“ — „Nun gut!“ versetzte der Troll.

Nach einer kleinen Weile kam der andere Bock Brause und wollte über die Brücke. Tripp, trapp, klang es auf der Brücke. „Wer trippelt da auf meiner Brücke?“ schrie der Troll. — „Ei, ich bin es, der andere Bock Brause; ich will nach der Alp und mich fett machen,“ sagte der Bock mit gar nicht feiner Stimme. — „Jetzt komme ich und hole Dich!“ sagte da der Troll. — „Ach, hole mich nicht; warte nur ein wenig, dann kommt der große Bock Brause, der ist viel, viel größer als ich.“ — „Nun gut denn!“ versetzte der Troll.

Wieder nach einer Weile kam der große Bock Brause. Tripp, trapp, klang es auf der Brücke, und die Tritte waren so schwer, daß die Brücke knackte und krachte. — „Wer trampelt da auf meiner Brücke?“ schrie der Troll. — „Ich bin es, der große Bock Brause!“ entgegnete der Bock mit ganz grober Stimme. „Jetzt komme ich und hole Dich,“ schrie der Troll.

„Ja komm' nur! Ich habe zwei Spieße, Gesell,
Damit bohr' ich die Augen Dir aus, gar schnell,
Ich hab' auch zwei große Felsensteine,
Damit zermalm' ich Dir Mark und Beine!“

sagte der Bock, und darauf stürzte er sich auf den Troll, bohrte ihm die Augen aus, zerschlug ihm Mark und Beine stieß ihn in den Strom und dann ging er nach der Alp. Dort wurden nun die Böcke so fett, daß sie fast nicht im Stande waren, wieder nach Hause zu gehen, und haben sie nicht wieder abgenommen, so sind sie noch immer so fett. Und schnipp, schnapp, schnaus, nun ist das Märchen aus.



Peter Gynt.

In alten Tagen lebte in Quam ein Schütze, der hieß Peter Gynt. Er lag beständig oben auf den Bergen und schoß dort Bären und Elenthiere, denn zu jener Zeit gab es auf dem Gebirge noch mehr Wälder, und in ihnen hielten sich solche Unthiere auf. Spät im Herbste, als das Vieh schon längst von den Bergweiden herabgetrieben war, wollte Peter wieder einmal in das Hochgebirge. Mit Ausnahme dreier Sennerinnen hatten bereits alle das Gebirge verlassen. Als er an die Hövring-Alp kam, auf welcher er in einer Sennhütte zu übernachten gedachte, war es so finster, daß er nicht die Hand vor Augen sehen konnte, und die Hunde begannen so wüthend zu bellen, daß es zum Fürchten war. Plötzlich stieß er auf etwas, und als er es betastete, war es kalt und schlüpfrig und groß, und da er auch nicht vom Wege abgekommen zu sein glaubte, konnte er gar nicht begreifen, was für ein Ding das war. Aber es schien ihm nicht geheuer.

„Wer ist denn das?“ fragte Peter, denn er fühlte, wie es sich bewegte.

„Ei, ich bin es, der Krumme,“ lautete die Antwort. Damit war Peter Gynt eben so klug; aber er ging eine Strecke daran entlang, denn irgendwo muß ich ja doch wol herum kommen, dachte er.

Als er nun so fürbaß wanderte, stieß er wieder auf etwas, und als er es betastete, war es groß und kalt und schlüpfrig.



„Wer ist das?“ fragte Peter Gynt. „Ei, ich bin es, der Krumme,“ lautete abermals die Antwort.

„Ob Du gerade oder krumm bist, so sollst Du mich doch weiter lassen,“ versetzte Peter, denn er merkte, daß er im Kreise ging, und der Krumme sich um die Sennhütte geringelt hatte. Bei diesen Worten bewegte sich derselbe ein wenig auf die Seite, so daß Peter an die Sennhütte gelangen konnte. Als er hinein kam, war es drinnen nicht heller als draußen, und er stolperte und tastete an den Wänden umher, denn er wollte seine

Peter Gynt.



In alten Tagen lebte in Quam ein Schütze, der hieß Peter Gynt. Er lag beständig oben auf den Bergen und schoß dort Bären und Elenthiere, denn zu jener Zeit gab es auf dem Gebirge noch mehr Wälder, und in ihnen hielten sich solche Unthiere auf. Spät im Herbste, als das Vieh schon längst von den Bergweiden herabgetrieben war, wollte Peter wieder einmal in das Hochgebirge. Mit Ausnahme dreier Sennerinnen hatten bereits alle das Gebirge verlassen. Als er an die Hövring-Alp kam, auf welcher er in einer Sennhütte zu übernachten gedachte, war es so finster, daß er nicht die Hand vor Augen sehen konnte, und die Hunde begannen so wüthend zu bellen, daß es zum Fürchten war. Plötzlich stieß er auf etwas, und als er es betastete, war es kalt und schlüpfrig und groß, und da er auch nicht vom Wege abgekommen zu sein glaubte, konnte er gar nicht begreifen, was für ein Ding das war. Aber es schien ihm nicht geheuer.

„Wer ist denn das?" fragte Peter, denn er fühlte, wie es sich bewegte.

„Ei, ich bin es, der Krumme," lautete die Antwort. Damit war Peter Gynt eben so klug; aber er ging eine Strecke daran entlang, denn irgendwo muß ich ja doch wol herum kommen, dachte er.

Als er nun so fürbaß wanderte, stieß er wieder auf etwas, und als er es betastete, war es groß und kalt und schlüpfrig.



„Wer ist das?" fragte Peter Gynt. „Ei, ich bin es, der Krumme," lautete abermals die Antwort.

„Ob Du gerade oder krumm bist, so sollst Du mich doch weiter lassen," versetzte Peter, denn er merkte, daß er im Kreise ging, und der Krumme sich um die Sennhütte geringelt hatte. Bei diesen Worten bewegte sich derselbe ein wenig auf die Seite, so daß Peter an die Sennhütte gelangen konnte. Als er hinein kam, war es drinnen nicht heller als draußen, und er stolperte und tastete an den Wänden umher, denn er wollte seine

Büchse bei Seite setzen und seine Jagdtasche ablegen. Aber gerade als er so langsam vorwärts tappte, fühlte er wieder jenes Kalte und Große und Schlüpfrige.

„Wer ist denn das wieder?“ rief Peter.

„Ei, ich bin es, der große Krumme,“ antwortete es, und wohin er auch fassen und wohin er den Fuß setzen mochte, überall fühlte er den Ring, den der Krumme um ihn geschlungen hatte. „Hier ist nicht gut sein,“ dachte Peter, „da dieser Krumme sowohl draußen wie drinnen ist; aber ich will diesen Scheerereien bald ein Ende machen!“ Damit nahm er seine Büchse und ging wieder hinaus und tappte vorwärts, bis er an den Schädel des wunderbaren Dinges kam.

„Was für ein Gesell bist Du denn?“ fragte Peter.

„Ei, ich bin der große Krumme von Etnedalen,“ sagte der große Troll! Da legte Peter Gynt geschwind seine Büchse an und schoß ihm dreimal mitten vor den Kopf.

„Schieß noch einmal!“ rief der Krumme. Aber Peter verstand es besser, denn hätte er noch einmal geschossen, so würde die Kugel auf ihn zurückgeprallt sein. Darauf griffen sowohl Peter wie die Hunde zu und zogen den großen Troll aus dem Wege, damit sie ungehindert in die Sennhütte gelangen könnten. Während dessen lachte und höhnte es in allen Bergen rings umher.

„Peter Gynt zog viel, aber die Hunde zogen mehr,“ rief eine Stimme.

Am Morgen wollte er nun hinaus auf die Jagd. Als er in das Gebirge kam, gewahrte er ein Frauenzimmer, welches Schafe und Ziegen über einen Berggipfel trieb. Als er aber oben anlangte, war das Mädchen wie das Vieh verschwunden, und er erblickte nichts anderes als ein großes Rudel Bären.

„Habe ich doch noch nie zuvor die Bären rudelweise gesehen!“ dachte Peter bei sich selbst. Als er jedoch näher kam, waren sie bis auf einen sämmtlich verschwunden. Da schrie es in einem Berge dicht daneben:

„Hast Du meine Schlangen gesehen, Peter?“ fragte Tron Valfjeldet, so nannte er nämlich die Wölfe.

„Nun, dann sollst Du denselben Weg gehen wie Deine Schlangen,“ versetzte Peter und erschoß ihn, darauf schlug er Tjöstöl Aabakken mit dem Büchsenkolben todt, aber Rolf Eldförpungen hatte sich durch den Schornstein gerettet. Nachdem er das vollbracht hatte, begleitete er die Sennerinnen nach ihrem Wohnorte, denn länger wagten sie nicht zu bleiben.

Als die Weihnachtszeit nahte, war Peter Gynt wieder draußen. Er hatte von einem Gehöft auf Dovre gehört, in welchem sich die Trollen am Weihnachtsabend so zahlreich einfanden, daß sich die Bewohner nach anderen Gehöften flüchten mußten. Dorthin wollte er sich begeben, denn er hatte ein Gelüste nach den Trollen. Er zog schlechte Kleider an und nahm einen zahmen Eisbären, den er besaß, so wie eine Pfrieme und Pech und Draht mit. Als er angekommen war, ging er in das Haus hinein und bat um Obdach. „Gott helfe uns,“ sagte der Mann, „wir können Dir nicht Obdach geben, wir müssen selbst fort von Haus und Hof, denn an jedem Weihnachtsabend wimmelt es hier von Trollen!“

Aber Peter Gynt versicherte, er wolle das Haus schon von den Trollen säubern, und nun erhielt er die Erlaubniß zu bleiben und bekam eine Schweinehaut noch obendrein. Darauf legte sich der Bär hinter den Heerd und Peter holte Pech und Pfrieme und Draht hervor und setzte sich hin, um aus der ganzen Schweinehaut einen einzigen großen Schuh zu machen. Als Schnürband setzte er einen dicken Strick ein, so daß er den ganzen Schuh rundum zusammenschnüren konnte, und außerdem hatte er ein paar starke Handspeichen bereit. Eben hatte er seine Arbeit beendet, da zogen die Trollen auch schon heran mit Geigen und Spielleuten, und einige tanzten und andere aßen von dem Weihnachtsessen, welches auf dem Tische stand; einige brieten Speck, andere brieten Frösche und Kröten und andere ekelhafte

Sachen; ihr Weihnachtsessen hatten sie bei sich. Inzwischen bemerkten einige den Schuh, welchen Peter gemacht hatte. Da er ihnen für einen großen Fuß zu passen schien, wollten sie ihn anprobiren, und als jeder von ihnen einen Fuß hinein gesetzt hatte, schnürte Peter den Schuh zusammen, setzte die eine Handspeiche an und zog den Strick so straff an, daß sie allesammt fest im Schuhe saßen. Nun steckte der Bär die Nase vor und roch an den gebratenen Herrlichkeiten.

„Willst Du Kuchen haben, mein weißes Kätzchen?“ fragte einer von den Trollen und warf dem Bären einen gebratenen und noch ganz heißen Frosch gerade in den Rachen.

„Kratze und schlage, Bär,“ sagte Peter Gynt. Da wurde der Bär so böse und wüthend, daß er auf sie los fuhr und sie alle zusammen schlug und kratzte, und Peter Gynt schlug mit der andern Handspeiche in den Haufen hinein, als ob er ihnen allen den Schädel einschlagen wollte. Da mußten die Trollen die Flucht ergreifen, und Peter blieb da und lebte von dem Weihnachtsessen die ganze Festzeit herrlich und in Freuden, und nun hörte man viele Jahre nichts von den Trollen. Der Besitzer des Gehöftes aber hatte eine blendend weiße Stute, und da gab ihm Peter den Rath, Füllen von derselben aufzuziehen, die überall in den Bergen umherstreifen sollten.

Viele Jahre später war es wieder einmal um die Weihnachtszeit. Der Mann war im Walde und schlug Holz zum Feste. Da kam ein Troll zu ihm und rief: „Hast Du Deine große weiße Katze noch?“

„Ja, sie liegt zu Hause hinter dem Ofen,“ versetzte der Mann; „sie hat sieben Junge bekommen, die noch weit größer und böser sind, als sie selbst.“

„Da kommen wir nie wieder zu Dir!“ rief der Troll.

Der brave Bär Braun.





Es war einmal ein Bauer, der im Winter weit hinauf in das Gebirg ein Fuder Laub für sein Vieh zu l Als er nach der Laubscheuer kam, fu den Schlitten mit dem Pferde rück dicht an die Scheuer heran, ging hinein und begann Laubbündel auf Schlitten hinab zu wälzen. Es war ein Bär in der Scheuer, der dor Winterschlaf lag. Als dieser den Lärm den der Mann machte, sprang er h und gerade auf den Schlitten hinab. das Pferd Braun witterte, wurde es scheu und lief fort, als es den Bären mit sammt dem Schlitten gestohlen. Die Fahrt weit schneller hinab als hinauf. Braun steht nun in dem

nicht feig zu sein; aber diese Fahrt behagte ihm doch nicht; er hielt sich fest, so gut er konnte, und guckte ängstlich nach allen Seiten, ob er hinabspringen könnte; aber er war an das Fahren nicht gewöhnt, und so sah er keine Hoffnung.

Als er eine weite Strecke gefahren war, begegnete er einem Krämer.

„Wohin, in aller Welt, will denn heute der Herr Vogt?“ sagte der Krämer, „er hat gewiß wenig Zeit und einen weiten Weg, weil er so schnell fährt?“

Aber der Bär antwortete kein Wort, denn er hatte genug damit zu thun, sich fest zu halten. Nach einer Weile begegnete er einer armen Frau. Sie grüßte und nickte mit dem Kopfe, und bat um Gotteswillen um einen Schilling. Der Bär sagte nichts, hielt sich aber fest und fuhr in reißender Geschwindigkeit vorüber. Als er eine Strecke weiter abwärts kam, begegnete er Reineke dem Fuchs. „Ei, ei, fährst Du spazieren?“ schrie Reineke; „warte ein wenig, laß mich hinten aufsitzen und Kutscher sein!“ Braun sagte kein Wort, hielt sich aber ganz fest und fuhr, so schnell das Pferd nur laufen wollte. „Ja, willst Du mich nicht mitnehmen, so kann ich Dir voraussagen: fährst Du heute wie ein feiner Herr im Pelz, so hängst Du morgen mit bloßem Rücken da,“ schrie ihm der Fuchs nach. Der Bär hörte nicht ein Wort von dem, was Reineke sagte; er fuhr immer gleich schnell. Aber als das Pferd auf das Gehöft kam, sprang es in vollem Galopp zur Stallthür hinein, so daß die Stränge rissen, der Schlitten zurückflog und der Bär sich den Schädel an dem Thürbalken zerschlug, da lag er auf dem Flecke todt.

Der Bauer war noch immer in der Scheuer und wälzte ein Laubbündel nach dem andern hinab, bis er glaubte, er hätte ein volles Fuder auf dem Schlitten; als er aber das Fuder festbinden wollte, hatte er weder Pferd noch Schlitten. Da mußte er hinterher traben, um sein Pferd wieder zu finden. Nach einer Weile begegnete er dem Krämer. „Bist Du einem Pferde und Schlitten begegnet?“

fragte er den Krämer. „Nein,“ sagte der Krämer, „aber ich begegnete weiter unten dem Vogte; er fuhr sehr schnell; er mußte gewiß fort, um Jemandem das Geld abzunehmen.“ Nach einer Weile begegnete er der armen Frau. „Bist Du einem Pferde und Schlitten begegnet?“ sagte er zu ihr. „Nein“ entgegnete sie; „aber ich begegnete weiter dort unten dem Pfarrer; er mußte gewiß zu einem Todkranken fahren, denn er fuhr sehr schnell und hatte einen Bauerschlitten.“ Eine Weile nachher begegnete der Bauer dem Fuchse. „Bist Du einem Pferde und Schlitten begegnet?“ fragte der Bauer. „Ja,“ erwiderte Reineke; „aber der brave Braun saß darauf und fuhr, als hätte er Pferd und Geschirr gestohlen.“ — „Der Teufel fahre in ihn!“ sagte der Bauer, „er fährt mir gewiß mein Pferd zu Tode!“ — „Dann ziehe ihm den Pelz ab und brate ihn auf glühenden Kohlen,“ versetzte Reineke. „Aber solltest Du Dein Pferd wieder bekommen, so könntest Du mich über das Gebirge fahren, denn ich kann schön fahren,“ sagte der Fuchs, „und ich hätte auch einmal Lust zu versuchen wie es ist, wenn man vier Füße vor sich hat.“ — „Was gibst Du für die Fahrt?“ fragte der Bauer. — „Du kannst Nasses und Trockenes bekommen, wonach Dich gelüstet,“ sagte der Fuchs; „jedenfalls bekommst Du eben so viel von mir wie von dem braven Braun, denn er pflegt schlecht zu bezahlen, wenn er eine Fuhre nimmt und sich dem Pferde auf den Rücken hängt.“ — „Ja, Du sollst über das Gebirge gefahren werden, wenn Du mich morgen um diese Zeit hier erwarten willst,“ sagte der Bauer. Er merkte, daß Reineke ihn zum Besten hatte und einen seiner Fuchsstreiche beabsichtigte. Deshalb nahm er eine geladene Flinte mit auf den Schlitten, und als Reineke kam und dachte, er sollte freie Fahrt bekommen, bekam er eine Schrotladung in den Leib, dann zog der Bauer ihm den Balg ab und hatte nun die Bärenhaut und den Fuchsbalg.



Mühlensagen.



Wenn die Welt mir in die Quere kommt, und sie unterläßt selten dies zu thun, sobald sich irgend eine Gelegenheit dazu darbietet, habe ich stets Wanderungen unter Gottes freiem Himmel als Dämpfer für meine kleinen Bekümmernisse und Beunruhigungen angewendet und mich wohl dabei befunden. Ich entsinne mich jetzt nicht mehr, was mir diesmal im Wege gewesen war; aber was

Axt in der Hand herbei, um dem Stamme die rechte Lage zu geben und die Schwarte hinauszuwerfen, die prasselnd in die Tiefe stürzte. Es sauste und brauste, kreischte und klang von innen heraus, und bisweilen wurde gleich einem Riesenschwerte — man hätte meinen sollen im Gefechte mit den Geistern der Nacht — ein blinkendes Sägeblatt draußen in der Luft in Bewegung gesetzt, um die Knorren oder unebenen Enden der Stämme abzusägen.



Von Norden her wehten den Strom herab einige kalte Windstöße, die es mir fühlbar machten, daß ich naß und müde war, und ich beschloß deshalb in die Sägemühle zu gehen und mich am Feuer ein wenig auszuruhen. Ich rief den Knaben, der noch unten am Ufer stand, bat ihn den Fischkorb zu nehmen, den ich hingesetzt hatte, und mir über den Fangdamm zu folgen, dessen glatte Stämme auf dem Wasser schaukelten und bei jedem Schritte, den ich that, überspült wurden.

An dem einen Heerde in der Sägemühle saß ein alter graubärtiger Arbeiter mit einer rothen, bis über die Ohren hinabgezogenen Mütze. Der Schatten des Schornsteins hatte ihn mir vorher verborgen.

Als er hörte, daß ich mich ein wenig auszuruhen und zu wärmen wünschte, machte er mir sofort aus einem Klotze einen Sitz am Feuer.

„Das ist ein schöner Fisch,“ sagte der Alte, indem er die letzte Forelle, die ich gefangen hatte, in die Hand nahm, „und es ist eine Lachsforelle; sie wiegt fast drei Pfund; die habt Ihr sicherlich hier im Teiche gefangen?“

Auf meine bejahende Antwort erzählte der Mann, der ein eifriger Fischer zu sein schien, was für große Forellen er vor dreißig Jahren, als er von Gudbrandsdal hierher kam, in diesem Wasser gefangen hätte, und stieß dabei herzbrechende Klagen über die Abnahme der Fische und die Zunahme der Sägespäne aus, ganz wie Sir Humphry Davy in seiner Salmonia.

„Die Fische nehmen ab,“ sagte er mit einer Stimme, die durch das Geklapper der Sägemühle hindurchdrang, „denn solch eine Lachsforelle, nicht größer als diese da, ist jetzt selten zu bekommen, aber die Sägespäne nehmen von Jahr zu Jahr zu, man kann sich nicht darüber wundern, daß der Fisch nicht in den Fluß hinaus geht, denn macht er das Maul auf, und will einen Schluck reines Wasser haben, so bekommt er den ganzen Schlund voller Sägespäne und Holzsplitter. Die verdammten Sägespäne! — Gott verzeihe mir jedoch meine Sünde — die Sägemühle gibt uns ja das Brot, mir und den Meinen; aber ich werde so ärgerlich, wenn ich an die dicken schweren Fische denke, die ich in alten Zeiten hier herausgezogen habe.“

Der Bursch war inzwischen mit dem Fischkorbe nachgekommen, schien sich aber bei all dem Lärm und der Unruhe, die in der Sägemühle herrschte, beklommen zu fühlen. Vorsichtig trat er auf die Dielen, und in seinem Gesichte malte sich Furcht und Angst vor dem Brausen des Wassers zwischen den Rädern unter dem zitternden Fußboden.

„Hier ist ein schrecklicher Aufenthalt,“ sagte er, „wäre ich nur erst gesund zu Hause!“

„Bist Du denn nicht hier zu Hause?“ fragte ich.

„Wer bist Du denn? Wo bist Du her?“ fragte der Alte.

„Ach, ich bin aus der Altstadt, und da bin ich bei dem Bevollmächtigten auf Bräcke mit einem Briefe an den Schulzen gewesen; aber ich fürchte mich so, im Dunkeln allein zu gehen,“ erwiderte der Bursch, der sich die ganze Zeit in meiner Nähe gehalten hatte.

„Schäme Dich, bist so ein großer Kerl und kannst darüber winseln,“ sagte der Alte, fügte aber tröstend hinzu: „Jetzt geht der Mond bald auf, und der Mann hier wird Dich wohl begleiten.“

Ich versprach dem Burschen, ihn bis zur Beier Brücke zu begleiten, und dies schien ihn etwas zu beruhigen. Mittlerweile blieb das Sägewerk stehen und zwei der Müllerburschen machten sich daran, die Sägeblätter zu feilen und zu schärfen, was einen schrillen, durch Mark und Bein gehenden Laut hervorbrachte, der so durchdringend ist, daß er nicht selten des Nachts durch das Brausen des Wassers hindurch von den fernen Sägemühlen nach der Stadt hinübertönt. Er schien sehr unbehaglich auf die Nerven des graulichen Burschen zu wirken.

„Huh, hier wagte ich um alles in der Welt nicht, eine Nacht zuzubringen,“ sagte er und starrte um sich, als erwartete er einen Nix aus dem Boden oder ein Heinzelmännchen in jeder Ecke aufsteigen zu sehen.

„Und doch bin ich manche Nacht hier gewesen,“ versetzte der Alte, „und es ist mir nie etwas Besonderes begegnet.“

„Ich habe von Muttern gehört, daß es in solchen Sägemühlen und Müllerhäusern so viel Trollen und Geister geben soll,“ bemerkte der Bursch ängstlich.

„Ich habe nichts vernommen, das kann ich behaupten,“ sagte der Alte. „Das Wasser ist mir zwar bisweilen abgelassen und auch wohl gestaut worden, wenn ich des Nachts an der Säge ein wenig eingeschlummert bin, und mitunter habe ich es in den Schwarten leise rascheln gehört, aber gesehen habe ich nie etwas. Die Leute glauben jetzt auch nicht mehr an dergleichen,“ fuhr er mit einem

forschenden Blicke auf mich fort, „und deshalb darf es sich nicht hervorwagen. Die Leute sind heutigen Tags so klug und belesen.“

„Darin kannst Du Recht haben,“ sagte ich, denn ich merkte recht gut, daß hinter dem Blicke, den er mir zuwarf, etwas Verstecktes lag, und ich wollte ihn lieber dazu bringen, alte Geschichten zu erzählen, als mich auf eine Untersuchung seines Zweifels und der Behauptung einlassen, daß Aufklärung ein Schreckbild für die Heinzelmänner und Unterirdischen wäre.

„Darin kannst Du in einer Hinsicht Recht haben. In alten Zeiten waren die Leute im Glauben an allerlei Geisterspuk stärker; jetzt thun sie als glaubten sie nicht daran, um für klug und aufgeklärt zu gelten, wie Du sagst. In Gebirgsgegenden sollen sich die Unterirdischen jedoch noch zeigen, Leute zu sich hineinholen und dergleichen. Jetzt sollst Du,“ fügte ich hinzu, um ihn recht in Gang zu bringen, „jetzt sollst Du nur eine Geschichte hören, die irgendwo geschehen sein soll, aber wo und wann sie geschehen ist, dessen kann ich mich nicht recht erinnern.“

„Es war ein Mann, der hatte eine Mühle an einem Bergstrome, und da war auch ein Mühlengeist. Ob der Mann, wie es an einigen Stellen Gebrauch ist, ihm feines Flachbrot und Weihnachtsbier gab, damit er das Mehl vermehre, habe ich nicht gehört, aber es ist nicht wahrscheinlich; denn so oft er mahlen wollte, griff der Geist in die Mühlradachse und hielt die Mühle an, so daß er nicht mahlen konnte. Der Mann wußte recht gut, daß es der Mühlengeist war, und eines Abends als er auf die Mühle mußte, nahm er einen Topf voll Pech und Theer mit und machte Feuer darunter. Als er das Wasser auf die Achse ließ, ging sie eine Weile, aber dann wurde sie wieder angehalten, wie er erwartet hatte. Er stach und schlug nach dem Mühlgeiste in die Rinne hinab und um die Achse herum, aber das half nicht. Zuletzt öffnete er die Thür, die nach der Mühlradachse und Rinne hinausging, aber da stand der Geist mitten in der

Thür und gähnte, und sein Maul war so groß, daß er mit der Unterkiefer an die Schwelle und mit der Oberkiefer an den Thürbalken stieß.

„Hast Du schon ein so großes Maul gesehen?“ fragte er.

Der Mann griff nach dem siedenden Pechtopfe, der da stand, goß ihm denselben in das Maul und sagte: „Hast Du schon etwas so heiß Gekochtes gefühlt?“ Da ließ der Mühlengeist die Achse los und stieß ein entsetzliches Gebrüll aus. Seitdem hat man von ihm dort weder etwas gesehen noch gehört, und er hat die Leute auch nicht am Mahlen gehindert. —

„Ja,“ sagte der Bursch, der mit einer Mischung von Furcht und Neugier meiner Erzählung gefolgt war, „das habe ich von meiner Großmutter genau eben so gehört, und sie erzählte noch eine andere Geschichte von einer Mühle. Es war oben auf dem Lande, und Keiner konnte da gemahlen bekommen, denn es waren da so viele Geister. Nun war droben eine arme Frau, die hatte eines Abends sehr nöthig, etwas gemahlen zu bekommen, und sie bat deshalb um Erlaubniß, daß sie die Nacht über mahlen dürfte.

„Nein, Gott behüte,“ sagte der Mann, dem die Mühle gehörte, „es geht nicht an, daß Du des Nachts mahlst; Du und die Mühle, ihr laufet beide zu viel Gefahr dabei,“ sagte er. Aber die Frau sagte, sie müßte durchaus mahlen, denn sie hätte nicht ein Bischen Mehl zum Brei und könnte ihren Kindern nichts zu essen geben. Ei nun, endlich bekam sie Erlaubniß, auf die Mühle zu gehen und des Nachts zu mahlen. Als sie hin kam, machte sie Feuer unter einem großen Theertopfe an, der da stand, brachte dann die Mühle in Gang und fing an, am Heerde einen Strumpf zu stricken. Nach einer Weile kam ein Weib herein und grüßte sie. „Guten Abend,“ sagte sie zu der Frau.

„Guten Abend,“ entgegnete die Frau und blieb sitzen und strickte weiter.

Da plötzlich begann die, welche hereingekommen war, das Feuer auf dem Heerde auseinander zu scharren. Die Frau scharrte es wieder zusammen.

„Wie heißest Du?“ sagte die Unterirdische zu der Frau.

„Oh, ich, ich heiße Selbst,“ versetzte die Frau.

Der Name schien ihr eigenthümlich. Dann begann das Weib abermals, das Feuer auf dem Heerde auseinander zu scharren und die Frau ward böse und begann zu schelten und es wieder zusammenzuscharren. So ging es eine lange Zeit weiter, aber mit einem Male goß die Frau den Theertopf über die Unterirdische. Da jammerte und schrie diese, und rannte hinaus und rief:



„Vater, Vater, ich bin von Selbst verbrannt worden!“

„Ei, hast Du es selbst gethan, so mußt Du es auch selbst leiden,“ sagte es weit fort in dem Berge. —

„Es war gut, daß es der Frau nicht schlimm erging,“ sagte der alte Graubart. „Sie hätte eben so gut sich selbst und die Mühle verbrennen können, denn als ich noch zu Hause war, hörte ich von etwas Aehnlichem reden, was da in alten Zeiten geschehen sein sollte. Es war ein Hüfner da, der hatte eine Mühle, und die brannte ihm an zwei Pfingstabenden hinter einander ab. Als im dritten Jahre wieder die Pfingstzeit nahete, war ein Schneider bei ihm und nähete die Festkleider.

„Wie es wohl diesmal mit der Mühle gehen wird?“ sagte der Mann. „Meinst Du, daß sie auch diese Nacht abbrennen wird?“

„Das soll keine Noth haben,“ versetzte der Schneider, „gib mir den Schlüssel, dann will ich auf die Mühle schon Acht geben.“

Das gefiel dem Manne, und gegen Abend bekam der Schneider den Schlüssel und ging in die Mühle hinab — sie stand noch leer, denn sie war ganz neu gebaut, — und da setzte er sich mitten auf den Boden, nahm seine Kreide und zog einen großen Kreis rings um sich, und außen um den Kreis herum schrieb er das Vaterunser, und nun war ihm nicht bang, wenn auch selbst der Teufel kommen sollte. Um Mitternacht flog mit einem Male die Thüre auf, und da kamen so viele schwarze Katzen herein, daß es von ihnen wimmelte. Es dauerte nicht lange, so hatten sie einen Topf auf den Heerd gebracht, und nun machten sie ein Feuer unter ihm an, daß es anfing im Topfe zu brodeln und zu sprudeln, als wäre er voll von kochendem Pech und Theer.

„Aha,“ dachte der Schneider, „verhält es sich so!“ und kaum hatte er es gesagt, als schon eine der Katzen die Pfoten von hinten gegen den Topf legte und ihn umstoßen wollte.

„Scht, Katze, Du verbrennst Dich!“ rief der Schneider.

„Scht, Katze, Du verbrennst Dich! sagte der Schneider,“ rief die Katze den anderen Katzen zu, und sie liefen allesammt vom Heerde fort und fingen an zu hüpfen und um den Kreis herum zu tanzen; aber mitten im besten Tanzen schlich die Katze wieder zum Heerde hin und wollte den Topf umstoßen.

„Scht, Katze, Du verbrennst Dich!“ schrie der Schneider und scheuchte sie vom Heerde fort.

„Scht, Katze, Du verbrennst Dich! sagt der Schneider zu mir,“ rief die Katze den anderen Katzen zu, und sie begannen abermals allesammt zu hüpfen und zu tanzen, und plötzlich waren sie wieder am Heerde und versuchten den Topf umzustoßen.

„Seht, Katze, Du verbrennst Dich!“ schrie der Schneider und wehrte sie so kräftig ab und verscheuchte sie, daß sie eine immer über die andere weg über den Boden fort stürzten, und wieder ging es dann los wie vorher mit Springen und mit Tanzen.

Nun machten sie einen Rundtanz um den Kreis, schneller und immer schneller und zuletzt ging es so schnell, daß es dem Schneider vorkam, als begönne sich alles vor ihm zu drehen, und sie glotzten ihn mit so großen bösen Augen an, als wollten sie ihn fressen.

Aber mitten im besten Tanzen steckte die Katze, die den Topf hatte umstoßen wollen, ihre Pfote in den Kreis hinein, gerade als hätte sie Lust, den Schneider zu packen. Als der Schneider dies sah, machte er sein Messer los und hielt es bereit. Plötzlich steckte die Katze wieder die Pfote in den Kreis, und geschwind hackte ihr der Schneider die Pfote ab, und alle Katzen rannten, so schnell sie konnten, mit Gejammer und Geschrei zur Thüre hinaus.

Der Schneider aber legte sich im Kreise schlafen und schlief, bis die Sonne ihn auf dem Fußboden beschien. Dann stand er auf, schloß die Mühle wieder zu und ging nach dem Gehöft.

Als er in die Stube kam, lagen der Mann wie die Frau noch im Bette, denn es war ja Pfingstmorgen.

„Guten Morgen,“ sagte der Schneider und gab dem Manne die Hand.

„Guten Morgen,“ erwiderte der Mann, und er wurde, wie man wohl denken kann, froh und verwundert, als er den Schneider wieder sah.

„Guten Morgen, Mutter,“ sagte der Schneider und bot der Frau die Hand.

„Guten Morgen,“ versetzte die Frau; aber sie war so blaß, und sah so seltsam und verstört aus, und ihre Hand verbarg sie unter der Pelzdecke; aber zuletzt bot sie ihm die linke. Da merkte der Schneider, wie es zusammenhing; aber was er dem Manne sagte, und wie es dem Weibe später ging, das habe ich nie vernommen.“ —

„Die Müllerin war also gar selbst ein Trollweib?“ fragte der Bursch, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Das kannst Du Dir denken,“ sagte der Alte.

Es war fast nicht möglich, länger ein Wort zu verstehen, denn die Säge ging wieder mit Sausen und mit Brausen. Der Mond war aufgegangen, und die Müdigkeit nach der kurzen Ruhe vorbei. Ich sagte deshalb dem Alten Lebewohl und ging in Begleitung des furchtsamen Burschen. Wir folgten dem Pfade am Fuße des Gresser Bergrückens über die Anhöhen nach Gresse hinab. Weißliche Nebel schwebten über dem Flußbett und den Sümpfen unten im Thale. Ueber dem Rauchschleier der Stadt ragte Akershus mit seinen Thürmen hervor, die klar gegen den Wasserspiegel des Meerbusens hervortraten, in den sich die Landzunge Näsodden wie ein mächtiger Schlagschatten weit hinein erstreckte. Der Himmel war nicht ganz rein, und Luft und Wolken waren fast regungslos; der Mondschein vermischte sich mit der Dämmerung der Sommernacht und dämpfte die Umrisse im Vordergrunde der Landschaft, die sich vor unsern Füßen ausdehnte. Aber über dem Meerbusen lag der Mondschein hell und strahlend, während der Asker und Bärumer Bergrücken in dunkelblauen Schattirungen hervordämmerten, sich übereinander hoch in die Luft erhoben und den fernen Rahmen der Landschaft bildeten.

Erquickt von dem kühlen Bade des Nachtthaues strömten Veilchen und andere nächtliche Blumen einen lieblichen Duft über die Wiesen aus, aber von den Sümpfen und Bächen wehten ab und zu kalte Luftströme herüber, die mich fröstelnd berührten.

„Huh, mich gruselt es,“ rief mein Begleiter. Er glaubte, daß diese Luftströme die Athemzüge nächtlicher Geister wären, und meinte in jedem Busche, der sich im Winde bewegte, ein Trollweib oder eine Katze mit glühenden Augen zu sehen.

— ———



Von dem Burschen, der zu dem Nordwinde ging und sein Mehl zurückverlangte.

Es war einmal eine alte Frau, die hatte einen Sohn, und da sie sehr elend und gebrechlich war, sollte der Bursche für sie in das Vorrathshaus gehen und Mehl zum Mittagsessen holen. Als er aber die Treppe des Vorrathshauses wieder hinabstieg, da kam der Nordwind einhergebraust, entriß ihm das Mehl und jagte damit durch die Luft davon. Der Bursche ging abermals in das Vorrathshaus, um anderes Mehl zu holen; als er jedoch die Treppe hinabstieg, kam der Nordwind von Neuem einhergebraust und entriß ihm das Mehl, und eben so erging es ihm das dritte Mal. Darüber ergrimmte der Bursche, denn er fand das sehr unrecht vom Nordwinde, und er nahm sich deshalb vor, ihn aufzusuchen und das Mehl zurückzuverlangen.

Er zog also von dannen, aber der Weg war lang, und er ging und ging und so kam er endlich zum Nordwinde. „Guten Tag," sagte der Bursch. — „Guten Tag," erwiderte der Nordwind, und seine Stimme klang gar grob. „Was willst Du?" fügte er hinzu. — „Ach," versetzte der Bursch, „ich wollte Dich nur bitten, ob Du nicht so gut sein wolltest, mir das Mehl wiederzugeben, das Du mir auf der Treppe zum Vorrathshause nahmst; denn wir haben gar

wenig, und wenn Du so einherfährst und uns die paar Handvoll, die wir haben, noch fortnimmst, so bleibt uns nichts als der Hungertod übrig." — „Ich habe kein Mehl," sagte der Nordwind; „aber da Du so arm bist, sollst Du ein Tuch von mir bekommen, das Dir Alles herbeischafft, was Du Dir nur wünschen kannst, sobald Du sagst: „Tuch, breite Dich aus und decke Dich mit köstlichen Speisen!"

Damit war der Bursch wohl zufrieden. Da aber der Weg so lang war, daß er die Heimath nicht bei Tage erreichen konnte, so kehrte er bei einem Gastwirthe an der Straße ein, und als die Leute zu Abend essen wollten, legte er das Tuch auf einen Tisch, welcher in der Ecke stand, und sprach: „Tuch, breite Dich aus und decke Dich mit köstlichen Speisen!" Kaum hatte er es ausgesprochen, so that es das Tuch, und alle fanden die Sache herrlich, aber Niemand hatte größeres Gefallen an dem Tuche als die Wirthsfrau. Mit diesem, dachte sie, hätte man nicht erst viele Mühe mit Braten und Kochen, mit Decken und Ordnen, mit Auftragen und Vorsetzen. Als es nun Nacht war und alle fest schliefen, nahm sie deshalb dem Burschen das Tuch und legte ihm dafür ein anderes hin, genau wie das, welches ihm der Nordwind geschenkt hatte, das sich aber nicht einmal mit Haferbrot decken konnte.

Als der Bursch erwachte, nahm er sein Tuch und ging damit fort, und an dem Tage kam er nach Hause zu seiner Mutter. „Nun," sagte er, „ich bin beim Nordwinde gewesen; das war ein anständiger Mann, denn er gab mir dieses Tuch, und wenn ich zu demselben nur sage: ‚Tuch, breite Dich aus und decke Dich mit köstlichen Speisen!' so bekomme ich alles Essen, das ich mir nur irgend wünschen kann." — „Das kann schon sein," versetzte die Mutter, „aber ehe ich es nicht sehe, glaube ich es nicht." Der Bursche stellte schnell einen Tisch hin, legte das Tuch darauf und sagte: „Tuch breite Dich aus und decke Dich mit köstlichen Speisen!" Aber das Tuch deckte sich nicht einmal mit einem Bissen Haferbrod.

„Da gibt es keinen anderen Rath, als daß ich noch einmal zum Nordwinde gehe,“ sagte der Bursch und machte sich auf den Weg. Am Nachmittage erreichte er die Wohnung des Nordwindes. „Guten Abend!“ sagte der Bursch. „Guten Abend!“ entgegnete der Nordwind. „Ich möchte gern Entschädigung für das Mehl, welches Du mir genommen hast,“ sagte der Bursch, „denn das Tuch, welches ich von Dir erhielt, taugte nicht viel.“ — „Ich habe kein Mehl,“ versetzte der Nordwind, „aber da hast Du einen Bock, der macht lauter Golddukaten, sobald Du nur sagst: ‚Bock, mache Geld!‘“ Das gefiel dem Burschen gar gut; da aber der Weg nach der Heimath so weit war, daß er sie an diesem Tage nicht erreichen konnte, so übernachtete er wieder bei demselben Gastwirthe. Ehe er noch etwas bestellte, probirte er seinen Bock, um zu sehen, ob der Nordwind auch die Wahrheit gesprochen hatte, und das hatte dieser wirklich gethan. „Ei, das ist ein prächtiges Thier!“ dachte der Gastwirth, als er den Bock Gold machen sah, und nachdem der Bursch fest eingeschlafen war, vertauschte er den Bock mit einem andern, der keine Golddukaten machte.

Am andern Morgen ging der Bursch wieder fürbaß, und als er nach Hause zu seiner Mutter kam, sagte er: „Der Nordwind ist doch ein guter Mann; diesmal hat er mir einen Bock geschenkt, der kann Golddukaten machen, sobald ich nur sage: ‚Bock mache Geld!‘“ — „Das ist gewiß wieder nur solch dummes Geschwätz,“ sagte die Mutter, „und ehe ich es nicht sehe, glaube ich es nicht.“ — „Bock, mache Geld!“ befahl der Bursch; aber was der Bock machte, war kein Gold. Da ging er wieder zum Nordwinde und sagte, daß der Bock nichts tauge, und er Entschädigung für das Mehl haben wollte. „Ja, jetzt habe ich Dir nichts Anderes zu geben,“ sagte der Nordwind, „als den alten Knüppel, der dort in der Ecke steht; aber es ist kein gewöhnlicher Knüppel, sondern wenn Du sagst: ‚Knüppel hau zu!‘ so schlägt er so lange zu, bis Du sagst: ‚Knüppel steh’ still!‘“ — Da nun der Bursch wieder einen weiten Weg hatte, so kehrte er auch

an diesem Abende bei dem Gastwirthe ein, und weil er sich denken konnte, wie es mit dem Tuche und dem Bocke zugegangen war, so fing er auf der Bank sofort zu schnarchen an und that, als ob er fest schliefe. Der Gastwirth, der sich ebenfalls denken konnte, daß der Knüppel zu etwas taugte, suchte, als er hörte, daß der Bursch schnarchte, einen ähnlichen hervor und wollte ihn mit dem andern vertauschen, aber wie der Wirth eben den Stock ergreifen wollte, rief der Bursch: „Knüppel hau zu!“ und der Knüppel schlug auf den Gastwirth los, daß dieser über Tische und Bänke sprang und schrie: „Ach Herrgott! laß doch den Knüppel aufhören, sonst schlägt er mich noch todt! Du sollst das Tuch wie den Bock wieder kriegen!“ Als der Bursch meinte, der Wirth hätte genug, sagte er: „Knüppel, steh' still!“ Darauf steckte er das Tuch in die Tasche, nahm den Knüppel in die Hand, band dem Bock einen Strick um die Hörner und ging mit Allem nach Hause. Das war eine gute Entschädigung für das Mehl.



Wie der König seine Hasen hüten ließ.



Es war einmal ein Altsitzer, der hatte seine Hufe an den nächsten Erben abgetreten; er hatte aber noch drei Söhne, und die hießen Peter, Paul und Esben Aschenhans. Sie gingen zu Hause umher und wollten nichts thun, denn sie hatten es zu gut, und sie selbst glaubten, sie wären zu Allem zu gut und für sie wäre Nichts gut genug.

Endlich hatte Peter erfahren, der König wolle einen Hirten zum Hüten seiner Hasen haben, und da sagte er zum Vater, er wolle hin, das wäre etwas für ihn, denn er möchte keinem geringeren Manne dienen als dem Könige. Der Alte meinte, es gäbe noch genug Arbeit, die besser für ihn paßte, als diese; denn wer Hasen hüten wollte, müßte schnell und gewandt und kein Faulpelz sein, und

wenn die Hasen anfingen durchzugehen, dann gäbe es einen andern Tanz als zwischen den Stubenwänden einherzuschlendern. Das half aber Alles nichts, Peter wollte durchaus hin; so nahm er denn den Ranzen auf den Rücken und schlenderte den Hügel hinab, und als er weit und weiter als weit gegangen war, kam er zu einem alten Weibe, die war mit ihrer Nase in einem Baumstumpfe festgeklemmt, und als er es sah, wie sie riß und zerrte, um loszukommen, brach er in lautes Gelächter aus.

„Steh nicht da und grinse,“ sagte das Weib, „sondern komm und hilf einer alten gebrechlichen Frau; ich wollte etwas Holz klein machen, da gerieth ich mit der Nase hier hinein, und nun habe ich schon hundert Jahr hier gestanden und gerissen und gezerrt und nicht einen Bissen Essen bekommen,“ sagte sie.

Aber Peter lachte noch mehr; es kam ihm das nur sehr spaßhaft vor, und er sagte, hätte sie hundert Jahre so dagestanden, könnte sie es immer noch hundert aushalten.

Als er zur Königsburg kam, nahmen sie ihn sogleich zum Hirten; der Dienst war nicht übel, und er sollte gutes Essen und guten Lohn und die Prinzessin vielleicht noch obendrein bekommen; aber wenn nur ein einziger von des Königs Hasen fortkäme, wollten sie ihm drei rothe Riemen aus dem Rücken schneiden und ihn in den Schlangenhof werfen.

So lange Peter auf der Trift und auf der Weide beim Hofe war, hatte er alle Hasen in einer Heerde, aber als er später am Tage mit ihnen in den Wald kam, fingen sie an durchzugehen und über alle Berge auszureißen. Peter setzte im vollem Laufe nach, so lange er hoffen konnte, einen wieder zu fangen, aber als der letzte fort war, sank er kraftlos zusammen, und von nun an sah er nichts mehr von ihnen.

Am Nachmittag wankte er heimwärts und stand und guckte nach allen Seiten, aber da kamen keine Hasen, und als er am Abende



nach der Königsburg zurückkam, stand der König schon mit dem Messer bereit, schnitt ihm drei rothe Riemen aus dem Rücken, streuete Pfeffer und Salz hinein und warf ihn in den Schlangenhof.

Nach einiger Zeit wollte sich Paul auf den Weg nach der Königsburg machen und des Königs Hasen hüten. Der Alte sagte ihm dasselbe und noch weit mehr; aber er wollte durchaus fort, dagegen war nichts zu machen, und es ging ihm weder schlimmer noch besser als es Peter ergangen war. Das Weib stand da und riß und zerrte mit der Nase im Baumstumpfe, er lachte und es kam ihm nur sehr spaßhaft vor und er ließ sie da stehen und sich abquälen. Den Dienst erhielt er sogleich, da gab es kein Nein auf



seine Bitte; aber die Hasen liefen ihm über alle Berge weg, obgleich er aus Leibeskräften nachrannte, daß er keuchte und sich wie ein Schäferhund in der Sonnenglut ausnahm, und als er am Abend ohne Hasen nach der Königsburg kam, stand der König schon vor der Thüre mit dem Messer bereit, schnitt ihm drei breite rothe Riemen aus dem Rücken und streuete Pfeffer und Salz hinein, und dann fort mit ihm in den Schlangenhof.

Als eine Zeit verstrichen war, wollte auch Aschenhans sich auf den Weg machen und des Königs Hasen hüten, und sagte das dem Alten; er meinte, es wäre eine ganz passende Arbeit für ihn, in Wald und Feld und auf der Haide herum zu schweifen, Erdbeeren zu pflücken

und eine Heerde Hasen zu treiben und gelegentlich in der Sonne zu liegen und zu schlafen.

Der Alte meinte, es gäbe noch genug andere Arbeit, die besser für ihn paßte; wenn es ihm nicht noch schlechter ginge, so würde es ihm gewiß auch nicht besser gehen, als seinen Brüdern; wer des Königs Hasen hüten wollte, dürfte sich nicht wie ein Faulpelz auf bleiernen Sohlen einher schleppen oder wie eine Fliege auf einem Theerpinsel; und wenn sie anfingen, über die Hügel auseinander zu laufen, so würde das ein anderer Tanz werden als Flöhe mit Handschuhen zu fangen; wer mit heilem Rücken davon kommen wollte müßte mehr als schnell und gewandt sein und schneller, als ob er Flügel hätte.

Ja, das hülfe Alles nichts, sagte Aschenhans; er wollte nach der Königsburg und dem Könige dienen, denn einem geringeren Mann möchte er nicht dienen, sagte er, und die Hasen wolle er schon hüten, sie könnten wohl nicht viel schlimmer als Ziegen und Kälber sein. Nun nahm Aschenhans den Ranzen auf den Rücken und schlenderte den Hügel hinab.

Als er weit und weiter als weit gegangen war, so daß er anfing, tüchtig hungrig zu werden, kam er zu dem alten Weibe, die mit der Nase im Baumstumpfe steckte und zerrte und riß und los wollte.

„Guten Tag, Mütterchen," sagte Aschenhans, „stehst Du da und quälst Dich mit Deiner Nase ab, Du armer Wurm, Du?" sagte er.

„Seit hundert Jahren hat mich Niemand mehr Mütterchen angeredet," versetzte das Weib; „komm jetzt aber und hilf mir los und gib mir dann etwas zu essen, denn ich habe in all der Zeit keinen Bissen in den Mund bekommen, dann will ich auch wie eine Mutter an Dir handeln," sagte sie.

„Ei ja," sagte Aschenhans, „er glaube schon, daß sie Essen und Trinken nöthig habe."

Nun zerspaltete er den Stumpf, damit sie die Nase aus dem Spalte heraus bekäme, und fing an zu essen und theilte mit ihr, und das Weib hieb wacker ein, wie man wohl denken kann, so daß ihr der Brudertheil von den Mundvorräthen zufiel.

Als sie damit fertig waren, gab sie Aschenhans eine Pfeife, die war so beschaffen, daß wenn er in das eine Ende hinein blies, so zerstreute sich nach allen Seiten, was er fort haben wollte, und blies er in das andere Ende, so versammelte es sich wieder; und wenn ihm die Pfeife wegkam, so kriegte er sie wieder, sobald er sie nur zurückwünschte. Das wäre eine merkwürdige Pfeife, dachte Aschenhans.

Als er nach der Königsburg kam, nahmen sie ihn sogleich zum Hirten; der Dienst war nicht übel, und Kost und Lohn sollte er haben, und wäre er im Stande, des Königs Hasen zu hüten, so daß keiner fort käme, so sollte er vielleicht auch die Prinzessin kriegen; käme aber einer von ihnen fort, und wenn es auch nur ein junger Hase wäre, dann wollten sie ihm drei rothe Riemen aus dem Rücken schneiden, und der König war dessen so sicher, daß er fort ging und augenblicklich das Messer wetzte.

Diese Hasen zu weiden, wäre nicht schwer, meinte Aschenhans, denn als es hinausging, waren sie fast so zahm wie eine Schafheerde, und so lange er auf der Trift und auf der Weide beim Hofe war, blieben sie auch heerdenweise beisammen, aber als sie in den Bergwald hinaufkamen und gegen Mittag die Sonne anfing auf die Lichtungen und Berghalden glühend heiß hinab zu scheinen, da liefen sie über alle Berge auf und davon.

„Heisa, wollt ihr wohl fort!“ schrie Aschenhans und blies in das eine Ende der Pfeife; da jagten sie nach allen Himmelsgegenden auseinander und fort waren sie. Aber als er nach einem alten Kohlenmeiler kam, da blies er in das andere Ende der Pfeife, und kaum hatte er sie angesetzt, waren die Hasen da und standen in Reih' und

Glied vor ihm, so daß er sie wie einen Trupp Soldaten auf dem Exercierplatze übersehen konnte. Das ist eine merkwürdige Pfeife, dachte Aschenhans, und dann legte er sich auf einen sonnigen Hügel zum Schlafen hin und die Hasen liefen bis gegen Abend umher und sorgten für sich selbst; darauf blies er sie wieder zusammen und kam mit ihnen wie mit einer Schafheerde nach der Königsburg zurück.

Der König und die Königin und die Prinzessin mit ihnen standen auf dem Söller und wunderten sich, was das für ein Bursch wäre, der die Hasen so hütete, daß er mit ihnen wieder nach Hause kam, und der König zählte sie und rechnete nach und wies mit dem Finger hin und rechnete wieder nach, aber es fehlte nicht einmal ein junger Hase. „Das ist ein Bursch!" sagte die Prinzessin.

Am nächsten Tage sollte er wieder im Walde hüten, aber wie er so recht faul in einer Lichtung zwischen Erdbeeren da lag, sandten sie das Stubenmädchen aus der Königsburg zu ihm hin; die sollte herausbekommen, wie es zuging, daß er des Königs Hasen so gut hüten konnte.

Er zog die Pfeife heraus und zeigte sie ihr und blies in das eine Ende, da stürmten sie wie der Wind über alle Hügel und Bergrücken hinweg, und als er dann in das andere Ende blies, kamen sie im Thale nach der Lichtung und standen wieder in Reih' und Glied.

Das Stubenmädchen sagte, das wäre eine hübsche Pfeife; und sie würde gern hundert Thaler für sie geben, wenn er sie verkaufen wollte.

„Ja, das ist eine merkwürdige Pfeife," sagte Aschenhans, und für Geld wäre sie nicht feil, aber wollte sie ihm die hundert Thaler und zu jedem Thaler einen Kuß geben, so sollte sie sie bekommen, sagte er.

Ei ja, das wollte sie gern thun; sie wollte ihm gern zwei zu jedem Thaler geben und noch besten Dank dazu.

Nun kriegte sie die Pfeife, aber als sie nach der Königsburg

am, war die Pfeife fort, denn Aschenhans hatte sie sich wieder gewünscht, und gegen Abend kehrte er mit seinen Hasen wie mit einer





hten Schafheerde zurück, und wie der König auch nachrechnete und ählte, es half alles nichts, denn es fehlte auch nicht ein Härchen.

Als Aschenhans am dritten Tage hütete, sandten sie die Prinzessin aus, um ihm die Pfeife abzulocken. Sie stellte sich so sanft wie eine Taube und dann bot sie ihm zweihundert Thaler, wenn er ihr die Pfeife verkaufen und sagen wollte, wie sie es anstellen müßte, um sie nach Hause zu bringen.

„Ja, das ist eine merkwürdige Pfeife,“ versetzte Aschenhans, und sie wäre nicht feil, aber das schadete nichts, ihr zu Liebe wollte er sie verkaufen. Wenn sie ihm zweihundert Thaler und auf jeden Thaler noch einen Kuß dazu geben wollte, dann sollte sie die Pfeife bekommen, und wenn sie sie behalten wollte, so müßte sie gut auf sie Acht geben: das wäre ihre Sache.

Das wäre ein hoher Preis für die Hasenpfeife, meinte die Prinzessin, und sie hatte auch keine Lust, ihm die Küsse zu geben, aber da es im Walde wäre, so daß es Niemand sähe oder hörte, so könnte es geschehen, denn die Pfeife müßte sie durchaus haben, sagte sie, und als Aschenhans bekommen hatte, was er haben wollte, da bekam sie die Pfeife, und nun ging sie und hielt sie und fingerte den ganzen Weg an ihr herum, aber als sie nach der Königsburg kam und sie hervorlangen wollte, war sie ihr zwischen ihren Fingern verschwunden.

Am nächsten Tage ging die Königin selbst hin um ihm die Pfeife abzulocken, und war fest überzeugt, sie würde die Pfeife auch mitbringen.

Im Geldpunkte war sie knauseriger und bot nicht mehr als fünfzig Thaler, aber sie mußte zulegen, bis es dreihundert wurden. Aschenhans sagte, es wäre eine merkwürdige Pfeife, und ein solches Gebot wäre eine reine Schande, aber ihr zu Liebe wollte er es annehmen; wollte sie ihm dreihundert Thaler, und auf jeden Thaler noch einen Schmatzkuß zugeben, so sollte sie sie kriegen. Diesen Preis erhielt er vollauf, denn mit der Waare war sie nicht so geizig.

Als sie die Pfeife erhalten hatte, band sie sie fest und versteckte sie außerdem sorgfältig. Aber es ging ihr nicht um ein Haar besser

als den andern, denn als sie sie hervorholen wollte, war die Pfeife fort, und am Abend kam Aschenhans mit den Hasen des Königs wie mit einer wohlgezähmten Schafheerde heim.

„Das ist alles dummes Zeug," sagte der König; „ich muß mich nur selbst aufmachen, damit wir diese alberne Pfeife kriegen, es bleibt nichts anderes übrig," und als Aschenhans am folgenden Tage mit den Hasen bis in den Wald gekommen war, da lief der König hinterher und fand ihn auf demselben sonnigen Hügel, auf dem die Frauenzimmer mit ihm verhandelt hatten.

Sie waren beide freundlich gegen einander und Aschenhans zeigte ihm die Pfeife und blies bald in das eine, bald in das andere Ende



derselben, und dem Könige gefiel die Pfeife gar sehr und er wollte sie durchaus kaufen, wenn er auch tausend Thaler dafür geben müßte.

„Ja, das, das ist eine merkwürdige Pfeife," sagte Aschenhans, „und für Geld ist sie nicht feil, aber siehst Du jenes weiße Pferd dort unten?" fragte er und zeigte nach dem Walde

„Ja, das ist mein eigenes Pferd, der Schimmel dort," versetzte der König.

„Ei nun, willst Du mir tausend Thaler geben und die Schimmelstute dahinten bei der großen Fichte auf dem Moor küssen, so sollst Du meine Pfeife bekommen."

„Ist sie für keinen anderen Preis feil?" fragte der König.

„Nein, das ist sie nicht," erwiderte Aschenhans.

„Aber [illegible] darf doch mein ledernes [illegible] dazwischen legen?" sagte der König.

Ja, [illegible] und nun nahm er die Pfeife und legte sie in [illegible], und den steckte er in die Tasche und knöpfte [illegible] zu, und dann machte er sich auf den Heimweg; aber als er in den [illegible] und die Pfeife hervorlangen wollte, ging es ihm nicht anders als den [illegible], er hatte die Pfeife eben so wenig als [illegible], und Aschenhans kam mit der Hasenherde heim [illegible].

Da war der König erbittert und begehrte, daß Aschenhans sie sämmtlich angeführt und [illegible] die Pfeife gestohlen hatte, und nun sollte er das Leben verlieren; da war nicht darüber zu reden; und die Königin sagte dasselbe, es wäre am besten, einen solchen Betrüger auf frischer That umzubringen.

Aschenhans meinte, das wäre weder recht noch billig, denn er hätte nichts Anderes gethan, als wozu sie selbst ihn aufgefordert hätten.

Da sagte der König, das wäre einerlei; wenn er aber im Stande wäre den großen Braukessel so voll zu lügen, daß er überliefe, dann sollte er das Leben behalten.

Das wäre weder eine langwierige noch eine schwierige Arbeit, die traute er sich schon zu, sagte Aschenhans, und nun fing er an zu erzählen, wie es ihm von Anfang an ergangen wäre; er erzählte von dem Weibe mit der Nase im Baumstumpfe, und wie er im besten Erzählen war, da sagte er: — „ich muß nur tüchtig lügen, damit der Kessel voll wird," — dann erzählte er von der Pfeife, die er bekam, und von der Stubenmagd, die zu ihm kam und wollte sie kaufen für hundert Thaler und von all den Küssen, die sie ihm auf dem Hügel im Walde geben mußte, und dann erzählte er von der Prinzessin, wie sie zu ihm kam und ihn für die Pfeife so hübsch küßte, da es dort im Walde Niemand sah oder hörte — „ich muß tüchtig lügen, damit der Kessel voll wird," — sagte Aschenhans;

dann erzählte er von der Königin, wie geizig sie mit dem Gelde und wie verschwenderisch sie mit Schmatzküssen gewesen wäre — „ich muß tüchtig lügen, damit der Kessel voll wird," — sagte Aschenhans.

„Jetzt scheint er mir ziemlich voll zu sein," — versetzte die Königin.

„Noch lange nicht," sagte der König.

Dann begann er zu erzählen, daß der König zu ihm kam, und von dem Schimmel auf dem Moor — und da er nun die Pfeife haben wollte, so mußte er — so mußte er — „ja, mit Verlaub, aber ich muß etwas tüchtig lügen, damit der Kessel voll wird," — sagte Aschenhans.

„Halt, halt, er ist voll, Bursch!" schrie der König, „siehst Du nicht, daß es über den Rand des Braukessels fließt?"

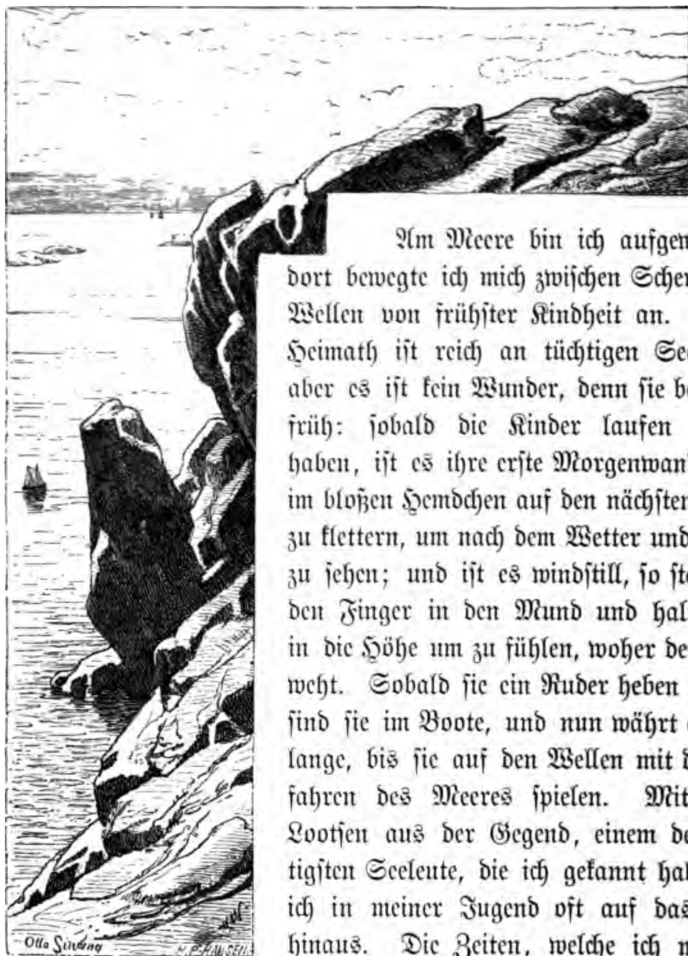
Da meinte der König und die Königin es wäre am besten, wenn er die Prinzessin und das halbe Reich bekäme; dagegen ließe sich nichts machen.

„Das ist eine merkwürdige Pfeife," sagte Esben Aschenhans.



H.P.HANSEN.SC.

Makrelenfang.



Am Meere bin ich aufgewachsen, dort bewegte ich mich zwischen Scheren und Wellen von frühster Kindheit an. Meine Heimath ist reich an tüchtigen Seeleuten, aber es ist kein Wunder, denn sie beginnen früh: sobald die Kinder laufen gelernt haben, ist es ihre erste Morgenwanderung, im bloßen Hemdchen auf den nächsten Felsen zu klettern, um nach dem Wetter und Meere zu sehen; und ist es windstill, so stecken sie den Finger in den Mund und halten ihn in die Höhe um zu fühlen, woher der Wind weht. Sobald sie ein Ruder heben können, sind sie im Boote, und nun währt es nicht lange, bis sie auf den Wellen mit den Gefahren des Meeres spielen. Mit einem Lootsen aus der Gegend, einem der tüchtigsten Seeleute, die ich gekannt habe, fuhr ich in meiner Jugend oft auf das Meer hinaus. Die Zeiten, welche ich mit ihm

zubrachte, gehörten zu meinen liebsten Erinnerungen. Frei und froh wie ein Vogel flog ich auf den Wogen hinaus; in dem leichten Boote fuhren wir zwischen den Scheren auf die Enten-, Eidergans- und Seehundjagd; in dem Deckboote fuhren wir weit in das Meer hinaus auf den Makrelenfang, und wenn er ein Schiff hinein lootsen mußte, segelte ich wohl bisweilen mit dem Boote allein oder mit dem Lootsenjungen heimwärts. Seit dieser Zeit habe ich stets eine starke Sehnsucht nach der See gehabt. Aber anstatt mich in Ausrufe über die Herrlichkeit des Seelebens zu verlieren, will ich jetzt von einer Fahrt erzählen, die wir zusammen machten, als ich vor einigen Jahren auf Besuch in meiner Heimath war, und auf ihr war es gerade, daß mein alter Freund die Geschichte erzählte, welche ich jetzt mittheilen will:

Wir brachten einige Tage draußen in den äußersten Scheren zu. Wir fuhren auf dem Deckboote, einem großen Lootsenboote mit Sprietsegel. Die Bemannung bestand aus Rasmus Olsen, — so hieß mein Freund — dem Lootsenjungen und mir. Eines Morgens in der Dämmerung fuhren wir auf das Meer hinaus, um Makrelen zu fangen. Vom Lande her wehte eine schwache Brise, die kaum den dichten Nebel zu erheben vermochte, der auf den Scheren und nackten Klippen ruhte, von denen aus die aufgeschreckten Möven uns mit ihrem heiseren Geschrei umflatterten; die Meerschwalben riefen ihr gellendes „Drei Eier!“ und die Meerelstern ihr spöttisches „Klick Klick!“, das schon manchem fehlenden Schützen ein Lächeln abgenöthigt hat. Ueber dem bleifarbigen Meere, dessen Spiegel nur selten durch einen Alk, einen Taucher, einen Schwarm Eidergänse oder einen stöhnenden Delphin belebt wurde, hing die Luft dick und dicht. Rasmus selbst saß hinten am Steuerruder, während der Junge je nach den Umständen bald vorn, bald hinten war. Rasmus war ein großer starker Mann, mit einem wettergebräunten verwitterten Gesichte, von gutmüthigem Ausdruck. In der Tiefe seiner grauen klugen Augen lag jedoch ein Ernst und ein gewisser forschender Blick, der davon zeugte, daß er gewohnt war, der Gefahr entgegenzutreten

und tiefer in die Dinge zu sehen, als das Lächeln um den Mund und die scherzenden Worte, die er oft auf der Zunge führte, anzudeuten schienen. Wie er so da saß, mit seinem Südwester bis über die Ohren hinabgezogen, in einer weiten gelblichgrauen Kalmukjacke, erhielt seine Gestalt in der dicken Morgenluft eine fast übernatürliche Größe, und man konnte leicht auf den Gedanken kommen, daß man ein Gespenst aus der Vikingerzeit vor sich hätte — allein in der Vikingerzeit rauchte man nicht Tabak, das that aber Rasmus Olsen, und zwar tüchtig.

„Es ist nicht so viel Wind, um einen Borkenkahn in einem Rinnsteine umwerfen zu können," sagte Rasmus und vertauschte das Primchen mit einer kleinen schwarz gerauchten Thonpfeife, während er nach allen Richtungen ausschaute. „Gestern bei Sonnenuntergang stand der Himmel voll der deutlichsten Windwolken, aber jetzt ist auch nicht ein Hut voll Wind da. Der Lootsenjunge, der vorn Ausguck hielt und das Steuerbordruder handhabte, damit das Boot nicht abfiele, da der Strom westlich trieb, erwiderte, daß es sich vorn aufzuklären schiene.

„Den Teufel auch, das ist kein Sonnenaufgangswetter," versetzte Rasmus; „es wird vor Tagesanbruch nicht anders; aber dann dürften wir mehr Wind bekommen, als wir zum Makrelenfang nöthig haben."

Bald wehte jedoch ein frischerer Wind, so daß wir ohne Hilfe der Ruder dahintrieben, und jetzt glitten wir schnell auf das Meer hinaus. Der Nebel verschwand allmählig und ließ uns den blauen Küstensaum und die äußersten nackten Holme erblicken; vor uns aber lag das Meer in seiner unendlichen Ausdehnung, von der Morgensonne mit einem röthlichen Schimmer übergossen. Der Landwind hatte zwar noch seine Macht, aber je höher die Sonne stieg, desto frischer wehte es vom Meere her, und der steigende Nebel legte sich wie ein Teppich über das Land; jetzt war eine steife Makrelenbrise. Wir waren bald in dem Gewimmel der Makrelen, die Schnüre wurden ausgeworfen und ein Fisch nach dem andern biß an, so daß die ganze

Schnur erzitterte; unter gewaltigem Zappeln und Zerren wurden die silberglänzenden Kinder des Meeres emporgebracht. Aber die Freude war wie gewöhnlich von nicht besonders langer Dauer. Mit zunehmendem Tage nahm auch die Brise mehr und mehr an Stärke zu; das Meer wurde unruhig, die See ging höher; zuletzt lagen die Schnüre gerade auf dem Wasser und die Steine an denselben hüpften über den Kamm der Wogen dahin, während die Sturzwellen, obgleich des Lootsen lenkende Hand sie abzuwehren suchte, sich an unserer kleinen Nußschale brachen und ihren Schaum hoch über Segel und Mast emporspritzten. Die Schnüre wurden eingezogen. Der Lootsenjunge saß in der großen Luke, schlenkerte mit den Beinen und guckte aus alter Gewohnheit bald hierhin, bald dorthin. Hin und wieder war er auch unten im Schiffsraume und blickte auf seine Uhr, die in einer großen rothangestrichenen Schiffskiste lag.

„Ja, die Kiste und die Uhr," sagte Rasmus lächelnd und nickend, „die hat er lieb, und darin thut er Recht, denn wären sie nicht gewesen, so läge er jetzt unten auf des Meeres Grunde und grübe Kies.

Ich bat um nähere Erklärung, und er erzählte: „Es war vorm Jahre im Oktober; es war ein schweres Wetter; nur mit Noth konnte ich die See halten, aber ich blieb draußen und er war mit. Endlich rief ich einen Holländer an und ging zu ihm an Bord, aber ich dachte immer an das Boot und den Jungen; meine Gedanken waren nicht, wo sie sein sollten, denn jeden Augenblick guckte ich dem Boote und dem Jungen nach, und zuletzt sah ich, wie eine Sturzwelle das Boot von hinten erfaßte, so daß es emporgehoben wurde und erst vornüber und dann unter ging — fort war es. Wir konnten nicht helfen, wenn der Schiffer auch gewollt hätte; es war zu weit entfernt. Ich betete innerlich und dachte, ich würde den Jungen nie wieder sehen. Aber der erste, dem ich bei meiner Heimkunft begegnete, das war er; er war viel früher als ich nach Hause gekommen. Er langte seine

Uhr heraus und zeigte sie mir und sagte: „Ich habe die Uhr geborgen, Vater, und sie geht noch.“ Nun Gottlob, dachte ich, daß Du gerettet bist; zu einem Boote wird es wohl wieder Rath werden, obgleich es mir dritthalbhundert Thaler gekostet hatte; und funkelnagelneue Segel hatte es gehabt. — Wie wurde er nun aber gerettet? — Ei, das ging so zu — ja ja, Du Kleiner, sagte er zu dem Jungen, der ihn anlachte und stärker mit den Beinen baumelte, wer hängen soll, ertrinkt nicht, — es kam eine Brigg, die gleich nördlich von hier zu Hause ist. Plötzlich hören sie einen Schrei; es lief Einer nach vorn, aber da war nichts los, denn sie dachten am wenigsten daran, daß es außerhalb des Schiffes sein könnte; aber mit einem Male hörten sie das Schreien abermals gerade unter dem Bug, und als der Kapitän selbst nach vorn kam und hinausblickte, da saß der Junge auf der Schiffskiste und hielt seine Uhr in der einen Hand hoch über den Wellen empor. Der Kapitän konnte dem Manne am Steuerruder gerade noch schnell ein Zeichen geben, daß sie ihn nicht übersegelten, und es gelang ihnen beizulegen, ihm ein Tau zuzuwerfen um ihn hinaufzuziehen.“

Höher am Tage legte sich der Wind etwas, und wir fingen wieder einzelne Fische unter mancherlei Erzählungen. „Ja, ja,“ sagte er und schüttelte ein wenig den Kopf, während er von Neuem seine Pfeife anzündete, „dort südwärts braut sich wieder etwas zusammen. Das Lüftchen, das wir hatten, war nur ein Morgenschluck. Ihr werdet sehen, uns wird aufgespielt, selbst der Fisch merkt etwas; er schnappt nicht mehr, und die Vögel haben Angst: — hört, wie sie zischen und schreien und unter Land zu kommen suchen. Bis Abend wird es ein richtiges Hexenwetter. Nein, seht nur den an! tummelt er sich nicht in solcher Nähe, daß ich ihn, Gott helfe mir, ohne Mühe — — —“ anspucken könnte, wollte er sagen, aber in demselben Augenblicke knallte meine Flinte, die ich auf einen Delphin, welcher sich dicht neben uns zwischen den Wellen wälzte, angelegt und

abgedrückt hatte. Er schlug so heftig mit dem Schwanze, daß Wasser und Schaum zu einem kleinen Wasserfall, so hoch wie der Mast unseres Bootes, aufgepeitscht wurden und uns alle überspritzten und durchnäßten.

„Das Trollweib wird uns hoffentlich kein Wetter senden,“ sagte ich, als ich sah, daß das Wasser von dem Blute des Delphins roth gefärbt war. Gleich darauf kam er wieder stark stöhnend empor und kehrte den Bauch in die Höhe. Flink schlug ihm Rasmus den Bootshaken in den Leib und zog ihn mit meiner Hilfe in das Boot. Er war sehr vergnügt über den Thran, den er sich davon versprach, drehte das schwere Thier von einer Seite auf die andere, hätschelte es wie ein Wickelkind und versicherte, es wäre ein feister Wassertroll, der zu Stiefelschmiere und Lampenöl willkommen wäre.

Bei diesem Gerede von Trollen und Unwetter hervorrufenden Trollweibern fiel mir eine sonderbare Trollweibergeschichte ein, die ich von Rasmus in meiner Kindheit gehört zu haben glaubte, aber in so dunklen Zügen, daß ich nicht einmal wußte, ob ich sie gehört oder geträumt hatte. Ich fragte Rasmus, ob er mir nicht eine solche Geschichte von drei Trollweibern erzählt hätte.

„Ach die!“ erwiderte er und lachte; „die ist von der Art, die man heutigen Tages Schifferlügen nennt, aber in alten Zeiten glaubte man daran wie an das Vaterunser. Mein alter Großvater erzählte sie mir, als ich noch ein kleiner Junge war, aber ob der Kajütenjunge darin sein Groß- oder Urgroßvater war, dessen kann ich mich nicht entsinnen. Genug es ging so zu:

„Er war den ganzen Sommer mit einem Schiffer als Leichtmatrose gefahren, aber als die Herbstreise angetreten werden sollte, befiel ihn eine Unruhe und er wollte nicht mit. Der Schiffer hatte Gefallen an ihm, denn obwohl er noch nicht ganz erwachsen war, verstand er Alles an Bord gar wohl; er war ein großer und starker Bursch und scheute sich nicht, tüchtig anzufassen, wo es galt; er that fast vollen

Matrosendienst, und lustig war er immer, so daß er Leben unter die anderen brachte; deshalb wollte ihn der Schiffer nicht gern missen. Aber der Bursch hatte gar keine Lust, die Herbstzeit hindurch auf dem Meere zu schwimmen; jedoch wollte er an Bord bleiben, bis das Schiff beladen und segelklar wäre. Eines Sonntags, als die Bemannung an das Land durfte und der Schiffer oben bei einem Waldbauer war, um Brennholz und Bretterabfälle als Verdecklast zu kaufen — er wollte wohl auf eigene Faust ein Geschäft machen — sollte der Bursch das Schiff bewachen. Aber ich darf nicht unerwähnt lassen, dieser Bursch war an einem Sonntag geboren und hatte ein vierblättriges Kleeblatt gefunden; deshalb war er ein Geisterseher und konnte die Unsichtbaren sehen, aber diese konnten ihn nicht sehen."



„Ja, ja, es wird garstiges Wetter" unterbrach der Erzähler sich selbst, indem er sich emporrichtete und die Hand über die Augen hielt, um ungehindert von dem Sonnenscheine, der jetzt auf die langen glänzenden Wogen fiel, nach Süden blicken zu können. „Seht, wie es im Anzuge ist; es kommt mit Donner und Blitz. Am besten ist's,

bei Zeiten zu wenden; jetzt haben wir wieder nicht ein Lüftchen. Wir liegen hier so gut wie still und treiben mit den Wogen wie ein Heusack; aber reffen müssen wir, ehe es uns erwischt. Komm, Jon!"

Während des Einreffens nahm ich das Ruder und schaute nach dem Wetter aus. Es war hell und fast still; der Wind hatte sich gelegt, aber unser Boot stampfte auf der hohlen See. Fern im Süden stand über dem Meere eine scharf abgeschnittene dunkle Wolkenschicht; erst hatten wir sie wie einen schmalen Saum gesehen, der mit Himmel und Meer verschmolz, aber allmählig erhob sie sich wie eine Wand oder ein Vorhang, welcher bald eine Borte aus schweren, strohgelben, gewundenen und zusammengeballten Gewitterwolken zeigte. In einzelnen Augenblicken wurde der Wolkenvorhang heller oder durchsichtiger; es sah aus, als ginge man mit Licht hinter ihm umher. Ein Blitz war nicht sichtbar, aber wir hörten ein fernes schwaches Rollen, von welchem ich anfangs glaubte, es rühre von den Wellen her.

„Nun," sagte Rasmus, als er seine Pfeife angezündet und das Steuerruder wieder ergriffen hatte, „der Bursch war also ein Geisterseher, und wie er so vorn in dem Matrosenraume sitzt, hört er inwendig im Schiffsraume schwatzen. Er guckt durch eine Ritze, und da sieht er, daß drei kohlschwarze Raben drinnen auf dem Zwischendecksbalken sitzen, und die schwatzten von ihren Männern. Alle waren sie ihrer überdrüssig, und sie wollten ihnen das Leben nehmen. Es war leicht einzusehen, daß es Hexen waren, die sich verwandelt hatten.

„Ist es aber auch sicher, daß uns hier Niemand hört?" fragte der eine von diesen Raben. Der Bursch konnte an der Sprache hören, daß es die Frau des Schiffers war.

„Nein, Du siehst es ja," sagten die beiden andern, welche die Frauen des ersten und zweiten Steuermanns waren; „wir sind hier mutterseelen allein."

„Nun, so will ich Euch denn sagen, ich weiß einen guten Rath, sie los zu werden," begann die Schiffersfrau von Neuem und hüpfte näher zu den beiden anderen hin; „wir wollen uns in drei Sturzwellen verwandeln und sie über Bord spülen und das Schiff mit Mann und Maus versenken."

Den Anderen gefiel der Rath: sie saßen lange und schwatzten von dem Tage und dem Fahrwasser. „Aber es hört uns doch wohl Niemand?" fragte die Schiffersfrau abermals.

„Du weißt es ja," erwiderten die beiden Anderen.

„Es giebt nämlich ein Mittel dagegen, und würde das angewendet, käme es uns theuer zu stehen; es würde uns nicht weniger als Leib und Leben kosten."

„Was ist das für ein Mittel, Schwester?" fragte die eine Steuermannsfrau.

„Seid Ihr aber auch sicher, daß uns Niemand hört? Mir kam es so vor, als rauchte es im Matrosenraume."

„Du weißt ja, wir haben in jeden Winkel geguckt. Sie haben vergessen, das Feuer in der Kabüse auszumachen; deshalb raucht es," sagten die Steuermannsfrauen. „Sage es nur."

„Wenn sie drei Klafter Birkenholz kaufen," sagte das Trollweib, „aber sie müssen voll gemessen und vom Preise darf nichts abgehandelt sein — und werfen, wenn die erste Welle kommt, die eine Klafter Scheit um Scheit, und wenn die zweite kommt, die andere Klafter Scheit um Scheit, und wenn die dritte kommt, die dritte Klafter Scheit um Scheit hinaus, so ist es aus mit uns."

„Ja, das ist wahr, Schwester, dann ist es aus mit uns! dann ist es aus mit uns!" sagten die Steuermannsfrauen; „aber Niemand weiß es ja," riefen sie und lachten laut, und darauf flogen sie durch die große Luke und schrieen und krächzten wie drei Raben.

Als die Abfahrtsstunde kam, wollte der Bursche bei Leibe nicht mit; was ihm der Schiffer auch sagte und versprach, es half alles nichts; er



wollte durchaus nicht mit. Zuletzt fragten sie, ob er sich fürchtete, weil der Herbst nahte, und lieber am Ofen hinter Mutters Schürze sitzen wollte. Nein, sagte der Bursch, fürchten thäte er sich nicht, und sie hätten an ihm gewiß nie solche Landrattenart wahrgenommen; das würde er ihnen auch beweisen, denn jetzt wollte er mitfahren, aber eines wollte er sich ausbedingen, daß nämlich drei gutgemessene Klafter Birkenholz gekauft würden, und daß er an einem gewissen bestimmten Tage das Kommando führen dürfte, als wäre er der Schiffer selbst. Der Schiffer fragte, was das für Narrenpossen wären, und ob er schon gehört, daß man einem Leichtmatrosen je die Führung eines Schiffes anvertraut hätte. Aber der Bursch erwiderte, das wäre ihm einerlei; wenn sie nicht drei Klafter Birkenholz kaufen und ihm einen einzigen Tag gehorchen wollten, als wäre er der Kapitän — den Tag sollte der Schiffer wie die Bemannung unterwegs erfahren — dann setzte er seinen Fuß nicht mehr an Bord des Schiffes; noch weniger sollten seine Fäuste dort nach Pech und Theer riechen. Der Schiffer meinte, das wäre sonderbar und er wäre ein seltsamer Bursch, aber er gab zuletzt nach, weil er ihn jetzt durchaus mit haben wollte, und er dachte wohl auch, er würde ihm schon den Standpunkt klar machen, wenn sie erst auf die See kämen. Der Steuermann, ei, der meinte dasselbe. „Laßt ihn nur das Kommando führen! Geht es zu weit leewärts, wollen wir ihm schon eine Handreichung angedeihen lassen,“ sagte er. Nun, das Birkenholz wurde gekauft, wohlgemessen und ohne Feilschen, und sie segelten ab.

Als der Tag kam, wo der Leichtmatrose Schiffer sein sollte, war es ruhiges, schönes Wetter; aber er setzte alle Mann in Bewegung, die Segel zu reffen und einzuziehen, daß sie unter ganz wenig Leinwand fuhren. Und das geschah gerade früh, als die Hundswache vorbei war, und die Tagwache ausgestellt werden sollte. Der Schiffer und die Bemannung lachten und sagten: „Jetzt können wir merken, wer das Kommando hat; sollen wir nicht auch die letzten Reste von Leinwand einziehen?“

„Noch nicht," versetzte der Leichtmatrose, „aber in einer kleinen Weile."

Plötzlich erfaßte sie eine so heftige Böe, daß sie glaubten, kentern zu müssen, und wären die Segel nicht gerefft und eingezogen gewesen, so wären sie ohne Gnade untergegangen, als sich die erste Sturzwelle über das Schiff stürzte. Der Bursch ertheilte ihnen jetzt den Befehl, die erste Klafter Birkenholz hinauszuwerfen, aber Scheit um Scheit, niemals zwei auf einmal, die anderen beiden Klaftern dürften sie nicht berühren. Jetzt gehorchten sie flink seinem Befehle und lachten ihn nicht mehr aus, sondern warfen das Birkenholz Scheit um Scheit heraus. Als das letzte hinausflog, hörten sie ein Stöhnen, wie es Jemand ausstößt, der mit dem Tode ringt, und in demselben Augenblicke war die Böe vorbei.

„Gott sei Lob!" sagten die Schiffsleute. — „Das sage ich und das will ich auch der Rhederei gegenüber behaupten, daß Du Schiff und Ladung gerettet hast," sagte der Schiffer.

„Ja, das ist ganz gut, aber wir sind noch nicht am Ende," versetzte der Bursch, „es kommt bald noch schlimmer," und befahl ihnen jeden Lappen von Segel einzuziehen. Die zweite Böe brauste noch gewaltiger als die erste heran, und wurde so heftig und gewaltig, daß die ganze Bemannung in Angst gerieth. Als es am gewaltigsten war, befahl der Bursch die zweite Klafter Holz über Bord zu werfen, und sie thaten es; sie warfen Scheit um Scheit hinaus und hüteten sich, eins von der dritten Klafter zu nehmen. Als das letzte Scheit hinausflog, hörten sie wieder ein tiefes Stöhnen, und dann legte sich der Sturm. „Jetzt bekommen wir noch ein Unwetter, und das wird das schlimmste," sagte der Bursch und kommandirte jeden Mann auf seinen Posten, und das Schiff zeigte nur das nackte Takelwerk. Die letzte Böe war ärger als die beiden vorangehenden: das Schiff legte sich so auf die Seite, daß sie glaubten, es würde sich nicht wieder aufrichten, und die Sturzwellen

stürzten über Verdeck und Schanze. Jetzt befahl der Bursch, die letzte Klafter hinauszuwerfen, Scheit um Scheit und ja nicht zwei



auf einmal. Als das letzte Scheit hinausflog, hörten sie ein tiefes Stöhnen, wie es Jemand ausstößt, der einen schweren Todeskampf

besteht, und als der Sturm sich legte, war die See mit Blut gefärbt, so weit sie sehen konnten. —

Als sie an ihrem Bestimmungsorte angekommen waren, sagten der Schiffer und der Steuermann, sie wollten an ihre Frauen schreiben. „Das könnt Ihr nur bleiben lassen," sagte der Bursch, „denn Ihr habt keine Frauen mehr."

„Was ist das für ein Geschwätz, Du Range! haben wir keine Weiber?" fragte der Schiffer. — „Hast Du ihnen vielleicht den Garaus gemacht?" setzte der Steuermann hinzu. —

„Ach nein, wir sind sämmtlich gleich schuld daran," erwiderte der Bursch, und nun erzählte er, was er an jenem Sonntag, wo er die Wache auf dem Schiffe hatte und die Bemannung an Land gegangen war und der Schiffer bei dem Waldbauern seine Ladung auf eigene Rechnung kaufte, gehört und gesehen hatte. —

Als sie nach Hause kamen, erfuhren sie, daß ihre Frauen am Tage vor dem Unwetter verschwunden waren, und daß seitdem Niemand etwas von ihnen gehört und gesehen hatte.

Unter diesen und anderen Erzählungen, die Rasmus zum Besten gab, rückte der Abend heran. Das Unwetter näherte sich und stieg wie ein dunkler Vorhang immer höher am Himmel empor; die Blitze zuckten bald feuerig nach dem Meere hinab, bald schlängelten sie sich wie horizontale Schlangen und bildeten um den reichen Faltenwurf des Wolkenvorhanges Flammenfransen; bald machten sie das Ganze durchsichtig wie Flor und Musselin. Noch war das Unwetter fern; die Donnerschläge waren schwach, und die Wellen waren, so weit wir das Meer überschauen konnten, nur lang und hell, aber die Oberfläche war wie von Blut und Wein gefärbt, denn die Sonne ging in rothen Sturmwolken unter, deren Farben der Meeresspiegel auffing. Jedoch es war augenscheinlich, daß wir dem Unwetter nicht entgehen würden; die Wellen wurden höher, die Strömung trieb uns gegen das Land, und nur ab und zu füllte ein Windhauch unser Segel. Bei dem

letzten Tageslichte sahen wir fern am Himmelsrande einen schwarzen Streifen; als er näher kam, ging ihm ein weißer Rand von gepeitschtem Schaume voran, und der Sturm und die Nacht waren über uns. Wie ein Pfeil schoß das Boot vorwärts und es dauerte nicht lange, so erreichten wir die äußersten Scheren, wo die Seevögel, von den häufigen Blitzstrahlen und Donnerschlägen aufgeschreckt, zischten und schrieen und in großer Menge wie weiße Wolken umherflatterten. Aber ihr Geschrei tönte durch die Brandung heiser und schwach hindurch. Die Holme und Scheren schwächten zwar den heftigen Wellenschlag ein wenig, aber weiter nach dem Lande zu, wo das Meer ungetheilt war, nahm er wieder zu, und bei den Blitzstrahlen sahen wir längs der ganzen Küste schäumende Brandungen, deren Getöse donnernd in unsere Ohren klang. Rasmus hielt scharfen Ausguck in dieser Finsterniß, die mir undurchdringlich schien; ich konnte nichts als das breite weiße Schaumband unterscheiden, dem wir uns mit drohender Schnelligkeit näherten. Endlich entdeckte ich einen kleinen dunkeln Punkt, auf den wir lossteuerten, und in wenigen Minuten fuhren wir zwischen starken Brandungen in den schmalen Sund unterhalb Ullerhoved hinein, und gelangten glücklich in den sichern Hafen, wo Landzungen und hohe Klippen Schutz gegen Wind und Wellen verhießen.“ — —

Peik.*)

s war einmal ein Mann und eine Frau; sie hatten einen Sohn und eine Tochter, die waren Zwillinge, und einander so ähnlich, daß sie nur durch die Kleidung unterschieden werden konnten. Der Bursch hieß Peik. So lange seine Eltern lebten, war er wenig nutz, denn er hatte für nichts Anderes Sinn als Leute zum Narren zu haben, und er war so voller Possen und Schelmenstreiche, daß er Niemanden in Frieden lassen konnte; als sie aber todt waren, wurde es schlimmer und schlimmer, er wollte durchaus nicht arbeiten; er vergeudete nur, was sie hinterlassen hatten, und entzweiete sich mit allen Menschen. Die Schwester quälte sich ab und scharrte zusammen, so viel sie vermochte, aber es wollte nicht ausreichen, und deshalb redete sie ihm zu, wie thöricht es wäre, daß er nichts thun wollte und fragte:

„Wovon sollen wir leben, wenn Du alles durchgebracht hast?"

„Dann will ich ausziehen und Einen anführen," sagte Peik.

„Ja, dazu kommst Du zeitig genug, Peik," versetzte die Schwester.

„Wir wollen sehen," sagte Peik.

*) Schalk, Schelm.

Als Alles durchgebracht war, machte sich Peik gemächlich auf und ging und ging, bis er zur Königsburg kam. Da stand der König auf dem Söller, und als er den Burschen gewahrte, sagte er:

„Wo willst Du heute hin, Peik?“

„Ei, ich wollte nur sehen, ob ich Einen anführen könnte,“ sagte Peik.

„Kannst Du mich denn nicht anführen?“ fragte der König.

„Nein, das kann ich nicht gut, denn ich vergaß meine Schelmenstreiche zu Hause,“ entgegnete Peik.

„Kannst Du nicht gehen und sie holen,“ fragte der König, „ich hätte Lust zu sehen, ob Du so ein Spaßvogel bist, wie die Leute sagen,“ setzte er hinzu.

„Ich tauge nicht zum Gehen,“ erwiderte Peik.

„Ich will Dir Pferd und Sattel leihen,“ sagte der König.

„Ich tauge auch nicht zum Reiten,“ versetzte Peik.

„Wir wollen Dich hinaufheben,“ sagte der König, „dann wirst Du wohl darauf hängen bleiben.“

Ei nun, Peik der juckte und kratzte sich im Kopfe, als wollte er sich den Schopf ausreißen, und ließ sich dann hinaufheben; da saß er und schwankte hin und her, so lange der König ihn sehen konnte, und der König lachte, daß ihm die Augen thränten, denn solch einen Reiter zu Pferde hatte er noch nie gesehen. Aber als Peik in den Wald hinter den Hügel gekommen war, so daß der König ihn nicht mehr sehen konnte, saß er wie angenagelt und ritt vorwärts, als hätte er Gaul und Halfter gestohlen, und als er zur Stadt kam, verkaufte er Pferd und Sattel.

Der König ging inzwischen umher und wartete und wartete, daß Peik mit seinen Schelmenstreichen wieder angeschwankt kommen sollte, und lachte bisweilen, wenn er daran dachte, wie jämmerlich er aussah, als er auf dem Pferde saß und hin und her schwankte wie ein Heusack, der nicht wußte, nach welcher Seite er fallen sollte, aber es dauerte gar lange und kein Peik kam; da merkte der König endlich, daß er ange-

führt und um Pferd und Sattel geprellt war, obwohl Peik seine Schelmenstreiche nicht bei sich hatte, — und nun ging es aus einer andern Tonart, denn alsbald ward der König zornig und wollte hin und Peik tödten.

Aber Peik hatte den Tag erfahren, da er kommen wollte, und sagte zu seiner Schwester, sie solle den irdenen Topf mit einem Tropfen Wasser aufs Feuer setzen. In demselben Augenblicke als der König kam, riß Peik den Topf vom Feuer und setzte ihn auf den Hackeklotz und kochte Brei auf dem Klotze.

Der König wunderte sich darüber und wunderte sich dermaßen, daß er ganz vergaß, weshalb er gekommen war.

„Was willst Du für den Topf haben?" fragte er.

„Ich kann ihn nicht entbehren," sagte Peik.

„Weshalb kannst Du es nicht?" fragte der König, „ich will Dir geben, was Recht ist," sagte er.

„Ei, er spart mir Mühe und Geld, Holzkauf und Hauerlohn, Anfuhr und Aufladen," versetzte Peik.

„Das ist einerlei, ich gebe Dir hundert Thaler," sagte der König; „Du hast mich schon um Pferd und Sattel und Zaum geprellt; aber das soll mit dreingehen, wenn ich den Topf bekomme," sagte er.

„Nun dann sollte er ihn haben," sagte Peik.

Als der König heim kam, veranstaltete er ein Gastmahl, das Essen aber sollte in dem neuen Topfe gekocht werden, den nahm er und setzte ihn mitten auf den Fußboden. Die Gäste dachten, es wäre mit dem König nicht richtig und gingen umher und stießen sich an und lachten ihn aus, und er ging um den Topf herum und sagte in einem fort: „Ja, ja, wartet nur ein wenig, ja, ja, wartet nur ein wenig, jetzt kocht er bald," aber aus dem Kochen wurde nichts. Da merkte er, daß Peik ihm wieder einen neuen Schelmenstreich gespielt und ihn abermals geprellt hatte, und nun wollte er hin und ihn tödten.

Als der König kam, stand Peik draußen vor der Scheune.

„Wollte er nicht kochen?“ fragte er.

„Nein,“ sagte der König, „er wollte nicht; aber jetzt sollst Du es mir entgelten,“ sagte er und griff nach dem Messer.

„Das will ich Dir gerne glauben,“ versetzte Peik, „denn Du nahmst den Hackeklotz nicht mit.“

„Das ist doch nicht wieder eine Lüge?“ fragte der König.

„Der Hackeklotz macht's, auf dem der Topf steht; ohne ihn kocht er nicht,“ sagte Peik.

Was er denn für ihn haben wollte? — Dreihundert Thaler wäre er wohl werth; aber ihm zu Liebe wollte er mit zweihundert zufrieden sein, sagte Peik. Nun erhielt der König den Hackeklotz und zog damit ab; er veranstaltete abermals ein Gastmahl und setzte den Topf auf den Hackeklotz mitten in der Stube. Die Gäste hielten ihn für einen Narren und Dummkopf und gingen umher und machten sich über ihn nur lustig, und er schnatterte um den Topf herum und sagte: „Wartet nur ein wenig, jetzt kocht er, jetzt kocht er bald,“ aber es wurde auf dem Hackeklotze ebensowenig daraus als auf dem Fußboden. Da merkte er, daß Peik auch diesmal einen neuen Schelmenstreich ausgeführt hatte. Er kratzte sich im Kopf und wollte wieder hin und ihn tödten, und jetzt wollte er ihn nicht schonen und nicht auf sein Gerede hören.

Aber Peik hatte sich wieder vorbereitet, ihn zu empfangen. Er schlachtete einen Widder und goß das Blut in die Blase und das Bauchfell des Thieres und verbarg es am Busen seiner Schwester und sagte ihr, was sie sagen sollte.

„Wo ist Peik?“ schrie der König; mit vor Zorn bebender Stimme.

„Er ist so schwach, daß er sich nicht zu rühren vermag,“ sagte sie, „und deshalb wollte er sehen, ob er nicht schlafen könnte.“

„Du mußt ihn wecken,“ sagte der König.

Nein, das wagte sie nicht, denn er wäre so jähzornig.

„Ei, ich bin noch jähzorniger," sagte der König, „und weckst Du ihn nicht, so will ich" — — sagte er und griff nach der Seite, wo er das Messer hatte. Nun mußte sie hin und ihn wecken; aber Peik drehte sich ungestüm im Bette um, zog ein kleines Messer hervor und stach in die Blase und das Widderfell, so daß das Blut aus ihrem Busen spritzte und sie auf den Boden fiel, als wäre sie todt.

„Was für ein Teufel bist Du doch, Peik," sagte der König; „jetzt hast Du ja Deine eigene Schwester todt gestochen, und noch dazu, wenn Dein König dabei steht und es mit ansieht," sagte er.

„Bei mir hat es mit der Leiche keine Gefahr, so lange noch Odem in der Nase ist," sagte Peik und langte ein Bockshorn hervor und begann darauf zu tuten, und nachdem er ein Brautlied getutet hatte, setzte er es ihr an den Mund und blies ihr wieder Leben ein, so daß sie aufstand, als ob ihr gar nichts fehlte.

„Behüte uns Gott vor Dir, Peik! Kannst Du Leute tödten und ihnen dann auch wieder Leben einblasen?" sagte der König.

„Ja, was bleibt mir sonst übrig?" versetzte Peik; „ich kann leicht alle tödten, mit denen ich aneinander gerathe, denn siehst Du, ich bin so jähzornig," sagte er.

„Ja, ich bin auch jähzornig," sagte der König, „und das Horn muß ich haben; ich will Dir hundert Thaler dafür geben, und dann will ich Dir auch gleich mit verzeihen, daß Du mich um das Pferd prelltest und mit dem Topfe und dem Hackeklotz betrogest und alles Uebrige dazu."

Peik konnte das Horn nicht gut entbehren, aber ihm zu Liebe wollte er es hergeben, und nun kriegte es der König und zog so schnell als möglich heim. Kaum war er nach Hause gekommen, so mußte er es probiren, er fing an mit der Königin und seiner ältesten Tochter zu zanken und zu streiten, und sie zankten wieder und widersprachen ihm; aber ehe sie es ahnten, zog er das Messer heraus und stach sie todt, so daß sie mausetodt umfielen und die Andern aus dem Zimmer liefen, so angst wurde ihnen.

Der König ging eine Weile auf und ab und schwatzte, es wäre mit den Leichen nicht gefährlich, so lange noch Odem darin wäre, und Aehnliches, was Peik ihm vorgelogen hatte, und dann langte er das Horn hervor und begann zu tuten und zu blasen; aber obwohl er diesen und den nächsten Tag aus Leibeskräften blies, so konnte er ihnen doch kein Leben einblasen; sie waren todt und blieben todt, die Königin wie die Tochter, und er mußte sie ins Grab legen und noch obendrein einen Leichenschmaus geben.

Nun wollte er wieder zu Peik und ihn um das Leben bringen, aber Peik hatte ausgekundschaft, daß der König kommen wolle, und sagte deshalb zu seiner Schwester:

„Jetzt mußt Du die Kleider mit mir wechseln und fortgehen, dann sollst Du auch alles bekommen, was wir haben.“

Sie wechselte also die Kleider mit ihm und packte zusammen und zog ab, so schnell sie konnte, und Peik saß in den Kleidern der Schwester wieder allein da.

„Wo ist Peik?“ fragte der König, als er furchtbar heftig und böse zur Thür hereintrat.

„Er ist verreist,“ sagte er, der in den Kleider der Schwester da saß.

„Wäre er zu Hause gewesen, dann hätte ich ihn getödtet,“ sagte der König; „solch ein Schelm verdient nicht, daß man seines Lebens schont.“

„Er hatte erfahren, der König wolle kommen und ihn wegen der Schelmenstreiche, die er begangen hatte, umbringen, aber mich ließ er hier ohne Essen und Geld zurück,“ sagte Peik und machte sich so hübsch und fein wie eine Dirne.

„Begleite mich nach der Königsburg, da sollst Du genug zu leben bekommen; — es lohnt nicht, hier in Deiner Hütte allein zu sitzen und zu hungern,“ sagte der König.

Dazu war er gern bereit, und so nahm der König ihn mit und ließ ihn Alles lehren und hielt ihn wie seine eigene Tochter, und es war fast, als hätte der König wieder drei Töchter, denn Peik säumte

und nähte und lärmte und spielte mit ihnen, und war mit ihnen früh und spät zusammen.

Nach einiger Zeit kam ein Königssohn auf die Brautschau dahin.

„Ja, ich habe drei Töchter," sagte der König, „es steht bei Dir, welche von ihnen Du haben willst."

Der Königssohn erhielt Erlaubniß, in das Frauengemach hinaufzugehen und mit ihnen zu plaudern und sich bekannt zu machen; da gefiel ihm Peik am besten, er warf ihm ein seidenes Tuch in den Schooß, dann fingen sie an die Hochzeit auszurichten, und nach einer Weile kamen seine Verwandten und des Königs Leute und begannen zu schmausen und zu zechen. Als jedoch der Abend des Hochzeitstages nahete, wagte Peik nicht länger zu bleiben und floh aus der Königsburg in die Wildniß, so daß die Braut nicht zu finden war; aber noch schlimmer war, daß beiden Königstöchtern unwohl wurde, und mit einem Male zwei junge Prinzlein zur Welt kamen, so daß die Leute mitten aus dem besten Tanz und Spiel des Hochzeitsfestes nach Hause gehen mußten.

Der König wurde zornig und traurig, und konnte es nicht begreifen wie dieses zusammenhing.

Da setzte er sich auf sein Pferd und ritt aus, denn zu Hause fühlte er sich gar zu unbehaglich; als er aber auf das Land hinaus kam, saß Peik auf einem Steine und spielte auf einer Maultrommel.

„Sitzest Du hier, Peik?" sagte der König.

„Ei gewiß sitze ich hier, wo sollte ich denn sonst sitzen?" versetzte Peik.

„Du hast mich ein Mal nach dem andern gröblich betrogen," sagte der König; „nun komm mit nach Hause, jetzt will ich Dich tödten."

„Ja, wenn es nicht anders sein kann, so werde ich wohl mitkommen müssen," sagte Peik.

Als sie zur Königsburg zurückkamen, machten sie eine Tonne zurecht, in die sollte Peik gesteckt werden, und als sie fertig war,

fuhren sie ihn darin auf einen hohen Felsen; da sollte er drei Tage liegen und darüber nachdenken, was er gethan hatte, ehe sie ihn von oben in den Fjord hinabwälzten.

Am dritten Tage kam ein reicher Mann daher, und Peik saß in der Tonne und sang: „Zum Himmelreich und Paradies, zum Himmelreich und Paradies soll ich von dannen fahren, doch will ich nicht, doch will ich nicht schon zu den Engelscharen."



Als der Mann das hörte, fragte er, was er ihm geben sollte, um an seine Stelle zu kommen.

Es würde wohl viel werden, meinte Peik, denn es gebe nicht alle Tage Gelegenheit, in das Himmelreich zu fahren.

Der Mann erbot sich ihm Alles zu geben, was er besaß, und dann schlug er den Boden aus und kroch an Peik's Stelle in die Tonne hinein.

Bald nachher kam der König herbei und gab Befehl die Tonne vom Felsen hinabzustoßen.

„Glückliche Reise," sagte er, denn er meinte nicht anders, als Peik wäre darin; „jetzt fährst Du schneller in das Wasser hinab, als mit einem Rennthiergespann und jetzt ist es mit Dir und Deinen Schelmenstreichen aus," sagte er.

Ehe die Tonne den halben Felsen hinabgerollt, war sie und der, welcher darin war, kurz und klein zerschellt und zerrissen. Aber als der König zur Königsburg zurückkam, war Peik schon vor ihm da und saß vor der Thüre und spielte auf der Maultrommel.

„Sitzest Du hier, Peik?" fragte der König.

„Ei gewiß sitze ich hier, wo sollte ich denn sonst sitzen?" sagte Peik. „Ich kann hier doch wohl Unterkommen für alle meine Pferde und mein Vieh und mein Geld bekommen?"

„Wo wälzte ich Dich denn hin, daß Du all den Reichthum bekamst?" fragte der König.

„Ei, Du wälztest mich in den Fjord," sagte Peik, „und als ich auf den Grund kam, gab es da genug zu nehmen: Pferde und Vieh, Gold und Gut; sie gingen in Heerden und lagen in Haufen, Häuser hoch," sagte er.

„Was willst Du haben, wenn Du mich denselben Weg hinabwälzest?" fragte der König.

„Ei, das wird keine Kosten machen," sagte Peik; „Du nahmst nichts von mir, so will ich auch von Dir nichts nehmen."

Nun stopfte er den König in eine Tonne und rollte ihn hinab, und als er ihn vom Felsen frei hinabbefördert hatte, ging er wieder nach der Königsburg. Da machte er mit der jüngsten Königstochter Hochzeit. Seitdem regierte er Land und Leute, aber von seinen Schelmenstreichen merkte Niemand mehr Etwas, so daß man nicht mehr von dem Burschen Peik, sondern nur von dem Könige reden hörte.



Dumme Männer und böse Weiber.

Es waren einmal zwei Weiber, die zankten sich, wie Weiber bisweilen thun, und da sie sich über nichts Anderes zu zanken hatten, so fingen sie an sich darüber zu streiten, wer von ihnen den dümmsten Mann hätte. Je länger sie stritten, desto böser wurden sie; zuletzt wären sie einander beinahe noch in die Haare gerathen, denn man weiß ja wohl, Streit ist leichter anzufangen als zu beendigen, und es ist schlimm, wenn der Verstand fehlt. Die Eine sagte es gäbe nichts, was sie ihrem Manne nicht weis machen könnte, denn er wäre so

und nähte und lärmte und spielte mit ihnen, und war mit ihnen früh und spät zusammen.

Nach einiger Zeit kam ein Königssohn auf die Brautschau dahin.

„Ja, ich habe drei Töchter," sagte der König, „es steht bei Dir, welche von ihnen Du haben willst."

Der Königssohn erhielt Erlaubniß, in das Frauengemach hinaufzugehen und mit ihnen zu plaudern und sich bekannt zu machen; da gefiel ihm Peik am besten, er warf ihm ein seidenes Tuch in den Schooß, dann fingen sie an die Hochzeit auszurichten, und nach einer Weile kamen seine Verwandten und des Königs Leute und begannen zu schmausen und zu zechen. Als jedoch der Abend des Hochzeitstages nahete, wagte Peik nicht länger zu bleiben und floh aus der Königsburg in die Wildniß, so daß die Braut nicht zu finden war; aber noch schlimmer war, daß beiden Königstöchtern unwohl wurde, und mit einem Male zwei junge Prinzlein zur Welt kamen, so daß die Leute mitten aus dem besten Tanz und Spiel des Hochzeitsfestes nach Hause gehen mußten.

Der König wurde zornig und traurig, und konnte es nicht begreifen wie dieses zusammenhing.

Da setzte er sich auf sein Pferd und ritt aus, denn zu Hause fühlte er sich gar zu unbehaglich; als er aber auf das Land hinaus kam, saß Peik auf einem Steine und spielte auf einer Maultrommel.

„Sitzest Du hier, Peik?" sagte der König.

„Ei gewiß sitze ich hier, wo sollte ich denn sonst sitzen?" versetzte Peik.

„Du hast mich ein Mal nach dem andern gröblich betrogen," sagte der König; „nun komm mit nach Hause, jetzt will ich Dich tödten."

„Ja, wenn es nicht anders sein kann, so werde ich wohl mitkommen müssen," sagte Peik.

Als sie zur Königsburg zurückkamen, machten sie eine Tonne zurecht, in die sollte Peik gesteckt werden, und als sie fertig war,

fuhren sie ihn darin auf einen hohen Felsen; da sollte er drei Tage liegen und darüber nachdenken, was er gethan hatte, ehe sie ihn von oben in den Fjord hinabwälzten.

Am dritten Tage kam ein reicher Mann daher, und Peik saß in der Tonne und sang: „Zum Himmelreich und Paradies, zum Himmelreich und Paradies soll ich von dannen fahren, doch will ich nicht, doch will ich nicht schon zu den Engelscharen.“



Als der Mann das hörte, fragte er, was er ihm geben sollte, um an seine Stelle zu kommen.

Es würde wohl viel werden, meinte Peik, denn es gebe nicht alle Tage Gelegenheit, in das Himmelreich zu fahren.

Der Mann erbot sich ihm Alles zu geben, was er besaß, und dann schlug er den Boden aus und kroch an Peik's Stelle in die Tonne hinein.

12*



Der Pfarrer und der Küster.

Es war einmal ein Pfarrer, der war solch eine Kratzbürste, daß er schon von weitem rief, sobald er sah, daß ihm Jemand auf der Landstraße entgegengefahren kam: „Aus dem Wege, aus dem Wege, hier kommt der Pfarrer selbst!“ Einmal, als er fuhr und sich wieder so anstellte, kam ihm der König entgegen. „Aus dem Wege, aus dem Wege,“ schrie er schon von weitem. Aber der König fuhr ruhig vorwärts, so daß diesmal der Pfarrer mit seinem Pferde ausweichen mußte, und als der König an ihn herangekommen war, sagte er: „Morgen wirst Du Dich bei mir auf dem Schlosse einfinden, und kannst Du nicht drei Fragen beantworten, die ich Dir vorlegen will, so sollst Du um Deines Hochmuths willen Priesterrock und Kragen verlieren.“

Das klang anders, als der Pfarrer zu hören gewohnt war. Schreien und rufen und sich fürchterlich wichtig machen, das konnte er; aber Fragen beantworten war nicht seine Sache. Deshalb ging er zum Küster, der in dem Rufe stand, daß er dem Priesterrocke mehr

Ehre machen würde als der Pfarrer selbst. Zu ihm sagte er, er hätte kein Verlangen hinzugehen, „denn ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können,“ sagte er, und dann überredete er den Küster, an seiner Stelle hinzufahren.



Der Küster ging also hin in das Schloß mit des Pfarrers Rock und Kragen. Da empfing ihn der König draußen auf dem Altane, mit Krone und Scepter, und war so prächtig angethan, daß seine Schmucksachen leuchteten und funkelten.

„Nun, bist Du da?“ sagte der König.

Ei ja, er war da, das war ganz sicher.

„Sage mir nun zuerst,“ sagte der König, „wie weit ist es von Osten nach Westen?“

„Das, das ist eine Tagesreise,“ entgegnete der Küster.

„Wie so?“ fragte der König.

„Ei nun, die Sonne geht im Osten auf und im Westen unter, und das thut sie gemächlich in einem Tage,“ sagte der Küster.

„Ja, ja,“ sagte der König. Aber nun sage mir, wie viel ich nach Deiner Meinung werth bin, so wie Du mich hier siehst?“

„Nun, Christus wurde auf dreißig Silberlinge geschätzt, also darf ich Dich nicht wohl höher als auf neunundzwanzig veranschlagen,“ sagte der Küster.

„Nun, nun!“ sagte der König. „Da Du so klug in allen Dingen bist, so sage mir, was ich jetzt denke?“

„Ei, Du denkst wohl, es sei der Pfarrer, der vor Dir steht, aber Schande über mich, wenn Du Dich nicht irrst, denn es ist der Küster,“ sagte er.

„Nun so mache, daß Du heimkommst und sei Du Pfarrer und laß ihn Küster werden,“ sagte der König und so geschah es.

— —



Der Bergtroll und Johannes Blessom.

Ueber dem Pfarrhause zu Vaage erhebt sich ein fichtengekrönter Bergrücken oder ein kleiner Berg mit Klüften und steilen Wänden. Es ist der Jutulsberg, dem Storm ein Lied gewidmet hat. Durch ein Naturspiel zeigt sich in einer seiner glatten Wände ein Thor. Steht man auf der Brücke über die wilde Finna oder jenseits auf den Wiesen, und sieht dieses Thor über den schwebenden Guirlanden und dem üppigen Laubwerk der Hängebirke und nimmt die Einbildungskraft ein wenig zu Hilfe, so gestaltet es sich zu einem Doppelthore, das oben in einen gothischen Spitzbogen ausläuft. Alte weißstämmige Birken stehen wie Säulen an beiden Seiten; aber ihre hohen Wipfel reichen nicht bis an den Anfang des Bogens, und hätte das Thor die Tiefe einer Kirche, so könnte die Vaager Kirche mit Dach und Thurm unter dem Spitzbogen stehen. Es ist kein gewöhnliches Thor,

sondern der Eingang in des Jutuls oder Bergtrolls Palast. Durch dieses „Jutulthor,“ ein ungeheures Portal, kann der größte Troll mit fünfzehn Köpfen bequem schreiten ohne sich zu bücken. Wenn in alten Zeiten, als zwischen Menschen und Trollen noch mehr Verkehr war, Jemand bei dem Bergtroll eine Anleihe machen oder mit ihm in anderen Angelegenheiten reden wollte, so pflegte er einen Stein gegen das Thor zu werfen und zu sagen: „Mache auf, Jutul!“

Vor einigen Jahren machte ich eines Nachmittags enen Besuch auf dem Pfarrhause. Die Familie war auf der Alp, außer einem alten Thalmanne, der mich auf mein Verlangen nach dem Jutulthore begleitete, war Niemand zu Hause. Wir klopften an das Thor, aber Niemand kam und öffnete uns. Es wunderte mich auch nicht, daß der Bergtroll uns nicht empfangen wollte, oder daß er jetzt in seinem hohen Alter so selten Audienz ertheilt: denn darf man nach den vielfachen Spuren von Steinwürfen an dem Thore schließen, so ist er übermäßig mit Besuch beschwert worden.

„Einer der Letzten, der ihn sah,“ erzählte mein Begleiter, „war Johannes Sörigaard von Blesiom, dem Nachbargehöfte des Pfarrhauses. Aber er wünschte sicherlich, er hätte ihn nie gesehen,“ fügte er hinzu.

„Dieser Johannes Blesiom war unten in Kopenhagen und wollte sich in einem Processe Recht verschaffen, denn hier zu Lande konnte man in jenen Zeiten sein Recht nicht durchsetzen und wollte sich Einer Recht verschaffen, so gab es keinen andern Ausweg, als hinunter zu reisen. Das hatte Blesiom gethan, und sein Sohn that es ebenfalls, denn er hatte auch einen Proceß. Nun war es gerade Weihnachtsabend: Johannes hatte mit den großen Herren gesprochen und sein Geschäft beendet: er ging die Straße entlang und war niedergeschlagen, denn er sehnte sich nach Hause. Als er so dahin ging, eilte an ihm ein Mann aus Vaage vorüber in einem weißen Wams mit Taschenaufschlägen und Knöpfen wie Silberthaler. Es


H.P. HANSEN

war ein großer starker Mann. Er glaubte ihn auch zu kennen, aber er ging so schnell.

„Du eilst ja so,“ sagte Johannes.

„Ei, ich muß mich wohl beeilen,“ erwiderte der Mann, „denn ich muß noch heute Abend in Vaage sein.“

„Ach, könnte ich doch auch hinkommen,“ sagte Johannes.

„Du kannst Dich hinten auf meinen Schlitten stellen,“ versetzte der Mann, „denn ich habe ein Pferd, das legt die Meile in zwölf Schritten zurück.“

Sie reisten ab, und Blessom hatte alle Noth, sich auf den Schlittenkufen zu halten, denn es ging durch Wind und Wetter, so daß er weder Himmel noch Erde sehen konnte.

Irgendwo hielten sie an und rasteten. Wo es war, konnte er nicht erkennen, denn sogleich ging es wieder weiter, und es kam ihm vor, als sähe er einen Todtenkopf auf einer Stange. Als sie eine Strecke zurückgelegt hatten, begann es Johannes Blessom zu frieren.

„Ach, ich vergaß, wo wir rasteten, meinen einen Handschuh; nun friere ich an die Hand,“ sagte er.

„Du mußt es aushalten, Blessom,“ entgegnete der Mann, „denn jetzt ist es nicht mehr weit bis Vaage, und wo wir rasteten, war der halbe Weg.

Bei Sandbovold, kurz vor der Brücke über die Finna, machte der Mann Halt und setzte Johannes ab.

„Jetzt hast Du nicht mehr weit nach Hause,“ sagte er, und nun mußt Du mir versprechen, Dich nicht umzusehen, wenn Du Geräusch hörst oder einen Lichtschimmer siehst.“

Das versprach Johannes und dankte für die Mitnahme. Der Mann fuhr über die Brücke, und Johannes schlug den Weg über den Hügel nach den Blessomer Gehöften ein. Aber plötzlich hörte er ein Geräusch in dem Jutulsberge und auf dem Wege vor ihm wurde es mit einem Male so hell, daß er eine Nadel hätte auf der Erde sehen

und aufheben können. Er war nicht eingedenk, was er versproc
hatte, sondern drehte den Kopf und wollte sehen, was es wäre.
stand das Jutulsthor sperrangelweit auf, und aus ihm hinaus stral
und flimmerte es wie von vielen tausend Lichtern. Mitten in
Oeffnung stand der Bergtroll, und das war der Mann, auf de
Schlitten er gestanden hatte. Aber seit der Zeit saß dem Johan
Blessom der Kopf schief auf dem Halse, und so blieb er, so lange er le



Das Kästchen mit der Kostbarkeit.

Es war einmal ein kleiner Bursch, der ging einen Weg entlang. Als er eine Strecke gegangen war, fand er ein Kästchen. „In dem Kästchen muß etwas gar Kostbares sein," sagte er bei sich selbst; aber wie er es auch drehte, war er doch nicht im Stande, es zu öffnen. Als er jedoch noch eine Strecke gegangen war, fand er einen kleinen Schlüssel. Nun wurde er müde und setzte sich nieder, und da dachte er, es müßte doch hübsch sein, wenn der Schlüssel zu dem Kästchen paßte, denn es hatte ein kleines Schlüsselloch. Da nahm er den kleinen Schlüssel aus seiner Tasche und blies erst in das Schlüsselrohr und dann in das Schlüsselloch; darauf steckte er den Schlüssel in das Schlüsselloch und drehte ihn um. „Knap!" sagte es im Schlosse, und als er den Deckel aufhob, war das Kästchen offen. Aber kannst Du nun rathen, was im Schranke lag? — — Es war ein Kälberschwanz, und wäre der Kälberschwanz länger gewesen, so wäre auch das Märchen länger gewesen.

Der Sohn der Wittwe.



Es war einmal eine arme arme Wittwe, die hatte nur einen einzigen Sohn. Sie mühte sich ab für den Jungen, bis er eingesegnet war; dann aber sagte sie zu ihm, daß sie ihn nicht länger ernähren könne; er solle sich einen Dienst suchen und selbst sein Brot verdienen. Da wanderte denn der Bursch hinaus in die Welt, und als er ungefähr einen Tag lang gegangen war, begegnete ihm ein fremder Mann. „Wo willst Du hin?“ fragte ihn der Mann. — „Ich will hinaus in die Welt und mir einen Dienst suchen,“ entgegnete der Bursch. — „Willst Du mir dienen?“ — „Ach ja, eben so gern Dir wie einem Andern,“ erwiderte der Bursch. — „Nun, Du sollst es gut bei mir haben,“ sagte der Mann; „Du sollst mir nur Gesellschaft leisten und sonst nichts weiter thun.“ Da wurde der Bursch sein Diener und hatte bei ihm sein gutes Essen und Trinken und wenig oder nichts zu thun, aber er sah auch nie eine Menschenseele.

Eines Tages sagte nun der Mann zu ihm: „Ich verreise jetzt auf acht Tage; während dieser Zeit mußt Du hier allein bleiben, darfst aber in keines von diesen vier Zimmern hier gehen. Thust Du das, so tödte ich Dich, so bald ich zurückkomme.“ — Nein, sagte der Bursch; er würde es gewiß nicht thun. Als jedoch der Mann drei oder vier Tage fort gewesen war, konnte sich der Bursch nicht länger überwinden,

sondern ging in das eine Zimmer. Er sah sich rings um, gewahrte aber nichts als ein Bret über der Thür, auf dem eine Hagedornruthe lag. „Das ist auch etwas Rechtes, um es mir so streng zu verbieten, diese Ruthe anzusehen," dachte er. Als die acht Tage um waren, kam der Mann wieder nach Hause. „Du bist doch wohl in keinem der Zimmer gewesen?" fragte er. — „Nein ganz gewiß nicht," entgegnete der Bursch. „Nun das werde ich bald sehen," und mit diesen Worten ging er grade in das Zimmer, in welchem der Bursch gewesen war. „Ja, Du bist trotzdem darin gewesen," sagte er bei seiner Rückkehr, „und nun mußt Du sterben." Der Bursch weinte und flehte, und so schenkte ihm diesmal der Mann noch das Leben; aber eine tüchtige Tracht Prügel bekam er. Als er diese überstanden hatte, waren sie wieder eben so gute Freunde wie zuvor.

Nach einiger Zeit verreiste der Mann abermals; diesmal wollte er vierzehn Tage abwesend sein, verbot aber vorher dem Burschen, seinen Fuß in irgend eines der Zimmmer zu setzen, in welchem er noch nicht gewesen war; allein in dasjenige, worin er bereits gewesen, könne er getrost wieder gehen. Es ging genau eben so, wie das erste Mal, nur daß der Bursch diesmal der Versuchung, eines jener Zimmer zu betreten acht Tage widerstand. Auch in diesem bemerkte er nichts anderes als ein Bret über der Thür, auf welchem sich ein Feldstein und eine Wasserflasche befand. „Dies ist auch etwas Rechtes, um dafür so besorgt zu sein," dachte der Bursch abermals. Als der Mann nach Hause kam, fragte er, ob der Bursch in einem der Zimmer gewesen wäre. Nein, sagte er wieder ebenso, er wäre nicht darin gewesen. „Nun, das werde ich ja bald sehen," sagte der Mann, und als er gewahrte, daß er dennoch darin gewesen war, sprach er: „Nun schone ich Dich nicht länger, jetzt mußt Du sterben!" Aber wiederum weinte und bat der Bursch, und so kam er auch diesmal mit Schlägen davon, davon erhielt er jedoch so viel, wie er nur vertragen konnte. Nachdem er aber wieder zu Kräften gekommen, führte er

ein eben so gutes Leben wie vorher, und er und der Mann waren die alten guten Freunde.

Nach einiger Zeit wollte der Mann wieder verreisen und jetzt drei Wochen ausbleiben, und nun sagte er dem Burschen, daß er, wenn er in das dritte Zimmer ginge, nicht auf längere Schonung rechnen sollte. Nach vierzehn Tagen konnte der Bursch der Versuchung nicht länger widerstehen; er schlich sich in das Zimmer; aber er erblickte darin nichts als eine Fallthüre am Fußboden. Als er sie aufhob und hinabschaute, stand da unten ein großer kupferner Kessel, und es siedete und kochte in ihm, obgleich er kein Feuer darunter sah. „Es wäre doch hübsch, sich zu überzeugen, ob es wirklich heiß ist," dachte der Bursch und steckte den Finger hinein; als er ihn wieder heraus zog, war er über und über vergoldet. Der Bursch kratzte und wusch ihn, aber die Vergoldung wollte nicht abgehen; deshalb band er einen Lappen um ihn, und als der Mann nach Hause kam und ihn fragte, was er an seinem Finger habe, sagte der Bursch, er hätte sich gar arg geschnitten. Aber der Mann riß den Lappen ab und sah nun deutlich wie es sich mit dem Finger verhielt. Anfänglich wollte er den Burschen schonungslos tödten, da er aber wiederum weinte und bat, prügelte er ihn nur dergestalt, daß er drei Tage zu Bett liegen mußte. Darauf nahm er eine Salbenbüchse von der Wand und bestrich die Wunde des Burschen, und da war dieser gleich wieder gesund.

Einige Zeit danach vereiste der Mann abermals und wollte jetzt erst nach einem Monat heimkehren. Aber nun sagte er dem Burschen, ginge er in das vierte Zimmer, so dürfe er nicht darauf rechnen, am Leben zu bleiben. Zwei oder drei Wochen widerstand der Bursch der Versuchung, aber dann konnte er sich nicht mehr bezwingen; er mußte und wollte in das Zimmer hinein und so schlich er sich denn in dasselbe. Hier stand in einem Verschlage ein großes schwarzes Pferd mit einem Schmutztroge am Kopfe und einem Heukorbe am

Schwanze. Der Bursch hielt das für verkehrt; er nahm einen Tausch vor und setzte den Heukorb dem Thiere vor den Kopf. Da sagte das Pferd: „Da Du ein so gutes Herz hast und mir zu fressen gibst, will ich Dich retten. Gehe nun aber nach dem Zimmer hinauf, welches gerade über diesem liegt und nimm eine Rüstung von denen, die dort hängen, Du darfst aber durchaus keine von den blanken nehmen, sondern mußt die verrostetste wählen, die Du siehst, und Schwert und Sattel mußt Du Dir gleicherweise aussuchen.“ Das that der Bursch, aber es war für ihn schwer, Alles zu tragen.

Als er zurückkam, sagte das Pferd, er sollte sich jetzt nackt ausziehen und zu dem Kessel hinabgehen, der in dem zweiten Zimmer stände und kochte, und sich gut in demselben baden. „In dem Bade werde ich garstig genug werden,“ dachte der Bursch, aber er that es trotzdem. Als er sich gebadet hatte, war er so schön und stattlich geworden, und so roth und weiß, wie Milch und Blut, und weit stärker als zuvor. „Fühlst Du eine Veränderung?“ fragte das Pferd. — „Ja,“ versetzte der Bursch. — „Versuche einmal, mich aufzuheben,“ sagte das Pferd. — Ei nun, das konnte er, und das Schwert schwang er ebenfalls wie nichts. „Lege mir nun den Sattel auf,“ sagte das Pferd, und schnalle Dir die Rüstung um, nimm die Hagedornruthe und den Stein und die Wasserflasche und die Salbenbüchse, dann wollen wir aufbrechen.“

Als der Bursch auf das Pferd gestiegen war, ging es nun vorwärts, so daß er gar nicht begreifen konnte, wie schnell er weiter kam. Nachdem er eine Weile geritten war, sagte das Pferd: „Ich glaube ein Geräusch zu vernehmen. Sieh Dich einmal um; kannst Du etwas bemerken?“ — „Dort kommen viele, viele Männer hinter uns her, gewiß ihrer zwanzig,“ entgegnete der Bursch. — „Das ist der Troll,“ sagte das Pferd, „nun kommt er mit seinen Leuten.“

Noch eine Weile sprengte das Pferd weiter, bis ihre Verfolger ziemlich nahe gekommen waren. „Wirf jetzt die Dornruthe rückwärts

über Deine Schulter," sagte das Pferd, „aber wirf sie ja recht weit von mir fort!" Das that der Bursch, und in demselben Augenblicke wuchs ein großer dichter Hagedornwald empor. Nun ritt der Bursch wieder eine weite, weite Strecke, während der Troll sich erst vom Hause Werkzeuge holen mußte, um sich durch den Wald zu hauen. Aber nach einer Weile sagte das Pferd wieder: „Sieh Dich um, kannst Du jetzt etwas sehen?" „Ja, eine ganze Menge," erwiderte der Bursch, „wie eine große Kirchengemeine." — „Das ist der Troll wieder; jetzt hat er noch mehr Leute bei sich. Wirf den Feldstein hinter Dich, aber wirf ihn ja recht weit von mir fort."

Als der Bursch that, wie das Pferd ihm gesagt hatte, bildete sich hinter ihnen augenblicklich ein großer, großer Berg. So mußte denn der Troll erst wieder von Hause Geräthschaften holen, um sich einen Gang durch den Berg zu hauen, und während der Troll das that, ritt der Bursch abermals eine gute Strecke weiter. Aber nun forderte ihn das Pferd wiederum auf, sich umzusehen, und da bemerkte er, daß es hinter ihnen wimmelte, als ob ein ganzes Heer heranrückte, und die Harnische der Ritter waren so glänzend, daß es weithin leuchtete. „Ja," sagte das Pferd, „das ist der Troll; jetzt hat er alle seine Leute bei sich. Gieße nun die Wasserflasche hinter Dir aus, aber nimm Dich ja recht in Acht, daß Du mich mit keinem Tropfen bespritzest." Das that der Bursch; aber wie vorsichtig er auch war, hatte er doch das Unglück, einen Tropfen auf den Schenkel des Pferdes fallen zu lassen. Da entstand ein großes großes Wasser, aber wegen des Tropfens, den er auf das Pferd hatte fallen lassen, kam dasselbe weit hinaus in dem Wasser zu stehen; gleichwol schwamm es doch an das Land. Als die Trollen an das Wasser kamen, legten sie sich nieder, um es auszutrinken, und da tranken sie, bis sie platzten. „Jetzt sind wir sie los," sagte das Pferd.

Als sie nun eine lange, lange Zeit geritten waren, kamen sie auf eine grüne Ebene in einem Walde. „Lege jetzt die ganze



Rüstung ab und hülle Dich nur in Deine Lumpen," sagte das Pferd, „nimm mir dann den Sattel ab und laß mich frei und hänge Alles in diese große hohle Linde hinein; darauf mußt Du Dir eine Perrücke von Fichtenmoos machen und in die Königsburg gehen, die hier ganz in der Nähe liegt; dort mußt Du um einen Dienst bitten. Wenn Du dann meiner bedarfst, so begib Dich nur hierher und rüttle an dem Zaume, dann werde ich zu Dir kommen.

Der Bursch that, wie das Pferd gesagt hatte, und als er die Moosperrücke aufsetzte, war er so jämmerlich und bleich und elend anzusehen, daß ihn Niemand wieder erkennen konnte. Nun kam er zu der Königsburg und bat zuerst um einen Dienst in der Küche; er könne ja dem Koche Wasser und Holz zutragen. Aber da fragte das Küchenmädchen: „Weshalb trägst Du die häßliche Perrücke? Nimm sie ab, einen so häßlichen Menschen will ich hier nicht leiden." — „Das kann ich nicht," erwiderte der Bursch, „mein Kopf ist nicht ganz rein." — „Denkst Du, ich werde Dich hier beim Essen behalten, wenn es so mit Dir steht?" sagte der Koch; gehe zum Stallmeister hinunter; Du passest am besten für den Stall, den kannst Du ausmisten." Aber als der Stallmeister ihn aufforderte, die Perrücke abzunehmen, erhielt er dieselbe Antwort und wollte ihn deshalb auch nicht haben. „Du kannst zum Gärtner gehen," sagte er, „Du passest am besten dazu, in der Erde zu graben." Bei dem Gärtner durfte er denn auch bleiben; aber keiner der anderen Knechte wollte mit ihm zusammen schlafen; deshalb mußte er unter der Treppe des Lusthauses, welches auf Pfosten stand und eine hohe Treppe hatte, allein schlafen. Als Bett gab man ihm etwas Moos, und darauf lag er nun, so gut er konnte.

Als er einige Zeit in der Königsburg gewesen war, ereignete es sich eines Morgens, gerade als die Sonne aufging, daß der Bursch seine Moosperrücke abgenommen hatte und nun dastand und sich wusch; und da war er so schön, daß es eine Lust war, ihn anzusehen.

Die Prinzessin sah von ihrem Fenster aus den schönen Gärtnerburschen und glaubte noch nie einen so schönen Menschen gesehen zu haben. Sie fragte nun den Gärtner, weshalb er draußen unter der Treppe läge. — „Ach, keiner seiner Mitknechte will mit ihm zusammen schlafen," entgegnete der Gärtner. — „Laß ihn heute Abend herauf kommen und in meiner Kammer an der Thür liegen," sagte die Prinzessin, „so werden sie sich nachher wol nicht für zu gut halten, im Hause mit ihm zusammenzuschlafen." Der Gärtner sagte es dem Burschen. „Meinst Du, ich werde es thun?" erwiderte der Bursch; „dann würden die Leute sagen, daß zwischen mir und der Prinzessin etwas vorgefallen wäre." — „Ja, bei Deiner Schönheit hast Du wirklich alle Ursache, Dich vor einem solchen Verdacht zu fürchten;" versetzte der Gärtner. — „Nun, wenn Du es denn durchaus so haben willst, dann will ich es schon thun," sagte der Bursche. Als er nun am Abend die Treppe hinauf stieg, trat er so stark und plump auf, daß sie ihn bitten mußten, leise zu gehen, damit der König es nicht hörte. Er kam hinein und legte sich hin und begann sofort zu schnarchen. Da sagte die Prinzessin zu ihrem Kammermädchen: „Schleiche Dich jetzt zu ihm hin und nimm ihm die Moosperrücke ab," und das that sie; aber als sie ihm dieselbe eben abreißen wollte, hielt er die Perrücke mit beiden Händen fest und sagte, sie könnte sie nicht bekommen. Darauf legte er sich wieder hin und schnarchte. Nun gab die Prinzessin dem Kammermädchen von Neuem einen Wink, und diesmal riß sie ihm wirklich die Perrücke ab. Da lag denn der Bursch so schön roth und weiß da, wie ihn die Prinzessin in der Morgensonne gesehen hatte. Von nun an schlief der Bursch jede Nacht in dem Zimmer der Prinzessin.

Es währte jedoch nicht lange, bis der König erfuhr, daß der Gärtnerbursch jede Nacht bei der Prinzessin im Zimmer lag, und da ward er so zornig, daß er den Burschen beinahe hätte tödten lassen. Das that er zwar nicht, warf ihn aber in den Thurm, und seine

eigene Tochter sperrte er in ihrem Zimmer ein, so daß sie weder bei Tag noch bei Nacht herauskommen durfte. So viel sie auch weinte und für sich und den Burschen bat, so half es doch nichts; der König wurde darüber nur noch zorniger.

Nach einiger Zeit wurde das Land in Krieg verwickelt, und der König mußte sich gegen einen andern König rüsten, der ihm sein Reich nehmen wollte. Als der Bursch das vernahm, forderte er den Gefangenwärter auf, an seiner Stelle zum Könige zu gehen und denselben um Harnisch und Schwert so wie um die Erlaubniß zu bitten, daß er mit in den Krieg ziehen dürfe. Alle lachten, als der Gefangenwärter seinen Auftrag ausrichtete und den König um einigen alten Plunder zur Rüstung für den Burschen bat, damit sie den Spaß hätten, den häßlichen Burschen mit in den Krieg ziehen zu sehen. Er erhielt auch das Erbetene und dazu eine alte elende Mähre, die auf drei Beinen einherhinkte, das vierte schleppte sie nach.

So zogen sie denn nun dem Feinde entgegen, aber sie waren noch nicht weit von der Königsburg gekommen, als der Bursch mit seiner Mähre in einem Sumpfe stecken blieb. Da saß er nun und arbeitete mit Händen und Füßen. „Hei, willst Du auf! Hei, willst Du auf!" schrie er unaufhörlich der Mähre zu. Daran hatten die Anderen alle so recht ihre Lust und lachten und hatten den Burschen zum Besten, während sie vorüber ritten. Kaum waren sie jedoch vorbei, so lief er zur Linde, legte die Rüstung an und rüttelte an dem Zaume. Sofort kam das Pferd und sagte: „Thue Du Dein Bestes, so werde ich das Meinige thun!" Als der Bursch das Heer einholte, hatte die Schlacht bereits begonnen, und der König befand sich in böser Lage; aber im Umsehen hatte der Bursch den Feind weit aus dem Felde getrieben. Der König und seine Leute zerbrachen sich den Kopf, wer es nur sein könnte, der ihnen zu Hilfe eilte; aber Niemand kam ihm so nahe, daß er mit ihm reden konnte, und als die Schlacht vorüber war, da war er verschwunden. Als sie

zurückzogen, saß der Bursch noch immer im Sumpfe und arbeitete mit Händen und Füßen auf der dreibeinigen Mähre. Da lachten sie wieder. „Nein, seht nur," sagten sie, „da sitzt der Narr noch immer!"

Als sie am andern Tage auszogen, saß der Bursch noch da; sie lachten wieder und machten sich über ihn lustig. Aber kaum waren sie vorüber geritten, so lief der Bursch zur Linde, und Alles ging wieder wie an dem vorigen Tage. Alle zerbrachen sich den



Kopf, was für ein fremder Held es nur sein könnte, der ihnen Beistand geleistet hatte; aber Niemand war ihm so nahe gekommen, daß er hätte mit ihm sprechen können; und daß Niemand auf den Burschen rieth, versteht sich von selbst.

Als sie am Abend nach Hause zogen und den Burschen noch immer auf der Mähre sitzen sahen, lachten sie ihn wieder aus und Einer schoß einen Pfeil auf ihn ab und traf ihn in das Bein. Da schrie und jammerte er ganz erschrecklich. Deshalb warf ihm der König sein Taschentuch zu, um es um das Bein zu binden.

Als sie am dritten Morgen auszogen, saß der Bursch wieder im Sumpfe. — „Hei, willst Du auf! Hei, willst Du auf!“ schrie er unablässig der Mähre zu. — „Wahrhaftig, er wird da sitzen, bis er Hungers stirbt,“ sagten die Leute des Königs beim Vorüberreiten, und dann lachten sie über ihn, daß sie fast vom Pferde gefallen wären. Als sie nicht mehr zu sehen waren, lief er wieder zur Linde und kam in der Schlacht gerade in dem rechten Augenblick an. An diesem Tage tödtete er den feindlichen König, so daß der Krieg zugleich damit ein Ende hatte.

Nach Beendigung der Schlacht bemerkte der König sein Taschentuch, welches sich der fremde Held um das Bein gebunden hatte, und so konnte er ihn leicht erkennen. Sie nahmen ihn nun mit großer Freude in ihre Mitte und zogen mit ihm nach der Königsburg, und die Prinzessin, welche ihn von ihrem Fenster aus entdeckte, ward so froh, daß Du es gar nicht glauben kannst. „Dort kommt auch mein Bräutigam,“ sagte sie. Er nahm nun die Salbenbüchse und bestrich mit der Salbe sein eigenes Bein und dann alle Verwundete, und da wurden sie alle im Augenblick wieder gesund. Darauf bekam er die Prinzessin zur Frau. Als er aber am Hochzeittage zu dem Pferde in den Stall hinabging, stand es ganz niedergeschlagen da und ließ die Ohren hängen und wollte gar nicht fressen. Als der junge König — denn nun war er König geworden und hatte das halbe Reich bekommen — es anredete und fragte, was ihm denn fehle, sagte das Pferd: „Jetzt habe ich Dir fortgeholfen und nun will ich nicht länger leben. Du mußt jetzt Dein Schwert nehmen und mir den Kopf abschlagen.“ — „Nein, das thue ich gewiß nicht!“ entgegnete der junge König; „aber Du sollst bekommen, was Du nur haben willst, und beständig von aller Arbeit befreit bleiben.“ — „Thust Du nicht, was ich Dir sage, so tödte ich Dich!“ erwiderte das Pferd. Da mußte der König es denn thun. Als er aber das Schwert erhob und zuschlagen wollte, war er so betrübt, daß er das

Gesicht abwenden mußte, denn er wollte den Hieb nicht sehen. Doch kaum hatte er den Kopf abgeschlagen, so stand da, wo vorher das Pferd gestanden hatte, der schönste Prinz. — „Wo in aller Welt kommst Du her?“ fragte der König. — „Ich war das Pferd,“ antwortete der Prinz. „Einst war ich König in dem Lande, über welches der König herrschte, den Du gestern in der Schlacht getödtet hast, er war es, der mich verzaubert und darauf an den Troll verkauft hatte. Da er jetzt getödtet ist, erhalte ich mein Reich zurück, und Du und ich werden Nachbarkönige; aber wir werden gewiß nie Krieg mit einander führen.“ Und das thaten sie denn auch nicht; sie waren Freunde, so lange sie lebten und besuchten einander gar oft.



Oestlich von der Sonne und westlich vom Monde.



Es war einmal ein armer Häusler, der hatte viele Kinder und konnte ihnen nur kärgliche Nahrung und dürftige Kleidung geben; schön waren sie alle, aber am schönsten war die jüngste Tochter; sie war so lieblich, daß es über alle Maßen ging.

Nun war es an einem Donnerstagabend im Spätherbst, da war draußen ganz schreckliches Wetter und dazu war es stockfinster, und es regnete und stürmte, daß die Wände krachten. Sie saßen sämmtlich um den Heerd und hatten eine Arbeit vorgenommen. Wie sie in bester Arbeit waren, klopfte es dreimal an die Fensterscheibe. Der Mann ging hinaus und wollte sehen, was es wäre, und als er hinauskam, so stand ein großer, großer Eisbär da.

„Guten Abend!“ sagte der Eisbär. — „Guten Abend!“ versetzte der Mann. — „Willst Du mir Deine jüngste Tochter geben, so will ich Dich so reich machen, wie Du

jetzt arm bist," sagte der Eisbär. — Dem Manne gefiel das prächtig, daß er so reich werden sollte; aber er meinte doch, er müßte erst mit der Tochter sprechen und ging hinein und sagte, da draußen wäre ein großer Eisbär, der sie reich zu machen verspräche, wenn er die jüngste Tochter bekäme. Sie sagte nein und hatte keine Lust, und so ging der Mann wieder hinaus und machte mit dem Eisbär aus, er sollte den nächsten Donnerstagabend wiederkommen und sich Antwort holen. Inzwischen überredeten die Eltern die Tochter und schwatzten ihr von all dem Reichthum vor, den sie bekommen sollten, und wie gut sie es selbst haben würde. Da war sie denn endlich damit zufrieden, wusch und flickte ihre Lumpen, putzte sich so gut sie konnte und hielt sich reisefertig. Es war auch gar wenig, was sie mitbekam.

Nächsten Donnerstagabend kam der Eisbär und wollte sie holen; sie setzte sich ihm mit ihrem Bündel auf den Rücken, und nun ging es fort. Als sie eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatten, fragte der Eisbär: „Fürchtest Du Dich?" — Nein, das that sie nicht. — „Nun, halte Dich nur gut an meinen Zotteln fest, so hat es auch keine Gefahr," sagte er.

Nun ritt sie weit, weit fort, und dann kamen sie zu einem großen Felsen. Da klopfte der Bär an, und sofort öffnete sich ein Thor und sie traten in ein Schloß ein. Darin waren viele hell erleuchtete Zimmer, die strahlten von Gold und Silber. Auch war da ein großer Saal, und in ihm stand ein gedeckter Tisch, der war so prächtig, daß du gar nicht glauben kannst, wie prächtig er war. Darauf gab ihr der Eisbär eine silberne Glocke; wenn sie irgend etwas wünschte, solle sie nur damit klingeln, dann würde sie es bekommen. Als sie nun gegessen hatte und es Abend war, da wurde sie denn nach ihrer Reise müde und verspürte Lust, sich schlafen zu legen. Deshalb klingelte sie mit der Glocke, und kaum erschallte der erste Ton, so war sie schon in eine Kammer versetzt, darin stand ein aufgemachtes Bett,

so schön, wie man nur irgend in einem schlafen kann, mit seidenen Kissen und Vorhängen und Goldfransen; und Alles, was sich in der Kammer befand, war von Gold und Silber. Aber als sie sich hingelegt und das Licht ausgelöscht hatte, kam ein Mensch und legte sich zu ihr, und dieses war der Eisbär, der warf jede Nacht den Pelz von sich; aber sie bekam ihn nie zu sehen, denn er kam immer erst, nachdem sie das Licht ausgelöscht hatte, und ehe es am Morgen hell wurde, war er wieder fort. Eine Weile ging es so ganz gut; aber dann begann sie still und traurig zu werden, denn sie mußte den ganzen Tag allein umhergehen und sehnte sich nach Hause zu ihren Eltern und Geschwistern. Als der Eisbär fragte, was ihr denn fehlte, sagte sie, es wäre im Schlosse so öde, sie ginge darin ganz allein umher und sehne sich nach Hause zu ihren Eltern und Geschwistern. „Ei dazu kann schon Rath werden,“ sagte der Eisbär, aber Du mußt mir versprechen, daß Du mit Deiner Mutter nie allein sprechen willst, sondern nur, wenn die Andern zuhören, denn,“ sagte er, „sie wird Dich bei der Hand nehmen und Dich bitten, ihr in die Kammer zu folgen, um mit Dir allein zu sprechen; aber das darfst Du durchaus nicht thun, sonst machst Du uns beide unglücklich.“

Eines Sonntags kam der Eisbär und sagte, jetzt könnten sie zu ihren Eltern hinreisen. Nachdem sie sich auf seinen Rücken gesetzt, reisten sie ab und es ging weit und lange fort. Endlich kamen sie zu einem großen, weißen Hause; da liefen ihre Geschwister umher und belustigten sich, und es war so schön, daß es eine Lust war, es anzusehen. „Dort wohnen Deine Eltern,“ sagte der Eisbär, „vergiß aber nicht, was ich Dir gesagt habe, sonst machst Du mich und Dich unglücklich.“ Nein, bewahre, das wollte sie gewiß nicht vergessen, und als sie vor dem Hause angelangt war, kehrte der Eisbär wieder um.

Als sie zu den Eltern in das Zimmer trat, freuten sie sich über alle Maßen; sie glaubten ihr gar nicht genug für das danken zu können, was sie an ihnen gethan hatte. Jetzt hätten sie es so gut,

ach so gut, und alle fragten sie dann, wie sie es hätte. Sie hätte es sehr gut, und hätte Alles, was sie sich nur wünschen könnte, sagte sie; was sie ihnen sonst noch antwortete, kann ich nicht genau sagen, aber ich glaube nicht, daß sie ihnen Alles erzählte. Jedoch am Nachmittag, als sie gegessen hatten, ging es nun, wie der Eisbär gesagt hatte: die Mutter wollte mit ihr drinnen in der Kammer allein sprechen. Aber sie dachte an das, was der Eisbär gesagt hatte, und wollte durchaus nicht. „Was wir zu sprechen haben," sagte sie, „das können wir überall sprechen." Aber ich weiß nicht, wie es zuging, zuletzt überredete die Mutter sie doch, und da mußte sie ihr denn erzählen, wie es ihr ging. Sie erzählte ihr nun, wie immer ein Mensch käme und sich zu ihr legte, sobald sie des Abends das Licht ausgelöscht hätte, und sie bekäme ihn nie zu sehen, denn er wäre immer fort, ehe es hell würde. Darüber wäre sie nun traurig, denn sie möchte ihn doch gar zu gern sehen, und am Tage wäre sie immer allein und es wäre so öde und einsam um sie her. „O weh, das ist am Ende ein Troll, der bei Dir liegt," sagte die Mutter. „Aber ich will Dir ein Mittel sagen, wie Du ihn zu sehen bekommen kannst. Du sollst von mir ein Stück Licht erhalten, das Du bei Dir verbergen kannst; zünde es an und besieh ihn Dir dann, wenn er schläft; aber hüte Dich, daß Du nicht einen Tropfen Talg auf ihn fallen lässest." Sie nahm das Licht und verbarg es an ihrem Busen, und am Abend kam der Eisbär und holte sie.

Als sie eine Strecke zurückgelegt hatten, fragte der Eisbär, ob es nicht so gegangen wäre, wie er gesagt hätte. Ja, das konnte sie nicht läugnen. „Hast Du nun den Rath Deiner Mutter angehört, so hast Du uns beide unglücklich gemacht und dann ist es zwischen uns vorbei," sagte er. — Nein, das hätte sie gewiß nicht gethan.

Als sie nun nach Hause gekommen waren und sie sich schlafen gelegt hatte, ging es wie gewöhnlich: es kam ein Mensch und legte sich zu ihr. Aber als es spät Nacht war und sie hörte, daß er



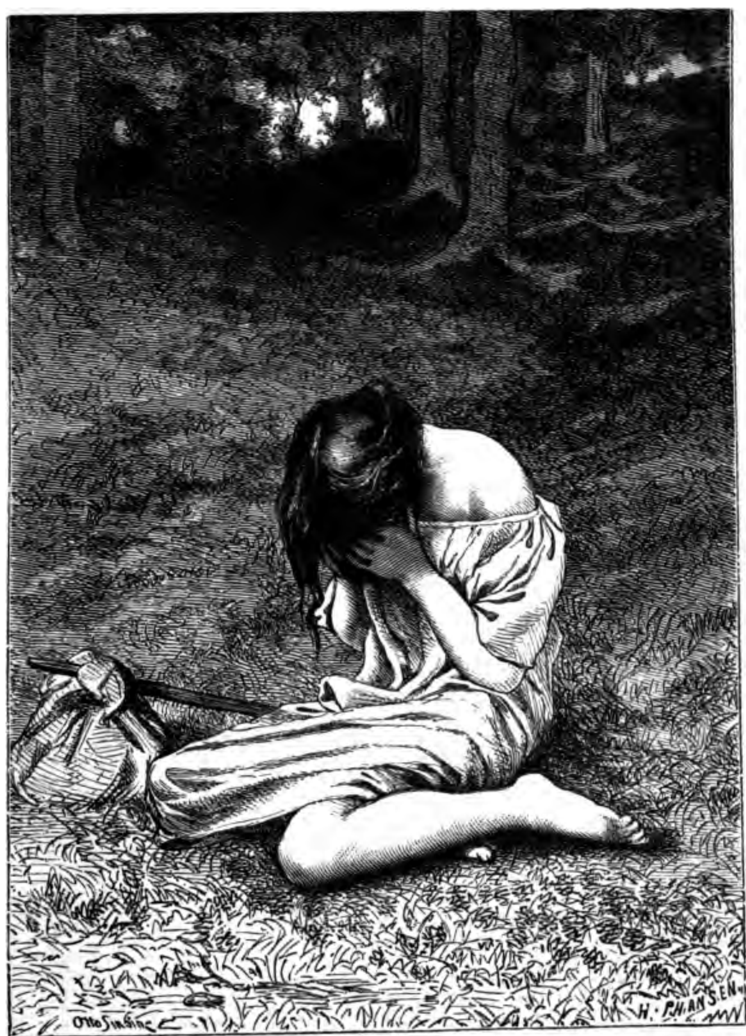
fest schlief, stand sie auf und zündete das Licht an und beleuchtete ihn, und da sah sie vor ihren Augen den schönsten Prinzen, den man nur sehen konnte, und sie wurde so verliebt in ihn, daß sie glaubte, sie könnte nicht leben, wenn sie ihn nicht augenblicklich küssen könnte. Das that sie auch, aber zugleich ließ sie drei heiße Talgtropfen auf sein Hemd fallen, so daß er erwachte. — „Was hast Du jetzt gethan?" sagte er. „Nun hast Du uns beide unglücklich gemacht; hättest Du nur das Jahr ausgehalten, so wäre ich erlöst gewesen; denn ich habe eine Stiefmutter, die mich verzaubert hat, so daß ich am Tage ein Eisbär und Nachts ein Mensch bin. Aber nun ist es zwischen uns vorbei; jetzt muß ich von Dir scheiden und zu ihr zurückkehren. Sie wohnt auf einem Schloß, das liegt östlich von der Sonne und westlich vom Monde, und da ist eine Prinzessin mit einer Nase, die ist drei Ellen lang; die muß ich jetzt heirathen."

Das Mädchen weinte und jammerte, aber es half Alles nichts, er mußte fort. Da fragte sie, ob sie ihn nicht begleiten dürfte. Nein, das ginge nicht an. — Kannst Du mir den Weg sagen, so will ich Dich aufsuchen; das wird mir doch wohl erlaubt sein, sagte sie. — Ja, das könnte sie freilich, erwiderte er, aber es führte kein Weg dahin, das Schloß läge östlich von der Sonne und westlich vom Monde, und dahin würde sie sich nie zurecht finden.

Als sie am Morgen erwachte, war sowohl der Prinz als das Schloß verschwunden; sie lag mitten in dem finstern dichten Walde auf dem grünen Rasen und neben ihr lag dasselbe Bündel mit den alten Lappen, das sie von Hause mitgenommen hatte. Als sie sich nun den Schlaf aus den Augen gerieben und müde geweint hatte, machte sie sich auf den Weg, und da ging sie viele, viele Tage immer fort, bis sie zu einem großen Berge kam. Vor dem Berge saß eine alte Frau und spielte mit einem goldenen Apfel. Das Mädchen fragte sie, ob sie vielleicht den Weg zu dem Prinzen wüßte, der bei seiner Stiefmutter auf einem Schlosse wäre, das östlich von der Sonne und

westlich vom Monde läge, und der eine Prinzessin heirathen sollte mit einer Nase, die drei Ellen lang wäre. — „Woher kennst Du ihn?“ fragte die Frau. „Bist Du vielleicht das Mädchen, das ihn hat heirathen wollen?“ — Ja, das wäre sie freilich. — „Ei, also Du bist es?“ sagte die Frau. „Leider weiß ich aber nicht mehr von ihm, als daß er auf dem Schlosse wohnt, welches östlich von der Sonne und westlich vom Monde liegt, und dahin kommst Du erst spät oder nie. Aber ich will Dir mein Pferd leihen, und darauf kannst Du bis zu meiner Nachbarin reiten, vielleicht kann sie es Dir sagen; und wenn Du bei ihr angelangt bist, brauchst Du das Pferd nur unter das linke Ohr zu schlagen und ihm zu befehlen, wieder nach Hause zu gehen; und diesen goldenen Apfel kannst Du Dir mitnehmen.“

Sie setzte sich nun auf das Pferd und ritt lange, lange Zeit, und da kam sie zuletzt zu einem Berge, vor dem saß eine alte Frau mit einer goldenen Garnwinde. Das Mädchen fragte sie, ob sie den Weg nach dem Schlosse wüßte, das östlich von der Sonne und westlich vom Monde läge. Diese sagte, wie die vorige Frau, sie wüßte es nicht, aber es läge eben östlich von der Sonne und westlich von dem Monde, „und dahin,“ sagte sie, „kommst Du erst spät oder nie; aber ich will Dir mein Pferd bis zu meiner nächsten Nachbarin leihen, vielleicht weiß sie es; und wenn du bei ihr angekommen bist, so brauchst Du das Pferd nur unter das linke Ohr zu schlagen und ihm zu befehlen, wieder nach Hause zu gehen,“ und darauf gab sie ihr die Garnwinde, denn diese würde sie wohl noch einmal gebrauchen können. — Das Mädchen setzte sich nun auf das Pferd und ritt wieder lange, lange Zeit, und endlich kam sie denn zu einem großen Berge, vor dem saß eine alte Frau und spann an einem goldenen Spinnrocken. Das Mädchen fragte sie, ob sie den Weg zum Prinzen wüßte, und wo das Schloß zu finden wäre, das östlich von der Sonne und westlich vom Monde läge. Da ging es ebenso. „Bist Du vielleicht


H. P. HANSEN

das Mädchen, welches den Prinzen heirathen wollte?" fragte die Frau. Ja, das wäre sie freilich. Aber die Frau wußte den Weg nicht besser als die beiden andern. Oestlich von der Sonne und westlich vom Monde läge es, das wußte sie, „und dahin kommst Du erst spät oder nie", sagte sie. „Aber ich will Dir mein Pferd leihen, auf dem kannst Du dann zum Ostwinde reiten und ihn fragen, vielleicht ist es ihm bekannt und er kann Dich hinblasen. Wenn Du aber bei ihm angekommen bist, so brauchst Du das Pferd nur unter das linke Ohr zu schlagen, dann geht es wieder nach Hause." Und darauf gab sie ihr den goldenen Spinnrocken. „Vielleicht kannst Du ihn brauchen," sagte die Frau.

Sie ritt nun viele Tage und lange Zeit, ehe sie hinkam; aber endlich langte sie bei dem Ostwinde an und fragte ihn, ob er ihr den Weg zu dem Prinzen sagen könnte, der östlich von der Sonne und westlich vom Monde wohnte. — Ja, von dem Prinzen hätte er wohl reden hören, sagte der Ostwind, und von dem Schlosse auch, aber den Weg wüßte er nicht, denn so weit hätte er nie geweht. „Wenn Du aber willst, bin ich bereit, Dich zu meinem Bruder, dem Westwinde, zu bringen, vielleicht weiß er Rath, denn er ist viel stärker als ich; Du kannst Dich auf meinen Rücken setzen, dann will ich Dich hintragen." So that sie, und nun ging es gar hurtig von dannen. Als sie nun angelangt waren, gingen sie zum Westwinde hinein und der Ostwind erzählte, das Mädchen, welches er mitgebracht, solle den Prinzen heirathen, der auf dem Schlosse wohne, das östlich von der Sonne und westlich von dem Monde läge; jetzt wäre sie auf der Reise, um ihn aufzusuchen, und deshalb hätte er sie hierher gebracht und möchte gern hören, ob der Westwind den Weg dahin nicht wüßte. — „Nein, so weit habe ich nie geweht," sagte der Westwind zu dem Mädchen, „aber wenn Du willst, bin ich bereit, Dich zum Südwinde zu bringen, denn er ist weit stärker als wir beide und ist weit und breit umhergestreift; vielleicht kann er Dir rathen. Setze

Dich auf meinen Rücken, so will ich Dich hinbringen.“ — So that sie; sie reisten nun zum Südwinde, und ich glaube, sie waren nicht lange unterwegs. Als sie anlangten, fragte ihn der Westwind, ob er dem Mädchen nicht den Weg nach dem Schlosse sagen könnte, das östlich von der Sonne und westlich vom Monde läge, denn sie wäre es, die den Prinzen daselbst heirathen sollte. „Sie ist es also?“ sagte der Südwind. „Ja, ich habe zu meiner Zeit freilich überall umhergeblasen,“ sagte er, „aber so weit habe ich doch nie geweht; wenn Du aber willst, bin ich bereit, Dich zu meinem Bruder, dem Nordwinde, zu bringen. Er ist der älteste und stärkste von uns allen, und weiß er nicht, wo das Schloß liegt, so wirst Du es nimmermehr erfragen. Setze Dich auf meinen Rücken, so will ich dich hinbringen.“ — Sie setzte sich nun auf seinen Rücken, und im Windsfluge ging es aus dem Schloßhofe. Die Fahrt dauerte nicht lange.

Als sie die Wohnung des Nordwindes erreichten, war er so wild und böse, daß er sie schon von weitem kalt anblies. „Was wollt Ihr?“ schrie er von ferne, daß es ihnen gruselte. „Ach, Du mußt nicht gleich so streng sein,“ versetzte der Südwind, „denn ich bin es, und dann ist hier noch das Mädchen, das den Prinzen heirathen soll, der auf dem Schlosse wohnt, das östlich von der Sonne und westlich vom Monde liegt, und nun will ich Dich fragen, ob Du schon da gewesen bist und ihr den Weg sagen kannst, denn sie möchte den Prinzen gern wiederfinden.“ — „Ja, ich weiß wohl, wo es liegt,“ sagte der Nordwind, „ein einziges Mal habe ich ein Espenblatt dahin geblasen, aber da war ich so müde, daß ich danach viele Tage nicht zu blasen vermochte. Willst Du aber durchaus hin und fürchtest Dich nicht, mich zu begleiten, so will ich Dich auf meinen Rücken nehmen und versuchen, ob ich Dich hinblasen kann.“ — Ja, sie wollte und müßte hin, wenn es auf irgend eine Weise ausführbar wäre, und furchtsam wäre sie nicht, wenn es auch noch so schlimm ginge.

„Nun, dann mußt Du hier über Nacht bleiben,“ sagte der Nordwind, „denn wir müssen den ganzen Tag vor uns haben, wenn wir hinkommen wollen.“



Früh am andern Morgen weckte sie der Nordwind und blies sich auf und machte sich so groß und stark, daß es erschrecklich war, und fort ging es nun hoch durch die Luft, als sollte es gleich bis an das Ende der Welt gehen. Durch die ganze Gegend rasete ein solcher Sturm, daß Wälder und Häuser umgerissen wurden, und als sie über das große Meer kamen, scheiterten die Schiffe zu Hunderten.

So ging es denn immer weiter und weiter, so weit, daß es Niemand glauben kann, wie weit es ging, und fortwährend befanden sie sich über dem Meere. Der Nordwind wurde müder und müder, und endlich so ermattet, daß er fast nicht mehr zu blasen vermochte, und er sank tiefer und sank immer tiefer hinunter, und zuletzt ging es so niedrig, daß der

Kamm der Wellen dem Mädchen an die Fersen schlug. „Hast Du Angst?“ fragte der Nordwind. — „Nein,“ sagte sie, die hätte sie nicht. Aber sie waren auch nicht mehr weit vom Lande entfernt, und der Nordwind hatte gerade noch so viel Kraft übrig, daß er sie an den Strand unter die Fenster des Schlosses werfen konnte, welches östlich von der Sonne und westlich vom Monde lag. Da war er aber auch so müde und elend, daß er viele Tage ruhen mußte, ehe er wieder nach Hause kommen konnte.

Den andern Morgen setzte sich das Mädchen draußen unter die Fenster des Schlosses, um mit dem goldenen Apfel zu spielen, und die erste, welche ihn sah, war die unglückselige Nasenprinzessin, die der Prinz heirathen sollte. „Du, Mädchen, was willst Du für Deinen goldenen Apfel haben?“ fragte sie, indem sie das Fenster öffnete. — „Der ist weder für Gold noch für Geld feil, entgegnete das Mädchen. — „Ist er weder für Gold noch für Geld feil, was willst Du dann dafür haben?“ sagte die Prinzessin, „Du kannst verlangen, was Du willst.“ — „Ja, wenn ich zu dem Prinzen, der hier ist, kommen kann und eine Nacht bei ihm zubringen darf, dann sollst Du ihn bekommen,“ erwiderte das Mädchen, das der Nordwind gebracht hatte. — Ja, das könnte sie schon; das ließe sich einrichten. Die Prinzessin erhielt nun den Apfel, aber als das Mädchen am Abend in das Zimmer des Prinzen hinaufkam, da schlief er. Sie rief ihn und schüttelte ihn, und dann weinte sie wieder, aber sie konnte ihn nicht wach bekommen, und am Morgen, als der Tag graute, kam die Prinzessin mit der langen Nase und jagte sie wieder hinaus.

Am Tage setzte sich das Mädchen wieder draußen unter die Fenster des Schlosses, um Garn um ihre goldene Garnwinde zu schlingen, und nun ging es ebenso. Die Prinzessin fragte, was sie für die Garnwinde haben wollte, und das Mädchen antwortete, daß sie weder für Gold noch für Geld feil wäre, aber wenn sie die Erlaubniß erhalten könnte, zum Prinzen hinauf zu kommen und die Nacht bei ihm zu sein, so sollte die Prinzessin dieselbe bekommen. Aber als

sie nun hinaufkam, da schlief er wieder, und wie sehr sie ihn auch rief und schüttelte, und wie sehr sie auch weinte, so schlief er doch so fest, daß sie nicht im Stande war, ihn zum Bewußtsein zu bringen; und als es am Morgen hell wurde, kam die Prinzessin mit der langen Nase und jagte sie wieder hinaus.

Als es heller Tag geworden war, setzte sich das Mädchen draußen unter die Fenster des Schlosses, um an ihrem goldenen Spinnrocken zu spinnen, und den wollte die Prinzessin mit der langen Nase auch haben. Sie öffnete das Fenster und fragte, was sie dafür haben wollte. Das Mädchen sagte nun wie die beiden vorigen Male, daß er weder für Gold noch für Geld feil wäre, dürfte sie aber zu dem Prinzen, der da wäre, hinaufkommen und die Nacht bei ihm sein, so sollte die Prinzessin ihn erhalten. Ja, das dürfte sie gern. Nun hatten aber einige Christen, die im Schlosse gefangen saßen und eine Kammer neben dem Zimmer des Prinzen bewohnten, gehört, daß darin ein Frauenzimmer gewesen war, welches zwei Nächte hinter einander geweint und ihn gerufen hatte, und das sagten sie dem Prinzen. Als daher am Abend die Prinzessin mit dem Nachttrunk kam, that er, als ob er tränke, goß ihn aber hinter sich aus, denn er konnte sich jetzt denken, daß es ein Schlaftrunk war. Als nun das Mädchen hinein kam, war der Prinz wach, und da mußte sie denn erzählen, wie sie dorthin gekommen wäre. „Jetzt kommst Du noch gerade zu rechter Zeit,“ sagte der Prinz, „denn morgen sollte meine Hochzeit sein, aber ich will das alte Nasenungethüm nicht haben, und Du allein kannst mich erretten. Ich werde sagen, daß ich erst sehen will, wozu meine Braut taugt, und sie bitten, die drei Talgflecke aus meinem Hemde zu waschen. Darauf wird sie gewiß eingehen, denn sie weiß nicht, daß Du sie gemacht hast; aber nur Christen können sie herauswaschen und nicht solches Trollpack, und dann werde ich sagen, daß ich keine andere zur Braut haben will als die, welche es thun kann, und Du kannst es, daß weiß ich.“ — Da war denn bei ihnen diese

Nacht große Wonne und Freude. Als aber am nächsten Tage die Hochzeit gefeiert werden sollte, sagte der Prinz: „Ich will doch erst sehen, wozu meine Braut taugt!“ — Ja, das könnte geschehen, meinte die Stiefmutter. — „Ich habe ein feines Hemd, und das will ich zum Bräutigamshemd haben,“ sagte der Prinz; „nun sind mir aber drei Talgflecke hineingekommen, und die will ich ausgewaschen haben, und ich habe mir gelobt, keine andere zur Frau zu nehmen, als die, welche das zu thun vermag; kann meine Braut es nicht, so taugt sie nichts.“ — „Ei, das ist keine schwere Aufgabe,“ sagten die Frauen, und gingen auf sein Verlangen ein, und die Prinzessin mit der langen Nase fing an aus Leibeskräften zu waschen, aber je länger sie wusch und rieb, desto größer wurden die Flecken. „Ei Du kannst nicht waschen!“ sagte das alte Trollweib, ihre Mutter, „laß mich einmal versuchen,“ — Aber kaum hatte sie das Hemd bekommen, da ward es noch schmuziger, und je mehr sie wusch und rieb, desto größer und schwärzer wurden die Flecken. Nun mußten die anderen Trollweiber herbei und waschen, aber je länger sie daran wuschen, desto garstiger und schmuziger wurde es, und zuletzt sah das ganze Hemd aus, als ob es im Rauchfang gewesen wäre. — „Ei, von Euch taugt keine etwas,“ sagte der Prinz; „hier draußen unter den Fenstern sitzt ein Bettelmädchen, und ich bin überzeugt, sie versteht sich weit besser auf das Waschen, als Ihr alle. Komm einmal herein, Mädchen!“ rief er. — Sie kam herein. — „Kannst Du dieses Hemd rein waschen?“ fragte er. — „O, ich weiß nicht,“ versetzte sie, „aber ich will es versuchen.“ Und kaum hatte sie das Hemd genommen und in das Wasser getaucht, so wurde es weiß wie frisch gefallener Schnee und noch weißer. „Ja, Dich will ich haben,“ sagte der Prinz. Da ward das alte Trollweib so böse, daß es barst, und die Prinzessin mit der langen Nase und die andern Trollen barsten gewiß auch, denn ich habe nachher nie wieder etwas von ihnen gehört. Da befreiten der Prinz und seine Braut alle Christen, die im Schlosse gefangen

waren, und dann nahmen sie so viel Gold und Silber, als sie irgend fortschaffen konnten, und zogen weit fort von dem Schlosse, das östlich von der Sonne und westlich vom Monde lag.





Aschenhans, der die Prinzessin im Lügen übertraf.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, und die war so arg im Lügen, daß Niemand ärger sein konnte. Deshalb ließ er bekannt machen, wer so lügen könnte, daß sie keine neue Lüge dagegen vorbringen könnte, sollte sie und das halbe Reich bekommen. Es waren gar viele, die es versuchten, denn alle wollten gern die Prinzessin und das halbe Reich haben; aber es ging ihnen sämmtlich schlecht. Nun waren da drei Brüder, die wollten auch ihr Glück



versuchen. Die beiden ältesten machten sich zuerst auf den Weg; aber es ging ihnen nicht besser als all den Uebrigen. Da begab sich Aschenhans an den Hof, und er traf die Prinzessin im Kuhstalle. „Guten Tag,“ sagte er. — „Guten Tag,“ entgegnete sie. „Ihr habt doch nicht einen so großen Stall als wir,“ sagte sie, „denn wenn an jedem Ende ein Hirt steht, und auf dem Bockshorne bläst, so können sie einander nicht hören.“ — „O ja,“ sagte Aschenhans, „der unsrige ist weit größer, denn wird eine Kuh an dem einen Ende trächtig, so kalbt sie, bevor sie das andere Ende erreicht.“ — „So, so!“ sagte die Prinzessin, „aber Ihr habt doch nicht einen so großen Ochsen wie wir; da siehst Du ihn! Wenn da Einer auf jedem Horne sitzt, so können sie mit einer Meßstange einander nicht erreichen.“ — „Pah, was ist das!“ versetzte Aschenhans, „wir haben einen Ochsen, der ist so groß, daß, wenn auf jedem Horne Einer sitzt und auf dem Alphorne bläst, so hören sie einander nicht.“ — „Seh' mal Einer!“ sagte die Prinzessin. „Aber Ihr habt doch nicht so viel Milch als wir,“ sagte sie, „denn wir melken die Milch in große Eimer, tragen sie dann fort und gießen sie in große Kessel und machen große, große Käse daraus.“ — „Ei, wir melken gleich in große Zuber, fahren diese dann fort und gießen sie in große Braupfannen und machen Käse so groß wie Häuser; und dann haben wir eine Grauschimmel-Stute, die muß den Käse zusammenstampfen; aber einmal da fohlte sie in dem Käse, und als wir sieben Jahr davon gegessen hatten, trafen wir auf ein großes graues Pferd. Mit dem sollte ich einmal nach der Mühle fahren, und dabei brach es sich den Rücken. Ich wußte mir aber zu helfen, nahm eine junge Tanne und setzte sie ihm statt des Rückens ein, und einen anderen Rücken hat es nachher nicht gehabt, so lange wir es hatten. Aber die Tanne wuchs und wurde so groß, daß ich daran bis zum Himmel hinaufkletterte, und als ich hinein kam, saß die Jungfrau Maria da und spann Borstenseile aus Grützsuppe. Wie ich nun so im besten Zusehen war, da brach die

Tanne ab, und ich konnte nicht wieder hinabkommen. Aber die Jungfrau Maria ließ mich an einem der Seile hinab, und da kam ich in ein Fuchsloch, und darin saßen meine Mutter und Dein Vater und flickten Schuhe, und da schlug plötzlich meine Mutter Deinen Vater, daß sie ihm den Grind vom Kopfe riß." — „Das lügst Du!" sagte die Prinzessin. „Mein Vater hat nie in der Welt einen Grindkopf gehabt."





Eine Abendstunde in der Küche eines Gutsbesitzers.

Es war ein unfreundlicher Abend: draußen stöberte es; drinnen bei dem Gutsbesitzer brannte das Licht so trüb, daß man fast keine anderen Gegenstände als ein Uhrgehäuse mit chinesischem Krimskrams, einen großen Spiegel in einem altmodischen Rahmen und einen silbernen Krug, ein altes Erbstück, unterscheiden konnte. Der Gutsbesitzer und ich waren allein in dem Zimmer. Ich saß in der einen Ecke des Sophas mit einem Buche in der Hand, während der Guts-

besitzer in der anderen Ecke Platz genommen hatte, vertieft in Grübeleien über ein Packet des Blattes „die sauer-süßen Staatsbürger," wie der Verfasser sie nennt in seiner Abhandlung, betitelt: „Versuch einiger wohlgemeinter patriotischer Aeußerungen zum Wohle des Vaterlandes. Aus Bescheidenheit von einem Anonymus."

Das gründliche Studium dieser Goldgrube für seine Ideen hatte, wie man sich leicht denken kann, mancherlei kluge Ansichten in ihm aus-



gebrütet; daß er selbst wenigstens von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt war, schien der pfiffige Blick anzudeuten, den er mir aus seinen grauen blinzelnden Augen zuwarf; da war auch kein Mangel an „wohlgemeinten patriotischen Aeußerungen," über deren Gehalt der am besten urtheilen kann, der Gelegenheit gehabt hat, in die oben angeführte Schrift oder in des Verfassers große ungedruckte Abhandlung über den Zehnten zu blicken. Aber alle diese Weisheit war an mir verloren; ich konnte sie an den Fingern herzählen, denn ich hörte

sie jetzt zum dreiundzwanzigsten Male. Ich bin nicht mit Engelsgeduld ausgerüstet; aber was sollte ich thun? Der Rückzug auf mein Zimmer war mir abgeschnitten; es war zum Feste gescheuert und noch in eine Dampfwolke gehüllt. Nachdem ich einige vergebliche Versuche gemacht hatte, mich in mein Buch zu vertiefen, mußte ich mich deshalb dem strudelartigen Beredtsamkeitsstrome des Gutsbesitzers überlassen. Er ritt jetzt sein Steckenpferd, wie man zu sagen pflegt; die alte fuchsige Ledermütze hatte er neben sich auf das Sopha gelegt und trug seine Glatze und die Würde seiner grauen Haare offen zur Schau. Er wurde immer eifriger, sprang empor und focht mit den Händen; eiligen Schrittes ging er im Zimmer auf und ab, daß das Licht hin und her flackerte, und die baumelnde Fahne seines grauen, bis auf die Füße herabhängenden Friesrockes große Kreise beschrieb, sobald er umschwenkte und sich auf seinem langen Beine erhob; denn wie Tyrtäus und Peter Solvold hinkte er. Seine geflügelten Worte summten um meine Ohren wie Maikäfer in der Krone einer Linde. Es ging los über Processe und Urtheile des höchsten Gerichtshofes, über Streitereien mit der Obervormundschaft, über Holzflößerei und Luxus, über die Regiererei der Gewalthaber, über Sprengung des Mörker Wasserfalls, über Kornzoll und Urbarmachung, über Industrie und Centralisation, über Unzulänglichkeit der Circulationsmittel, über Bureaukratie und Amtsaristokratie, und über alle Kratieen, Archieen und Rieen, die von König Nebukadnezar bis zu Peter Solvold's Staatsbürgerthum existirt haben.

Die bombastische Rede und das affektirte Pathos des Gutsbesitzers war nicht länger auszuhalten. Aus der Küche schallte eine Gelächtersalve nach der andern; draußen führte Christian, der Schmied, das Wort; er hatte eben aufgehört, und von neuem erhob sich ein herzliches Gelächter.

„Nein,“ sagte ich und brach das Gespräch plötzlich ab, „nun will ich wirklich hinaus und des Schmieds Geschichten hören,“ lief

hinaus und ließ den Gutsbesitzer mit dem düster brennenden Pfennig-lichte und seinem gestörten Gedankengange im Zimmer zurück.

„Kindergewäsch und lügenhaftes Zeug!" brummte er, als ich die Thür hinter mir schloß; „es ist eine wahre Schande für gelehrte Leute; aber wohlgemeinte patriotische Aeußerungen," — mehr vernahm ich nicht.

Licht und Leben und Munterkeit erfüllten die hohe luftige Halle. Ein Feuer, das selbst die fernsten Winkel hell erleuchtete, loderte auf dem Heerde. In dieser Halle thronte neben dem Schornsteinpfeiler die Frau des Gutsbesitzers mit ihrem Spinnrade. Obgleich sie seit vielen Jahren mit der Gicht im Kriege lag und sich gegen deren Anfälle hinter einer Unmasse von Unterröcken und Jacken verschanzt und als Außenwerk darüber noch ein Ungeheuer von einem grauen Friesrock angezogen hatte, strahlte doch ihr Gesicht unter der Haube wie der Vollmond. Auf der Bank am Heerde saßen die Kinder und lachten und knackten Nüsse. Rund umher saß ein Kreis von Mägden und Käthnersfrauen; „sie traten das Spinnrad mit fleißigen Füßen oder brauchten die kratzenden Karden." Draußen in der Vorhalle trampelten die Drescher den Schnee von den Füßen, kamen mit Spreu in den Haaren herein und setzten sich an den langen Tisch, wo ihnen die Köchin das Abendessen auftrug, eine Milchschüssel und eine Mulde voll dickstampfigen Brei. Der Schmied lehnte sich gegen die Schornsteinmauer, er rauchte aus einer kurzen Pfeife, und auf seinem Gesicht, welches Spuren vom Ruß der Schmiedeesse trug, lag eine trockene ernsthafte Miene, die davon zeugte, daß er erzählt und gut erzählt hatte.

„Guten Abend, Schmied," sagte ich, „was erzählst Du, das solches Gelächter hervorruft?"

„Hihi, hi," lachten die Knaben mit Seelenfreude in ihren Mienen, „Christian erzählte von dem Teufel und dem Schmiede und dann von dem Bursch, der den Teufel in die Nuß hineinbrachte, und

jetzt hat er gesagt, er will von Peter Sannum erzählen, den die Unterirdischen an dem Asmyrer Hügel das Pferd festhielten."

„Ja," begann der Schmied, „der Peter Sannum war aus einem der Sannumer Gehöfte nördlich von der Kirche. Es war ein Beschwörer und wurde oft mit Pferd und Schlitten geholt, um Menschen und Vieh durch Beschwörungen zu heilen, gerade wie die alte Berthe Tuppenhaug dort unten auf der Waldlichtung. Aber wie es auch sein mochte, so war er doch wohl nicht klug genug, denn einmal hatten die Unterirdischen ihn gebunden, so daß er eine ganze Nacht auf seiner Hofweide mit schiefem Maule stehen mußte, und damals ging es nicht ganz richtig zu, wie ich nun erzählen will. Dieser Peter konnte sich nie mit den Leuten vertragen, gerade so wie — hm — hm — nun also er war ein Zänker, der mit Allen Streit anfing. Nun hatte er einmal einen Proceß beim Stiftsgerichte in Christiania, und vor diesem sollte er sich Schlag zehn Uhr einfinden. Er dachte, er hätte Zeit genug, wenn er den Abend vorher von Hause fortritte, und das that er auch; als er aber auf den Asmyrer Hügel kam, wurde das Pferd am Zügel festgehalten. Dort ist es auch nicht richtig; vor langer Zeit hat sich Einer oben auf dem Hügel aufgehängt, und Viele wollen dort Musik gehört haben von Geigen und Klarinetten und Flöten und anderen Blasinstrumenten. Ja, die alte Berthe weiß genug davon zu erzählen; sie hat es gehört, und sie sagt, so Schönes hätte sie nie gehört; es wäre gerade so gewesen, wie damals die große Musik, die 1814 bei dem Schulzen war. War es nicht so, Berthe?" fragte der Schmied.

„Ja, das ist wahr, das ist bei Gott die reine Wahrheit, Vater," erwiderte die Käthnersfrau, die am Heerde saß und Wolle kämmte.

„Also, das Pferd wurde ihm da festgehalten," fuhr der Schmied fort, „und es wollte sich nicht vom Flecke rühren. So sehr er auch auf dasselbe losschlug und schrie und schalt, so tanzte es doch nur im Kreise umher, und er konnte es weder vorwärts noch rückwärts

bringen. Die Zeit verstrich, aber es wurde nicht anders. So ging es die ganze Nacht, und es war deutlich zu sehen, daß da Einer stand und es hielt, denn wie sehr Peter auch fluchte und tobte, so kam er doch nicht weiter. Aber als der Morgen dämmerte, da stieg er ab und ging zu Ingebret auf den Asmyrer Hügel, bat ihn einen Feuerbrand herauszubringen, und diesen, nachdem Peter wieder aufgesessen war, über das Pferd hinwegzuschleudern. Nun ging es natürlich in vollem Galopp davon, und Peter konnte nur mit Mühe festsitzen und machte nicht eher Halt, als bis er zur Stadt kam; aber da fiel das Pferd um und war todt."

„Das habe ich schon früher gehört," sagte die alte Berthe und hörte auf zu kämmen, „aber ich habe nie glauben wollen, daß Peter Sannum nicht klüger war; doch da Du es sagst, Christian, so muß ich es wohl glauben."

„Ja, das kannst Du", versetzte der Schmied, „denn ich habe es von Ingebret Asmyrhaug selbst gehört, der den Brand holte und über das Pferd hinwegschleuderte."

„Er hätte wohl durch das Zaumzeug sehen sollen, Berthe, nichtwahr?" fragte einer der Knaben.

„Ja, das hätte er sollen", erwiderte die alte Berthe, „denn dann hätte er den erblickt, der das Pferd hielt, und dann hätte dieser loslassen müssen. Das habe ich von Einem gehört, der dergleichen besser als irgend ein Anderer kannte, es war Einer, den sie zu Hause in Halland Hans Freimuth nannten. In andern Gegenden nannten sie ihn Hans mit der Ehrbarkeit, denn er hatte sich die Redensart angewöhnt: „Alles mit Ehrbarkeit." Die Unterirdischen hatten ihn mit sich in den Berg genommen, und er war viele Jahre bei ihnen gewesen, und sie verlangten endlich von ihm, er sollte ihre Tochter nehmen, die beständig hinter ihm her war. Aber das wollte er nicht, und als in einigen Kirchen nach ihm geläutet wurde, da nahmen sie ihn zuletzt und warfen ihn heraus und zwar von einer weit

entlegenen hohen Bergkuppe hinab, die, wie ich glaube, Horte heißt; und es kam ihm so vor, als führe er gerade zum Fjord hinab. Seit der Zeit war er halb blödsinnig. Nun mußte er als Ortsarmer bei den Bauern der Reihe nach herum essen und ging von Hof zu Hof und erzählte wunderliche Geschichten, und wenn er so dasaß, dann lachte er oft plötzlich.

„Hi, hi, hi, Kari Karina, ich sehe Dich wohl!" sagte er, denn das Elfenmädchen war beständig hinter ihm her.

Während er bei den Unterirdischen war, erzählte er, mußte er sie beständig begleiten, wenn sie draußen waren und sich mit Essen und Milch versahen, denn das, worüber das Kreuzeszeichen gemacht oder das mit Jesu Namen gesegnet war, hatten sie nicht Macht zu nehmen, und dann sagten sie zu Hans: „Hier mußt Du zugreifen, denn darauf ist herumgekritzelt," und er packte dann ganz ungeheuere Lasten in ihre Körbe ein; aber sobald es donnerte, liefen sie so schnell davon, daß er ihnen nicht folgen konnte. Hans war mit einem derselben, der Vaatt hieß, beständig zusammen, und der war so stark, daß er Hans und die ganze Last trug, sobald ein solches Unwetter sie plötzlich überfiel. Einmal begegneten sie in einem tiefen Thale oben auf Halland dem Vogt aus Ringerike. Da ging Vaatt hin und hielt dessen Pferd am Zügel fest, und der Vogt schrie und schlug auf das Pferd los und behandelte es so grausam, daß es nicht anzusehen war. Aber da sprang der Kutscher von den Schlittenkufen und sah durch den Zaum. Da mußte Vaatt loslassen, und das Pferd rannte so schnell davon," sagte Hans, „daß der Bursch kaum wieder auf die Schlittenkufen kommen konnte, und wir schlugen ein Gelächter auf, daß sich der Vogt im Schlitten umwandte und zurückblickte." —

„Ja," sagte einer der Käthner, der in einer andern Gegend zu Hause war, „das habe ich von dem Pfarrer in Lier ebenfalls gehört. Er wollte ein altes Weib, das zeitlebens ein gottloses Frauenzimmer gewesen war, auf dem Sterbebette besuchen. Als er in den Wald

hinauf kam, wurde das Pferd am Zügel gehalten; aber er wußte sich zu helfen, denn er war ein tüchtiger Mann, dieser Lierer Pfarrer; in einem Satze sprang er vom Schlitten auf den Rücken des Pferdes und schaute durch den Zaum hinab, und da sah er denn, wie ein häßlicher alter Mann den Zügel hielt — sie sagen, es war der Teufel selbst."

„Laß nur los, Du bekommst sie nicht," sagte der Pfarrer.

„Er mußte loslassen, aber in demselben Augenblicke gab er dem Pferde einen Schlag, und nun sprengte es fort, daß unter den Hufen Funken stoben und es bis zu den Baumwipfeln hinauf sprühte und daß der Kutscher sich kaum hinten fest halten konnte. Diesmal kam der Pfarrer zum Krankenbesuche angeritten." —

„Nein, wie soll es nur mit den Kühen werden, Mutter," sagte die Viehmagd Marie, die mühsam einen Milcheimer hereinschleppte, „ich glaube, sie hungern sich noch zu Tode; hier könnt Ihr sehen, Mutter, wie wenig Milch wir bekommen."

„Du mußt Heu vom Stallboden herabholen," sagte das alte Mütterchen.

„Ei, da käme ich schön an!" erwiderte Marie; „komme ich dorthin, dann sind die jungen wie die alten Mannsleute so wüthend, wie wilde Gänseriche."

„Ich will Dir einen Rath geben, Marie," sagte einer der Knaben mit einer pfiffigen Miene. „Du mußt Brei von saurer Sahne kochen und am Donnerstag Abend unter den Schuppen neben den Stall setzen, dann hilft Dir schon das Heinzelmännchen das Heu nach dem Kuhstall tragen, während die Knechte schlafen."

„Ja, wäre nur ein Heinzelmännchen hier, dann würde ich es schon thun," erwiderte die alte Viehmagd arglos; „aber es ist ja leider kein Heinzelmännchen hier auf dem Gute, denn die Herrschaft glaubt nicht an dergleichen; aber bei dem Kapitän auf Näs, da war ein Heinzelmännchen zu der Zeit, als ich da diente."

„Wie kannst Du denn das wissen?“ fragte die alte Mutter. „Hast Du es etwa gesehen?“

„Es gesehen? Ja, gesehen habe ich es natürlich auch,“ versetzte Marie; „ei ja, das ist gewiß.“



„Ach, erzähle uns das, erzähle uns das!“ riefen die Knaben.

„Das kann ich schon thun,“ sagte die Viehmagd und begann:

„Zu der Zeit als ich bei dem Kapitän diente, da sagte der Hofknecht eines Samstagsabends zu mir:

„Du bist wohl so gut, Marie, heute Abend für mich die Pferde zu füttern? Ich will Dir gern wieder einen Gefallen thun.“

„Ei ja," sagte ich, „das kann ich schon thun," denn er wollte zu seiner Dirne gehen.

Als die Zeit heran rückte, daß die Pferde ihr Abendfutter haben mußten, da gab ich es erst den beiden, und dann nahm ich einen Arm voll Heu und wollte es dem Pferde des Kapitäns geben, und das war immer so fett und blank, daß sich Einer gern hätte darin spiegeln können, aber wie ich in den Stand desselben gehen wollte, da kam es gerade auf meine Arme herabgefallen."

„Wer, wer? das Pferd?" sagten die Knaben.

„Ach nein, Gott bewahre; Heinzelmännchen war es; ich bekam solche Angst, daß ich das Heu fallen ließ, wo ich stand, und wieder hinausrannte, so schnell ich konnte. Und als Peter nach Hause kam, da sagte ich: „Ich habe einmal für Dich die Pferde gefüttert, mein lieber Peter, aber es geschieht wahrlich nicht wieder, und des Kapitäns Brauner, der bekam auch nicht einen Halm Heu," sagte ich, und dann erzählte ich es ihm.

„Ei nun, mit dem Braunen hat es keine Noth," sagte Peter, „der hat schon Einen, der für ihn sorgt."

„Wie sah denn das Heinzelmännchen aus, Marie?" fragte einer der Knaben.

„Ja, denkst Du denn, ich konnte es sehen?" erwiderte sie; „es war so finster, daß ich nicht die Hand vor Augen sehen konnte, aber ich fühlte es so deutlich, wie ich Dich jetzt greife. Es war haarig und es hatte feurige Augen."

„Ach, es war gewiß nur eine Katze," wandte einer von ihnen ein.

„Katze?" sagte sie mit tiefster Verachtung. „Ich fühlte jeden seiner Finger, er hatte nur vier und sie waren haarig, und war es nicht das Heinzelmännchen, so will ich nicht lebendig vom Flecke kommen."

„Ja, das war das Heinzelmännchen, das ist gewiß," sagte der Schmied, „denn Daumen hat es nicht, und haarig soll es an den Händen sein; ich habe mit ihm nie etwas zu thun gehabt; aber so soll es sein,



das habe ich gehört; und daß es Pferde wartet und der beste Knecht ist, den Jemand haben kann, das wissen wir alle. Viele haben großen Nutzen von ihm, aber doch bringt es nicht allein Nutzen; nämlich oben in Ullensaker, lebte ein Mann, der hatte von den Unterirdischen einmal eben so großen Nutzen, als Andere von dem Heinzelmännchen haben; er wohnte auf Rögli. Die Leute wußten recht gut, daß sich dort das Waldweib aufhielt, denn einmal im Frühjahr, als der Schnee noch nicht ganz verschwunden war, fuhr der Mann nach der Stadt, und als er nach dem Bach Skjälle kam und seine Pferde getränkt hatte, kommt da über den Hügel eine Heerde schwarzgestreifter Kühe angezogen, so groß und fett, daß es eine Lust war, sie zu sehen, und einige der Begleiter fuhren mit allerlei Melkgeschirren und Geräthen auf Karren mit schönen starken Pferden bespannt; aber vorauf schritt eine stattliche Dirne, die hatte ein triefendes Melkgefäß in der Hand.

„Aber wo wollt Ihr denn zu dieser Jahreszeit hin?“ fragte der Mann von Rögli verwundert.

„Ei,“ erwiderte die, welche voranging, „wir wollen nach der Röglier Alp in Ullensaker; dort gibt's Futter genug.“

Es kam ihm sonderbar vor, daß sie nach seiner Alp wollten; und außer ihm sah oder hörte Niemand etwas davon, und Alle, denen er auf dem Wege begegnete, fragte er; aber Niemand hatte eine Heerde gesehen.

Zu Hause auf dem Hofe in Rögli ging es bisweilen ebenfalls wunderlich zu, denn sobald er nach Sonnenuntergang eine Arbeit gemacht hatte, wurde sie des Nachts stets zerstört, und zuletzt mußte er ganz aufhören zu arbeiten, wenn die Sonne untergegangen war. Nun ging er einmal im Herbste und sah nach, ob die gemähte Gerste schon trocken wäre — denn es war spät im Herbste — und sie kam ihm noch nicht vollkommen trocken vor, aber da hörte er ganz deutlich, wie es in einem Hügel sagte:

„Fahre Deine Gerste ein, morgen schneit es.“

Nun ging es an das Einfahren, so schnell er konnte; er fuhr bis spät nach Mitternacht und bekam die Gerste herein, und am nächsten Morgen lag der Schnee über einen Fuß tief.“ —

„Ja, aber die Unterirdischen sind doch nicht immer so freundlich, Schmied,“ sagte einer der Knaben, „wie war es doch mit der, die auf Eldstad das Hochzeitsessen stahl und ihre Mütze vergaß?“

„Nun, das will ich Dir erzählen,“ sagte der Schmied, der begierig diesen Wink ergriff, eine neue Erzählung zu beginnen.

„Auf Eldstad in Ullensaker war einmal eine Hochzeit; aber auf dem Hochzeitshofe hatten sie keinen Backofen, und deshalb mußten sie die Braten nach dem Nachbarshofe senden, wo sie einen Backofen hatten, und sie dort braten. Am Abende wollte der Knecht des Hochzeitshofes mit ihnen nach Hause fahren. Als er über eine Haide kam, hörte er es ganz deutlich rufen: „Wenn Du nach Eldstad kommst, dann sage zu Deld, Dild fiel in's Feuer.“

Der Knecht hieb auf das Pferd los und fuhr, daß ihm der Wind um die Nase pfiff, denn es war kaltes Wetter und prächtige Schlittenbahn. Und noch mehrmals wurde ihm dasselbe nachgerufen, so daß er es gut behielt. Er kam mit seiner Ladung glücklich heim, und trat dann an das Tischende, wo die Dienstboten ab und zu hingingen, wenn sie Zeit hatten, und sich etwas zu essen nahmen.

„Nun Bursch, hat Dich der Teufel selbst gefahren oder hast Du Dich noch gar nicht nach den Braten auf den Weg gemacht?“ sagte einer von den Leuten des Hauses.

„O ja, ich bin schon zurück,“ versetzte er, „da siehst Du sie durch die Thüre herein tragen; ich schlug auf die Stute los und ließ sie derb laufen, denn als ich auf die Haide kam, da rief es: „Wenn Du nach Eldstad kommst, dann sage zu Deld, Dild fiel in's Feuer.“

„Ach, das war mein Kind,“ rief es in dem Eßzimmer, und nun sprang da Eine auf, als wäre sie närrisch; sie rannte auf Einen nach dem Andern los und schlug sie sämmtlich auf den Kopf; aber

zuletzt fiel ihr der Hut ab, und nun konnten sie sehen, daß es ein Waldweib war, das da gewesen, denn sie hatte Fleisch und Fett und Butter und Kuchen und Bier und Branntwein und Alles, was gut war, gemaust; aber sie war wegen ihres Kindes so verwirrt, daß sie eine silberne Schöpfkelle in der Bierkufe vergaß und nicht merkte, daß ihr der Hut entfiel. Sie nahmen die silberne Schöpfkelle und den Hut und bewahrten Beides zu Eldstad auf; und der Hut hatte die Eigenschaft: wer ihn auf hatte, konnte von keinem sterblichen Menschen gesehen werden, außer etwa von einem Geisterseher; aber ob er noch da ist, kann ich nicht für gewiß sagen, denn ich habe ihn nicht gesehen, und habe ihn auch nicht aufgehabt.“ —

„Ja, auf das Stehlen sind die Unterirdischen versessen, das habe ich immer gehört,“ sagte die alte Berthe Tuppenhaug, „aber am schlimmsten sollen sie in der Sennzeit sein; das ist für Waldweiber und Unterirdische immer eine wahre Festzeit; denn wenn die Sennerinnen herumgehen und an ihre Burschen denken, vergessen sie über Milch und Sahne und Butter und Käse das Kreuz zu machen, und dann nimmt das Geistervolk Alles, was es will. Die Leute bekommen sie nicht oft zu sehen, aber bisweilen geschieht es doch, und einmal geschah es auf der Neberger Alp, oben im Gemeindewalde.

Es waren einige Zimmerleute oder Holzhauer da oben und fällten Bäume. Als sie Abends nach der Neberger Alp gehen wollten, da wurde ihnen im Walde zugerufen:

„Bestellet Kilde, ihren beiden Kindern ginge es schlecht; sie verbrannten sich am Suppenkessel.“

Als die Holzhauer nach der Sennhütte kamen, da erzählten sie es den Dirnen und sagten: „Als wir am Abend nach Hause gehen wollten und die Axt schon auf der Schulter hatten, da sagte eine Stimme im Walde:

„Bestellet Kilde, ihren beiden Kindern ginge es schlecht; sie verbrannten sich am Suppenkessel.“

„Ach, das waren meine Kinder," schrie es in der Milchkammer, und ein Waldweib kam da herausgefahren mit einem Milchgefäße in der Hand, und das warf sie hin, daß die Milch um sie spritzte." —

„Die Leute erzählen jetzt so viel," sagte der Schmied mit einer spöttischen Miene, als ob er Zweifel an der Glaubwürdigkeit dieser Erzählung hegte. Indessen sprach aus ihm kaum etwas Anderes heraus als der Aerger unterbrochen zu sein, als er im besten Erzählen war. In der ganzen Gegend gab es kaum Einen, der an den wunderlichsten Erzählungen von Waldweibern und Unterirdischen reicher war als er, und im Glauben an diese Wesen nahm er es mit dem Gläubigsten auf. „Die Leute erzählen so viel," sagte er. „Man kann nicht Alles glauben. Aber wenn es in seiner eigenen Familie geschehen ist, dann darf Einer es glauben. Und nun will ich erzählen, wie es meinem Schwiegervater ergangen ist; es war ein ernster und glaubwürdiger Mann, so daß gewiß wahr ist, was er sagte. Er wohnte zu Skroperud auf den Loddinger Gütern in Ullensaker und hieß Jo. Er hatte sich eine neue Hütte gebaut und hatte zwei oder drei Kühe, fett und in gutem Stande und ein Pferd, das zeichnete sich vor allen anderen aus. Mit diesem Pferde fuhr er oft im Postdienste von Mo nach Trögstad, und wenn es sich so traf, von dort auch nach Skrimstad und wieder zurück nach Mo; und er machte sich nichts daraus, wie weit er mit dem Pferde fuhr, denn es war und blieb gleich wohlgenährt. Jäger war er ebenfalls und außerdem noch Spielmann. Oft spielte er auswärts, zu Hause konnten sie ihn nie dazu bewegen, die Geige anzurühren; war auch die Hütte ganz voll junger Leute, so weigerte er sich trotzdem zu spielen. Aber einmal waren einige Burschen zu ihm gekommen, mit Flaschen voll Branntwein. Als sie den Alten etwas betrunken gemacht hatten, kamen noch mehrere, und obgleich er anfangs Nein sagte, nahm er endlich doch die Geige zur Hand. Nachdem er jedoch eine Weile gespielt hatte, legte er sie fort, denn er wußte, die Unterirdischen waren nicht weit fort und liebten nicht solchen

Lärm. Aber die Burschen brachten ihn doch wieder zum Spielen, und so ging es zwei- oder dreimal; er legte die Geige fort und nahm sie auf ihr Bitten doch wieder. Endlich hängte er sie an die Wand und schwur, diesen Abend nicht einen Bogenstrich mehr zu machen, und dann jagte er sie sämmtlich hinaus, Burschen wie Dirnen. Als er angefangen hatte, sich auszuziehen und in Hemdsärmeln am Heerde stand, um sich sein Abendpfeifchen anzuzünden, da kam ein Zug von Großen und Kleinen herein, so daß es in der Stube wimmelte.

„Nun", sagte Jo, „kommt Ihr schon wieder?" Er glaubte, es wären die, welche vorhin dagewesen und getanzt hatten; aber als er sah, daß sie es nicht waren, wurde ihm angst, er nahm seine Töchter, die schon im Bett lagen und riß sie heraus — er war ein sehr starker Mann — und fragte: „Was sind das für Leute? Kennt Ihr sie?"

Die Dirnen waren schlaftrunken und verstanden ihn nicht. Da nahm er das Gewehr von der Wand und richtete es auf die Schaar, die herein gekommen war. „Wenn Ihr Euch nicht packt," fluchte er, „dann will ich Euch so auseinander jagen, daß Ihr nicht wissen sollt, ob Ihr auf dem Kopfe oder den Beinen steht." Sie stürzten zur Thüre hinaus und schrieen, daß Einer immer über den Andern wegfiel, und ihm kam es gerade so vor, als rollte ein Haufen grauer Garnknäuel zur Thüre hinaus. Aber als Jo das Gewehr weggesetzt hatte und wieder zum Heerde kam, um sich seine Pfeife anzuzünden, die ausgegangen war, da saß auf der Heerdbank ein alter Mann mit einem Barte so lang, daß er gerade bis zur Bank hinabreichte, denn er war über eine Elle lang; der hatte ebenfalls eine Pfeife und fuhr, wie Jo selbst, mit einem Brande hin und her und wollte sie anzünden; aber sie löschte immer wieder aus und er zündete sie immer wieder an, und es wurde nicht anders.

„Nun, und Du?" fragte Jo, „gehörst Du auch zu dem Landstreicherpack? Wo bist Du her?"

„Ich wohne nicht weit von hier,“ erwiderte der Mann, „und ich rathe Dir: hüte Dich und mache in Zukunft hier nicht solchen Lärm, sonst mache ich Dich zu einem armen Manne.“

„Nun, wo wohnst Du denn?“ fragte Jo.

„Ich wohne hier unter dem Trockenhause und wären wir nicht da gewesen, so wäre es wohl schon längst dahin, denn Du machst da mitunter ein furchtbares Feuer an; und es ist so wackelig, daß es zusammenstürzt, sobald ich meine Hand davon abziehe. Nun weißt Du es,“ sagte er, „und sei von heute an auf Deiner Hut.“

Nie wurde dort wieder zum Tanze aufgespielt; Jo gab seine Geige weg und nie konnten sie ihn seitdem dazu bringen, eine andere anzurühren.“ —

Während des letzten Theiles dieser Erzählung hatte der Gutsbesitzer im Zimmer einen gewaltigen Lärm angestellt; Schrankthüren wurden auf- und zugemacht; es wurde mit Silberzeug und Schlüsselbunden gerasselt; man konnte hören, daß er beschäftigt war, all sein bewegliches Eigenthum von dem silbernen Kruge bis zu der bleiernen Tabaksdose wieder einzuschließen. Gerade als der Schmied geendet hatte, machte er die Thüre halb auf, steckte den Kopf mit der Mütze auf dem einen Ohre heraus und sagte:

„Bist Du jetzt mit Deinen Schnurren fertig, Schmied, und wieder beim Lügen?“

„Lügen?“ versetzte der Schmied sehr gekränkt; „ich habe nie gelogen, denn dies ist wahr; ich bin ja mit der einen der Dirnen verheirathet, und meine Frau, die Dorthe, sie lag selbst im Bette und sah den bärtigen Alten; freilich waren die Dirnen sonderbar und wie halb närrisch, aber das kam davon, daß sie die Unterirdischen gesehen hatten,“ fügte er mit einem grimmigen Blicke auf den Gutsbesitzer hinzu.

„Närrisch?“ sagte der Gutsbesitzer, „ja, das glaube ich allerdings; das bist Du ja ebenfalls, wenn Du nicht einen Rausch hast, denn dann

bist Du vollkommen verrückt. Kommt Jungen, und geht und legt Euch nieder, und sitzet hier nicht und hört seine Salbaderei an."

„Ich muß gestehen, das ist thöricht von Euch gesprochen, Vater," bemerkte der Schmied mit Ueberlegenheit. „Das letzte Mal, wo ich närrisches Zeug und Gewäsch hörte, war am siebzehnten Mai, als Ihr auf dem Neberger Hügel predigtet," fügte er in demselben Tone hinzu.

„Verdammtes Gewäsch!" brummte der Gutsbesitzer und hinkte mit dem Lichte in der einen Hand und einem Bündel Akten und einigen Zeitungen unter dem Arme durch die Küche.

„Ach, bleibt ein wenig hier, Vater," sagte der Schmied neckend, „und erlaubt den Jungen hier zu bleiben, dann sollt Ihr auch ein Stückchen zu hören bekommen; es ist Euch auch gar nicht gut, immer im Gesetzbuche zu lesen."

„Ich will Euch von einem Dragoner erzählen, der mit einem Waldweibe verheirathet wurde. Die Wahrheit kann ich verbürgen, denn ich hörte es von der alten Berthe, und sie ist selbst aus der Gegend, wo es geschah."

Der Gutsbesitzer schlug die Thür wüthend zu, und man hörte ihn die Treppe hinaufstampfen.

„Ei nun, da der Alte es nicht hören will, so muß ich es Euch denn erzählen," sagte der Schmied zu den Knaben, über welche das großväterliche Ansehen keine Macht mehr ausübte, als der Schmied ein Märchen zu erzählen versprach.

„Vor vielen Jahren," begann er, „wohnten ein Paar alte wohlhabende Leute auf einem Hofe oben auf Halland. Sie hatten einen Sohn und der war Dragoner und dazu ein großer schöner Kerl. Auf dem Gebirge hatten sie ein Haus und das war nicht wie die Sennhütten zu sein pflegen, sondern sauber und schön aufgeführt und hatte einen gemauerten Schornstein und Dach und Fenster. Hier hielten sie sich den ganzen Sommer auf, aber wenn sie im

Herbste nach Hause zurückkehrten, dann zogen — wie Holzhauer, Jäger, Fischer und solche Leute bemerkt hatten, die um diese Zeiten im Walde sind — Waldgeister mit ihren Heerden hinein. Und unter ihnen war eine Dirne, die war über alle Maaßen schön, daß man nie ihres Gleichen gesehen hatte.

Davon hatte der Sohn oft sprechen hören, und als sie in einem Herbste von der Alp nach Hause kamen, zog er seine volle Uniform an, legte den Dragonersattel auf das Dragonerpferd mit den Pistolenholftern und den Pistolen, und dann ritt er hinauf. Als er auf den Weideplatz kam, war ein so helles Feuer in dem Hause, daß es aus allen Ritzen herausleuchtete, und da konnte er sich denken, daß die Waldgeister schon da waren. Jetzt band er sein Pferd an einen Fichtenstamm, nahm die eine Pistole aus der Holfter, schlich sich leise bis zum Fenster und schaute sich um, da sah er drinnen in der Sennhütte einen alten Mann und eine Frau, die waren vom Alter gekrümmt und voller Runzeln und so ungeheuer häßlich, daß er so etwas Häßliches sein Leben lang nicht gesehen hatte; aber da war auch eine Dirne, und die war so schön, daß er gar nicht glaubte leben zu können, wenn er sie nicht bekommen könnte. Alle hatten sie Kuhschwänze, auch die schöne Dirne. Er konnte sehen, daß sie erst vor Kurzem angekommen waren, denn es war eben aufgeräumt. Die Dirne war beschäftigt, den häßlichen Alten zu waschen, und die Frau machte unter dem großen Käsekessel auf dem Heerde Feuer an.

Plötzlich stieß der Dragoner die Thüre auf und schoß die Pistole gerade über den Kopf der Dirne hinweg ab, daß sie zu Boden fiel. Aber in demselben Augenblicke ward sie eben so häßlich, als sie vorher schön gewesen war, und eine Nase bekam sie, so lang wie eine Pistolenholfter.

„Nun kannst Du sie nehmen, nun ist sie Dein," sagte der alte Mann. Aber der Dragoner war wie festgenagelt; wo er stand, da stand er, und er konnte keinen Schritt weder vor- noch rückwärts thun. Der

Alte begann nun die Dirne zu waschen; da wurde sie sich wieder etwas ähnlicher, die Nase nahm nach und nach bis zur Hälfte ab, und der häßliche Kuhschwanz wurde aufgebunden, aber schön war sie nicht, das hätte man lügen müssen.

„Nun ist sie Dein, mein braver Dragoner, setze sie nur auf den Sattelknopf und reite nach Hause und halte Hochzeit mit ihr, und für uns kannst Du das Kämmerchen im Brauhause herrichten lassen, denn wir wollen nicht mit der übrigen Hochzeitsgesellschaft zusammen sein," sagte der alte häßliche Vater; „aber wenn auf Eure Gesundheit getrunken wird, dann kannst Du nach uns sehen."

Der Dragoner wagte nicht sich zu weigern; er nahm die Dirne mit auf den Sattelknopf und rüstete zur Hochzeit. Aber ehe sie zur Kirche gingen, bat die Braut eine der Brautjungfern, sich ja dicht hinter sie zu stellen, damit Niemand sähe, daß ihr der Schwanz abfiele, wenn ihr der Pfarrer die Hand auflegte.

Nun war der Hochzeitsschmaus, und als das Hoch ausgebracht wurde, da ging der junge Mann in die Kammer, wo für die Alten gedeckt war. Diesmal sah er da nichts, als aber die Hochzeitsgesellschaft heimgegangen war, lag da so viel Gold und Silber und so viel Geld, daß er nie zuvor solchen Reichthum gesehen hatte.

Lange Zeit ging es nun gut; so oft ein Gastmahl war, deckte die Frau für die Alten draußen in der Kammer, und stets lag danach so viel Geld da, daß sie zuletzt fast nicht wußten, was sie damit machen sollten. Aber häßlich war sie und häßlich blieb sie, und er war ihrer satt, und es kam auch wohl vor, daß er mitunter etwas schlimm war und ihr mit Schlägen und Prügeln drohte.

Einmal mußte er in die Stadt; es war zur Zeit des ersten Frostes im Herbste, und deshalb wollte er das Pferd beschlagen. Er ging also in die Schmiede, denn er war selbst ein tüchtiger Schmied; aber wie er es auch anstellte, das Hufeisen wurde entweder zu groß oder zu klein, und nie wollte es passen. Er hatte kein Pferd weiter

zu Hause, und Zeit auf Zeit verstrich, es wurde Mittag und es wurde Vesperzeit.

„Kannst Du denn nie mit dem Beschlagen fertig werden?“ sagte die Frau; „Du bist kein sonderlicher Mann, aber ein noch elenderer Schmied. Es wird nichts übrig bleiben, als daß ich selbst hingehe und das Pferd beschlage; ist das Hufeisen zu groß, so kannst Du es ja kleiner, und ist es zu klein, so kannst Du es ja größer machen.“ Sie ging in die Schmiede, und das Erste, was sie that, war, das Hufeisen mit beiden Fäusten auseinander zu ziehen.

„Sieh her,“ sagte sie, „so mußt Du es machen.“ Dann bog sie es zusammen, als wäre es von Blei. „Hebe nun das Bein auf,“ sagte sie, und das Hufeisen paßte so genau, daß der beste Schmied es nicht hätte besser machen können.

„Ei, Du hast ja starke Finger,“ sagte der Mann und blickte sie an.

„Kommt es Dir so vor?“ sagte sie. „Wie denkst Du wohl, daß es mir gegangen wäre, wenn Du so starke Finger gehabt hättest? Aber ich habe Dich viel zu lieb, als daß ich meine Kräfte gegen Dich gebrauchen sollte,“ sagte sie.

Von dem Tage an war er ein vortrefflicher Mann gegen sie.“—

„Nun, glaube ich, können wir heute Abend genug gehört haben,“ sagte Mütterchen, als die Erzählung zu Ende war, und erhob sich.

„Ja, wir werden leise auftreten müssen, da sich der Alte schon zur Ruhe gelegt hat,“ versetzte der Schmied und sagte Gutenacht, aber er versprach den Knaben am nächsten Abend mehr zu erzählen, und knüpfte mit ihnen eine Unterhandlung wegen eines Viertelpfunds Tabak an.

Als ich Nachmittags bei dem Schmied draußen in der Schmiede war, kauete er stark Tabak, was stets ein Zeichen war, daß er Branntwein getrunken hatte; gegen Abend war er über Land gegangen, um mehr zu holen. Als ich ihn einige Tage später wieder

sah, war er düster und wortkarg. Er wollte Nichts erzählen, obgleich ihm die Knaben Tabak und Branntwein versprachen. Aber die Mägde raunten sich zu, daß ihn die Unterirdischen erwischt und auf dem Asmyrer Hügel zur Erde geworfen hätten. Dort hatte ihn ein Fuhrmann gegen Morgen liegend und irre redend gefunden.



Aschenhans, der die Königstochter zum Lachen brachte.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, und die war so schön, daß sie weit und breit bekannt war; aber sie war so ernst, daß sie nie lachen konnte, und darauf war sie so stolz, daß sie Allen, die um sie warben, einen Korb gab, wenn sie auch noch so stattliche Prinzen oder Edelleute waren. Der König war schon längst ärgerlich darüber und meinte, sie könnte sich verheirathen wie jede Andere; sie hätte auf Nichts zu warten; sie wäre alt genug und reicher würde sie auch nicht, denn sie sollte das halbe Reich haben, das wäre ihr mütterliches Erbe.

Deshalb ließ er am Sonntage auf dem Kirchberge bekannt machen, wer seine Tochter zum Lachen brächte, solle sie und das halbe Königreich bekommen; wer dies aber versuche und sie nicht dazu brächte, dem sollten drei rothe Riemen aus dem Rücken geschnitten und Salz hinein gestreut werden, und das ist sicher, daß viele Rücken im Königreiche wund wurden. Von Süd und Nord, von Ost und West kamen da Freier gezogen und meinten, es wäre nicht schwer, eine Königstochter zum Lachen zu bringen. Und es waren gar wunderliche Männer darunter. Aber trotz all der Grimmassenschneider, die da waren, und trotz all der Faxen, die sie machten, blieb die Königstochter stets gleich ernst und finsterblickend.

Dicht neben der Königsburg wohnte ein Mann, der hatte drei Söhne. Die hörten auch, der König hätte bekannt gemacht, wer die Königstochter zum Lachen bringen könnte, der sollte sie und das halbe Königreich bekommen.

Der Aelteste machte sich zuerst auf den Weg, und als er zur Königsburg kam, sagte er zum Könige, er wollte versuchen, die Königstochter zum Lachen zu bringen.

„Ei, das ist ganz gut," sagte der König, „aber es wird wenig nützen, lieber Mann, denn hier sind schon Viele gewesen, die sich umsonst daran versucht haben; meine Tochter ist gar zu traurig, und ich möchte nicht gern, daß noch mehrere ins Unglück kommen.

Aber jener meinte, es würde schon gelingen. Es könnte ihm nicht schwer fallen, eine Königstochter zum Lachen zu bringen, denn gar oft hätten Offiziere wie Gemeine über ihn gelacht, als er Soldat war und unter Flügelmann Nils exercirte. — Da machte er sich denn auf dem Vorplatze unter dem Fenster der Prinzessin daran, wie Flügelmann Nils zu exerciren. Aber es half nichts. Die Königstochter blieb immer gleich ernst und finsterblickend. Da nahmen sie ihn und schnitten ihm drei breite rothe Riemen aus dem Rücken und sandten ihn nach Hause.

Als er wieder heimgekommen war, machte sich der zweite Sohn auf den Weg. Er war Schulmeister und ein gar wunderliches Mannsbild. Er war lahm, und zwar gründlich. Einen Augenblick war er so klein wie ein Junge, aber wenn er sich auf seinem langen Beine aufrichtete, wurde er so groß und lang wie ein Troll. So war er wohl geeignet, sich daran zu wagen.

Als er nach der Königsburg kam und sagte, er wollte die Königstochter zum Lachen bringen, schien das dem Könige doch nicht so ganz unmöglich; „aber Gott tröste Dich, wenn Du sie nicht dazu bringst," sagte er, „wir schneiden die Riemen jedesmal breiter."

Der Schulmeister eilte nach dem Vorplatze; dort stellte er sich vor dem Fenster der Königstochter auf und äffte sieben Pfarrer der

dortigen Gegend im Predigen und Collectiren und sieben Küster im Vorlesen und Singen nach. Der König lachte über den Schulmeister, daß er sich an den Söllerpfeiler halten mußte, und auch die Königstochter schien lächeln zu wollen, aber sie blieb doch wieder gleich ernst und finsterblickend, und nun erging es dem Schulmeister Paul nicht besser, als es dem Soldaten Peter ergangen war, — Peter und Paul hießen sie nämlich. — Sie nahmen ihn und schnitten ihm drei rothe Riemen aus dem Rücken, streuten Salz hinein, und dann sandten sie ihn heim.

Nun wollte sich der Jüngste auf den Weg machen, und das war Aschenhans. Aber die Brüder lachten und äfften ihm nach und zeigten ihm ihre wunden Rücken, und der Vater wollte es ihm nicht erlauben, denn er sagte, es könnte ihm doch nicht gelingen, da er keinen Verstand hätte, er könnte ja Nichts und er thäte Nichts, er säße nur wie eine Katze auf dem Heerde und wühlte in der Asche und schnitzte Kienspäne. Aber Aschenhans ließ nicht nach; er nörgelte und quergelte so lange, bis sie es satt hatten, und zuletzt bekam er Erlaubniß, zur Königsburg zu gehen und sein Glück zu versuchen.

Als er dort ankam, sagte er nicht, er wollte die Königstochter zum Lachen bringen, sondern er bat, ob er da nicht einen Dienst bekommen könnte. Nein, sie hatten keinen Dienst für ihn, aber Aschenhans ließ deshalb nicht nach, und sagte, sie könnten in einer so großen Wirthschaft gewiß Jemand brauchen, der Küchenmagd Holz und Wasser zu holen; ei ja, das schien dem König nicht so ganz übel, und er hatte wohl ebenfalls das Quergeln satt; so bekam Aschenhans endlich Erlaubniß dazubleiben und der Küchenmagd Holz und Wasser zu holen.

Als er eines Tages Wasser aus dem Bache holen sollte, bemerkte er einen großen Fisch, der saß unter einer alten Fichtenwurzel fest, unter der das Wasser die Erde weggespült hatte; da setzte er seine Bütte leise unter den Fisch. Als er aber nach der Königsburg

zurückgehen wollte, begegnete er einer alten Frau, die eine goldene Gans vor sich her trieb.

„Guten Tag, Großmutter," sagte Aschenhans. „Das ist ein niedlicher Vogel, den Ihr da habt, und ei, wie prächtige Federn! — sie glänzen ja weithin, — wer solche Federn hätte, brauchte nicht Kienspäne zu schnitzeln."

Der Frau gefiel der Fisch, den Hans in seiner Bütte hatte, eben so sehr und sie sagte, wenn Hans ihr den Fisch geben wollte, so sollte er die goldene Gans kriegen und die hätte die Eigenschaft, daß wer sie berührte, an ihr hängen bliebe, sobald ihr Herr sagte: „Willst Du mit, so hänge fest."

Ei ja, auf den Tausch wollte Aschenhans gern eingehen. „Vogel ist eben so gut wie Fisch," sagte er bei sich selbst; „ist er, wie Du sagst, dann kann ich ihn gut als Fischangel benutzen," sagte er zu der Frau und war mit der Gans sehr zufrieden. Er war nicht weit gegangen, da begegnete er einer alten Frau. Als sie die schöne goldene Gans sah, mußte sie hin und sie befühlen. Sie that gar süß und schön, und dann bat sie Aschenhans, ob sie seine reizende goldene Gans nicht streicheln dürfte.

„Das kannst Du," sagte Aschenhans, „aber Du darfst ihr die Federn nicht auszupfen."

Als sie nun den Vogel streichelte, sagte er:

„Willst Du mit, so hänge fest!" Die Frau riß und zerrte, aber sie blieb hängen, sie mochte wollen oder nicht, und Aschenhans ging weiter, als wäre er mit der goldenen Gans allein. Als er noch eine Strecke gegangen war, traf er einen Mann, der hatte wegen eines Streiches, den ihm die Frau gespielt, einen Groll auf sie. Als er sah, wie sie sich anstrengte los zu kommen, und bemerkte, wie fest sie saß, glaubte er ihr zum Dank dreist einen Puff versetzen zu können, und so stieß er mit dem Fuße nach der Frau.

„Willst Du mit, so hänge fest!" sagte Aschenhans, und der Mann mußte folgen und auf einem Beine hinken, er mochte wollen

oder nicht, und wenn er zupfte und zerrte und los wollte, ward es für ihn nur um so übler, denn dann gerieth er in Gefahr, mitten im Zerren rücklings hinzufallen.

Nun gingen sie eine gute Strecke, bis sie in die Nähe der Königsburg kamen. Da begegneten sie dem Schmied des Königs; er wollte nach der Schmiede gehen und hatte eine große Schmiedezange in der Hand. Dieser Schmied war ein lustiger Bursch, der stets voller Tollheiten und Schelmenstücke war, und als er diesen Aufzug angehüpft und angehinkt kommen sah, lachte er zuerst, daß er sich den Bauch halten mußte, dann aber sagte er:

„Das ist gewiß eine neue Gänseheerde, welche die Prinzessin haben soll; möchte wissen, wer von ihnen Gänserich und wer Gans ist? Der da voran watschelt, wird wohl der Gänserich sein. Gans, Gans!“ lockte er und warf mit der Hand, als streuete er den Gänsen Körner hin.

Aber die Heerde machte nicht halt — die Frau und der Mann sahen den Schmied nur ärgerlich an, weil er sich über sie lustig machte. — Da sagte der Schmied: „Es wäre doch lustig, die ganze Gänseheerde, so viel ihrer auch wären, festzuhalten;“ denn er war ein starker Mann, und nun packte er den alten Mann von hinten mit der Schmiedezange, und der Mann schrie und wand sich, aber Aschenhans sagte:

„Willst Du mit, so hänge fest!“

Da mußte der Schmied auch mit. Er krümmte zwar den Rücken, stemmte sich fest gegen die Erde und wollte los, aber es half nichts; er saß so fest, als wäre er in den großen Schraubstock in der Schmiede eingeschraubt, und ob er wollte oder nicht, er mußte mittanzen.

Als sie der Königsburg nahten, fuhr der Hofhund auf sie los und bellte, als wären es Wölfe oder Landstreicher, und als die Königstochter zum Fenster lief und sehen wollte, was da los wäre, und diesen merkwürdigen Aufzug gewahrte, begann sie zu lachen.


F. HENDRIKSEN.

Aber Aschenhans war damit noch nicht zufrieden. „Wartet nur, sie wird bald in ein besseres Gelächter ausbrechen," sagte er und schlug mit seinem Gefolge den Weg hinten um die Königsburg ein.

Als sie bei der Küche vorbei kamen, stand die Thüre offen, und die Köchin war beschäftigt, den Brei zu rühren, aber als sie Aschenhans mit seiner Heerde bemerkte, kam sie mit dem Quirl in der einen und mit einem Kochlöffel voll rauchender Grütze in der andern Hand zur Thüre herausgefahren, und lachte, daß sie sich schüttelte, und als sie sah, daß der Schmied dabei war, schlug sie sich auf den Schenkel und lachte aus vollem Halse. Aber als sie sich ordentlich satt gelacht hatte, kam auch ihr die goldene Gans so schön vor, daß sie Lust hatte sie zu streicheln.

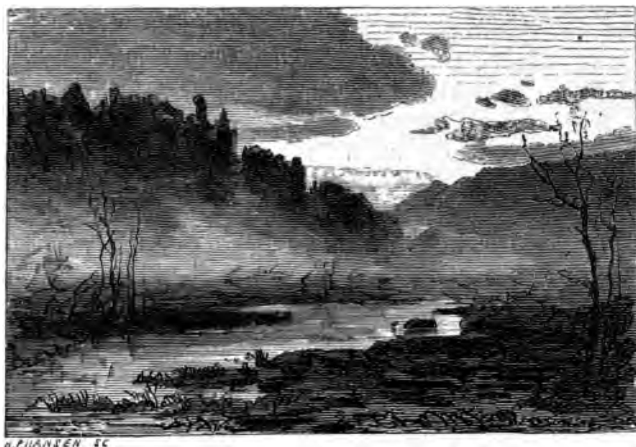
„Aschenhans, Aschenhans!" schrie sie und kam mit dem Grützlöffel in der Faust hinterhergelaufen, „darf ich den schönen Vogel streicheln, den Du da hast?"

„Laß sie lieber mich streicheln!" sagte der Schmied.

„Das kannst Du!" versetzte Aschenhans.

Aber als die Köchin dies hörte, wurde sie zornig. „Was sagst Du da!" schrie sie und drang mit dem Grützlöffel auf den Schmied ein.

„Willst Du mit, so hänge fest!" sagte Aschenhans; da saß auch sie fest, und wie sehr sie auch schalt, und riß und zerrte, und so wild sie war, sie mußte mithinken. Aber als sie vor das Fenster der Königstochter kamen, stand diese schon da und wartete auf den Zug, und als sie sah, daß die Köchin mit dem Grützlöffel und dem Quirl noch dazu gekommen war, da schlug sie ein lautes Gelächter auf und lachte, daß der König sie stützen mußte. Da bekam Aschenhans die Prinzessin und das halbe Königreich, und eine Hochzeit hielten sie, daß weit und breit davon geredet wurde.



Eine Sommernacht im Krog-Walde.

Und der Schatten senkt sich so dicht herein,
Wie ein Tuch auf die einsame Weide;
Es tappt und lärmt über Stock und Stein,
Und die Geister betreten die Haide.
Es ist so dunkel weit, weithin im Walde.

Geijer.

Als ein vierzehnjähriger Knabe kam ich eines Sonnabends Nachmittags kurz nach dem Johannistage nach Ober-Lyse, dem letzten Hofe in Sörkethal. Ich war die große Landstraße zwischen Christiania und Ringerike gar oft gefahren und gegangen; jetzt hatte ich nach einem kurzen Besuche in meiner Heimath zur Abwechselung den Weg über Bogstad nach Lyse eingeschlagen, um von dort den Saumpfad oder den Richtweg über den nördlichen Theil des Krog-Waldes nach Kehrraden in Aasa zu gehen. Alle Thüren auf dem Hofe standen offen; aber vergebens suchte ich in Zimmer, Küche und Scheune nach einem Menschen, den ich um einen Labetrunk und die

Beschreibung des Weges hätte bitten können. Es war Niemand zu Hause als eine schwarze Katze, die höchst zufrieden auf dem Heerde saß und spann, und ein blendend weißer Hahn, der sich spreizend in der Vorhalle auf und ab stolzirte und in einem fort krähte, als ob er sagen wollte: „Jetzt bin ich der Allergrößte!“ Die Schwalben, die durch den Reichthum an Insekten in der Nähe des Waldes angelockt, ihre Nester in zahlloser Menge an der Scheune und unter der Dachtraufe gebaut hatten, tummelten sich furchtlos, kreisend und zwitschernd, in den Sonnenstrahlen umher.

Müde von der Hitze und der Wanderung, warf ich mich im Schatten des den Hof umgebenden Rasenwalles nieder, wo ich im Halbschlummer lag und ruhte, bis ich durch ein entsetzliches Concert aufgeschreckt wurde: eine gellende Weiberstimme suchte mit Schelt- und Schmeichelworten die grunzende Schweineheerde des Hofes zu beruhigen. Als ich den Lauten nachging, traf ich auf ein gelbgraues, barfüßiges Weib, das in vornüber gebeugter Haltung im Begriff stand, den Trog zu füllen, weshalb die lärmenden Thiere sich bissen, rieben, pufften und vor Erwartung und Freude heulten.

Meine Frage nach dem Wege beantwortete sie mit einer andern, indem sie, ohne sich aufzurichten, den Kopf halb von ihren Lieblingen abwandte um mich anzuglotzen.

„Wo ist Er her?“

Als sie befriedigende Antwort darauf erhalten hatte, fuhr sie fort, während sie dabei alle Augenblicke ihre Rede an die Ferkel richtete:

„So so — Er ist bei dem Ringeriker Pfarrer in der Lehre — Still, ihr Lärmmacher! — Der Weg nach Stubdal in der Aasa? sagt Er — — Ei sieh, willst du den anderen wohl auch etwas lassen, garstiges Geschöpf! Still, willst du ruhig sein! Ach, du Ekel, ich sollte dir gleich einen Tritt versetzen. — Ja, den will ich Ihm gleich sagen, der Weg geht gerade aus quer durch den Wald bis nach Kehrraden hin.“

Da mir diese Beschreibung eines Waldweges von ein paar Meilen in gar zu allgemeinen Ausdrücken gegeben zu sein schien, so fragte ich, ob ich nicht gegen Bezahlung einen des Weges kundigen Burschen als Führer kriegen könnte.

„Nein, Gott behüte, das geht nicht," sagte sie, indem sie den Schweinekoben verließ und auf den Hofplatz hinauskam. Die Heuernte macht unsern Leuten so viel zu schaffen, daß sie kaum Zeit haben zu essen. Aber der Weg geht gerade durch den ganzen Wald und ich will ihn Ihm so deutlich beschreiben, als sähe Er ihn vor sich. Erst geht Er immer den Berg hinan und wenn Er oben auf die Höhe gekommen ist, so hat er einen breiten geraden Weg bis zur Heggeli-Alp. Den Fluß hat Er die ganze Zeit zur Linken, und sieht Er ihn nicht, so hört Er ihn. Aber da bei Heggeli ist der Weg freilich etwas verwickelt und er geht tüchtig durcheinander, so daß er mitunter ganz verschwindet, und wer ihn nicht kennt, kann sich nicht leicht weiter finden; aber bis nach Heggeli findet Er sich schon, denn das liegt an einem kleinen See. Darauf geht er dann am Heggelier See hin, bis er an den Damm kommt; das ist so ein Damm vor einem kleinen See, und wie eine Brücke, und so wird er auch genannt; von dort an hält Er sich links und läßt rechts liegen und dann hat er breiten, guten Weges gerade nach Stubdal in Aasa."

Obgleich auch diese Erklärung nicht völlig genügend war, besonders da ich mich zum ersten Male so weit von der Landstraße entfernte, so machte ich mich dennoch getrost auf den Weg, und alle Bedenklichkeiten waren bald geschwunden. Vom Abhange herab öffnete sich ab und zu zwischen Tannen und hohen Fichten die Aussicht nach dem Thale mit seinen Laubpartieen und Wiesen, zwischen denen sich der Fluß wie ein schmaler Silberstreifen hinschlängelte. Rothangestrichene Bauerhöfe lagen so hübsch und echt norwegisch auf den Höhen der grünen Hügel dort unten, wo Knechte und Mägde mit der Heuernte emsig beschäftigt waren. Aus einzelnen Schornsteinen stieg der Rauch

blau und leicht gegen den dunkeln Hintergrund tannengekrönter Berge empor. Ueber der Landschaft ruhte eine Stille und ein Frieden, die kaum eine Ahnung von der Nähe der Hauptstadt aufkommen ließen. Als ich die Höhe erreicht hatte, schallten die Klänge eines Waldhornes und ein munteres vom Echo vielfach wiederholtes Gebell zu mir herüber, aber es entfernte sich mehr und mehr, und zuletzt war es nur noch der Widerhall, der mein Ohr erreichte. Jetzt hörte ich auch den Fluß; wild brauste er zu meiner Linken in der Ferne; aber beim Weiterschreiten näherte der Saumpfad sich ihm nach und nach und die Bergrücken rückten auf einzelnen Strecken zusammen, so daß ich bisweilen auf dem Grunde eines tiefen, finsteren Thales ging, das größtentheils vom Flusse eingenommen war. Dann entfernte der Weg sich wieder vom Flusse; da ging er denn freilich verwickelt durcheinander, denn bald wand er sich hierhin, bald dorthin, und war auf einzelnen Stellen kaum erkennbar. Es ging aufwärts, und als ich über eine kleine Anhöhe gekommen war, sah ich zwischen den Fichtenstämmen ein paar blinkende Waldseen und an einem derselben eine Sennhütte auf einem grünen Hügel im Golde der Abendsonne. Im Schatten unterhalb des Hügels standen Haufen üppig aufgeschossenen Farnkrauts; der Fingerhut ragte mit seiner hohen, rothen, prachtvollen, traubenförmigen Blüthe üppig zwischen den Steinen hervor; aber der ernste Eisenhut erhob das Haupt höher, sah finster und giftig auf denselben herab und nickte den Takt zu des Kuckuks Ruf, gerade als ob er zählen wollte, wie viel Tage er noch zu leben hätte. An dem grünen Abhange und unten am Ufer des Wassers prunkten Traubenkirschen und Ebereschen in sommerlichem Blüthenschmuck. Sie erfüllten die Luft weit umher mit einem starken erfrischenden Duft und schüttelten wehmüthig ihre weißen Blüthen über dem Spiegelbilde des Hügels im Wasser, das auf allen übrigen Seiten von Tannen und bemoosten Felsen eingeschlossen war. In der Sennhütte war Niemand zu Hause. Alle Thüren waren verschlossen. Ich

hämmerte überall an, aber nirgends Antwort, nirgends Beschreibung des Weges. Ich setzte mich auf einen Stein und wartete eine Weile, aber Niemand kam. Der Abend brach herein; ich glaubte nicht länger warten zu können und ging weiter. Es wurde dunkler im Walde, aber in Kurzem kam ich zu einem Holzdamme über einer Flußstrecke zwischen zwei Seen; ich vermuthete, es müßte hier sein, wo ich „mich links halten und rechts liegen lassen sollte.“ Ich ging hinüber, aber auf dieser Seite des Dammes sah ich nur flache, glatte, feuchte Felsen und keine Spur von einem Wege; auf der andern, der rechten Seite des Dammes, war ein stark betretener Pfad. Ich untersuchte beide Seiten wiederholt, und obgleich es gegen die erhaltene Beschreibung zu streiten schien, wählte ich den größten Weg oder Steg, der sich auf der rechten Seite der Gewässer hinzog. So lange er an dem dunklen See entlang ging, war er gut und gangbar, aber plötzlich schlug er eine Richtung ein, die nach meinen Gedanken der, in welcher ich gehen mußte, ungefähr entgegengesetzt war, und verlor sich in ein verworrenes Netz von Viehpfaden tief in die Dunkelheit des Waldes hinein. Unsäglich ermüdet von diesem ängstlichen Suchen in der Irre warf ich mich auf das weiche Moos nieder, um einen Augenblick zu ruhen, aber die Müdigkeit siegte über die Schrecken der Waldeinsamkeit, und ich weiß nicht, wie lange ich schlummerte. Mit einem wilden Schrei, dessen Echo noch in meinen Ohren klang, als ich erwachte, sprang ich auf; aber ich fühlte mich noch durch den Gesang des Rothkehlchens getröstet und glaubte mich nicht ganz verlassen, so lange ich den muntern Schlag der Drossel hörte. Der Himmel war bewölkt, und die tiefe Dämmerung im Walde hatte zugenommen. Es fiel ein feiner Staubregen, der neues Leben in der ganzen Pflanzenwelt weckte und die Luft mit einem frischen würzigen Duft erfüllte; aber er schien auch alle nächtlichen Laute und Töne des Waldes zum Leben zu wecken. Zwischen den Gipfeln über mir hörte ich einen hohlen metallischen Klang wie von dem Quaken der

Frösche und ein gellendes Flöten und Pfeifen. Mir war es, als schnurrten hundert Spinnräder um mich herum; aber das Furchterregende bei all diesen Tönen war, daß sie in einem Augenblicke dicht vor meinem Ohr klangen, und in dem nächsten in weiter Ferne; bald wurden sie durch lautes wildes Geschrei unter flatternden Flügelschlägen, bald durch ferne Nothrufe unterbrochen, worauf wieder eine plötzliche Stille eintrat. Ich wurde von einer unbeschreiblichen Angst ergriffen und schauderte bei diesen Lauten zusammen; aber die Furcht wurde noch durch die Düsterkeit zwischen den Stämmen vermehrt, in der sich alle Gegenstände verzerrt, beweglich, lebendig zeigten, Tausende von Händen und Armen nach dem verirrten Wanderer ausstreckend. Alle Märchen meiner Kindheit wurden vor die erschreckte Phantasie heraufbeschworen und machten sich in den Formen, die mich umgaben, geltend; ich sah den ganzen Wald von Trollen und Elfen und foppenden Zwergen erfüllt. In gedankenloser Angst und athemlos eilte ich vorwärts, um den Schaaren der Dämonen zu entlaufen, aber während der Flucht zeigten sich noch fürchterlichere, noch verzerrtere Gestalten, und ich fühlte ihre greifenden Hände. Plötzlich hörte ich schwere Tritte; es schritt Jemand über knackende Zweige. Ich sah oder glaubte eine dunkle Masse zu sehen, die sich näherte mit einem Paar Augen, welche wie glühende Sterne funkelten. Das Haar sträubte sich mir auf dem Kopfe; ich hielt die Gefahr für unvermeidlich und schrie, um mich zu ermannen, unbewußt:

„Sind Leute da, so saget mir den Weg nach Stubdal!“

Ein hohles Brummen war die Antwort, die ich erhielt, und der Gehende entfernte sich mit Krachen und Knacken schnell auf demselben Wege, den er gekommen war. Ich stand lange und lauschte auf die schweren Schritte und murmelte für mich hin: „Gott gebe, es wäre hell und ich hätte eine Büchse, dann, Petz, solltest Du eine Kugel dafür bekommen, daß Du mich erschrecktest.“

In diesem Wunsche und in dieser kindischen Drohung schwand

meine Furcht, gingen alle Gedanken an Gefahr auf, und ich schritt wieder mit Ruhe in dem weichen Moose vorwärts. Jetzt gab es keine Spur von Weg oder Steg; aber es wurde zwischen den Stämmen hell; der Wald wurde offener, und ich stand auf dem Abhange an dem Ufer eines großen Sees, rings von Nadelwald umgeben, der an dem fernen Ufer des Sees, in dem Nebelschleier der Nacht verschwand. Die Purpurgluth des nordwestlichen Himmels, die sich in der dunklen Wasserfläche spiegelte, über welcher Fledermäuse kreisten und flatterten, während höher oben in der Luft große Vögel mit jenen quakenden Lauten und gellendem Pfeifen, die mir so fürchterlich vorkamen, pfeilschnell darüber hinflogen, — bewies mir, daß ich in nordöstlicher Richtung statt nach Westen gegangen war. Während ich überlegte, ob ich, bis die Sonne aufging, hier bleiben oder versuchen sollte, mich nach dem Damme zurück zu finden, entdeckte ich zu meiner unaussprechlichen Freude auf dieser Seite des Wassers den Schein eines Feuers zwischen den Bäumen. Ich eilte vorwärts, merkte aber bald, daß es ferner war, als es anfangs schien, denn nachdem ich eine halbe Viertelmeile gegangen war, sah ich mich durch ein tiefes Thal von demselben getrennt. Als ich mir mit vieler Mühe einen Weg durch das Chaos eines Windbruches gebahnt und den steilen äußersten Abhang erreicht hatte, mußte ich noch eine tüchtige Strecke durch einen dünnen, hochgelegenen und flachen Fichtenwald gehen, wo die Bäume wie schlanke Säulen in Reihen standen und der Boden unter meinen Schritten erklang. Am Saume desselben rieselte ein kleiner Bach, an dem Erlen und Tannen um den Platz stritten, und auf einem kleinen grünen Flecke auf dem Abhange an der andern Seite dieses Baches loderte und brannte ein großes Feuer, welches zwischen den Stämmen hindurch weit und breit einen rothen Schein warf. Vor dem Feuer saß eine dunkle Gestalt, die wegen ihrer Stellung zwischen mir und dem lodernden Feuer von einer ganz übernatürlichen Größe schien. Die alten Räubergeschichten aus dem Krog-Walde fuhren mir



plötzlich durch den Kopf, und einen Augenblick war ich im Begriff davon zu laufen; aber als ich neben dem Feuer die Hütte von Zweigen, die beiden Männer, die vor ihr saßen, und die vielen Beile gewahrte, die in den Baumstumpf neben einer gefällten Fichte eingeschlagen waren, da wurde es mir klar, daß es nur Holzhauer waren.

Der Alte sprach; ich sah seine dunkle Gestalt die Lippen bewegen, seine kurze Pfeife hielt er in der Hand, nur ab und zu führte er sie zum Munde, um sie mit einigen kräftigen Zügen in Brand zu erhalten. Als ich mich näherte, war entweder die Geschichte aus oder er ward unterbrochen; denn er machte mit seiner ausgegangenen Pfeife einen Griff in die glühende Asche hinab, rauchte in einem fort und schien aufmerksam zu hören, was ein vierter Mann, der jetzt dazu kam, zu sagen hatte. Dieser, der ebenfalls zu der Gesellschaft gehören mußte, denn er kam ohne Mütze und nur mit einer langen isländischen gestrickten Jacke bekleidet, mit einem Kübel Wasser vom Bache, war ein großer, rothhaariger, schäbiger Gesell; er sah erschrocken aus. Der Alte hatte sich nach ihm hingewandt, und als ich über den Bach gegangen war und mich der Gesellschaft von der Seite näherte, sah ich ihn jetzt im vollen Scheine des Feuers. Es war ein kleiner Mann mit einer langen krummen Nase. Eine blaue, rotheingefaßte Zipfelmütze, die er aufhatte, vermochte kaum den struppigen graugesprenkelten Haarschopf niederzuhalten, und ein kurzes Ringeriker Wamms von dunkelgrauem Fries mit abgetragenem Sammetbesatz machte die Rundung und Krümmung des Rückens noch augenfälliger.

Der Angekommene schien von dem Bären zu erzählen.

„Das soll ich glauben?“ sagte der Alte. „Was sollte er da? Was Du gehört hast, ist ein anderes Krachen gewesen, denn da wächst nichts, dem er auf trockenem ebenem Boden im Fichtenwalde nachschleichen könnte, der Petz. Ich glaube fast, Du lügst, Peter! Es ist ein altes Wort, daß rothes Haar und Fichtenwald auf gutem Boden nicht gedeihen,“ fuhr er halblaut fort. „Wäre es noch im

Bärenloche oder in Stygdal gewesen — Knut und ich, wir hörten und sahen ihn dort vor einigen Tagen — aber hier? — Nein, Tod Gottes, so nahe kommt er nicht an das Feuer! Du hast Dich selbst erschreckt!“

„Nein, der Teufel soll mich holen, hörte ich nicht, wie es im Fichtenwalde leise raschelte und knackte, mein lieber Thor Lerberg,“ erwiderte der Andere, gekränkt und ärgerlich über den Zweifel und die Neckerei des Alten.

„Ei ja, ja,“ fuhr Thor in seinem vorigen Tone fort. „Es war gewiß ein Eichhorn, mein Junge.“

Jetzt trat ich hervor und sagte, vermuthlich hätte er mich gehört, erzählte, wie ich mich verirrt, welchen Schrecken ich ausgestanden hätte, fragte, wo ich nun wäre, ob einer von ihnen mich nach Stubdal begleiten wollte, und klagte jämmerlich über Hunger und Müdigkeit.

Mein Hervortreten erregte bei der Gesellschaft nicht geringe Verwunderung, doch gab sie sich weniger in Worten als in der Aufmerksamkeit zu erkennen, mit der sie mich betrachteten und meinen Bericht anhörten. Der Alte, den ich hatte Thor Lerberg nennen hören, schien ihm besonders mit Interesse zu folgen, und da er die Gewohnheit zu haben schien, laut zu denken, gewährte er mir durch einzelne Äußerungen, die er ab und zu vor sich hin brummte, einen Einblick in seine Betrachtungen. So hörte ich:

„Nein, nein, das war falsch; dort hätte er hinüber sollen — ja, über den Damm da — das war der Stubdaler Weg — er hat sich verirrt — — er ist zu jung — er fürchtet sich noch im Walde — ei, das war die Waldschnepfe — das war der Ziegenmelker — ja, das klingt dem seltsam, der es noch nicht gehört hat — ei ja, die Lumme schreit häßlich — wenn es dann noch ein bischen regnet — Ja, ja, ihm lauerte der Bär auf — der Bursch wäre etwas für ihn gewesen!“

„Ei ja, sagte ich keck und machte meinem erwachenden Jugendmuthe ungefähr in denselben Worten Luft wie der Mann, der den

Bären im Sonnenschein schlafend antraf: „Wäre es hell gewesen, und ich wäre ein Jäger gewesen, und hätte eine geladene Büchse gehabt, und hätte es verstanden sie abzuschießen, meiner Treu, dann wäre der Bär schon auf dem Flecke liegen geblieben!“

„Das war klar, ha ha ha!“ sagte Thor Lerberg mit schallendem Gelächter, in welches die übrigen einstimmten, „das war klar, er wär' auf dem Flecke liegen geblieben, ha ha ha!“

„Aber jetzt,“ sagte er, zu mir gewandt, als ich mit meinem Berichte zu Ende gekommen war, „jetzt ist Er am Storflaaten, das ist der größte See hier im Walde, und wenn es Tag wird, dann wird sich schon Rath finden, weiter zu kommen, denn wir haben ein Boot, und ist Er übergesetzt, dann ist es ja nicht mehr so weit nach Stubdal. Jetzt wird Er wohl nöthig haben, sich auszuruhen und ein Bischen zu essen. Ich habe nichts Anderes als Erbsenbrot und ranzigen Speck, und das wird ungewohnte Kost für Ihn sein; aber Er ist hungrig, deshalb —. Ei, vielleicht hätte Er Lust zu etwas Fisch? Ich bin jetzt hier gerade auf dem Fischfang gewesen und habe prächtige Forellen gefangen, — ja, in dem Wasser da!“ Als ich dieses Anerbieten dankend annahm, hieß er einen der Jüngeren, einen „leckeren“ Fisch auszusuchen und in der glühenden Asche zu braten.

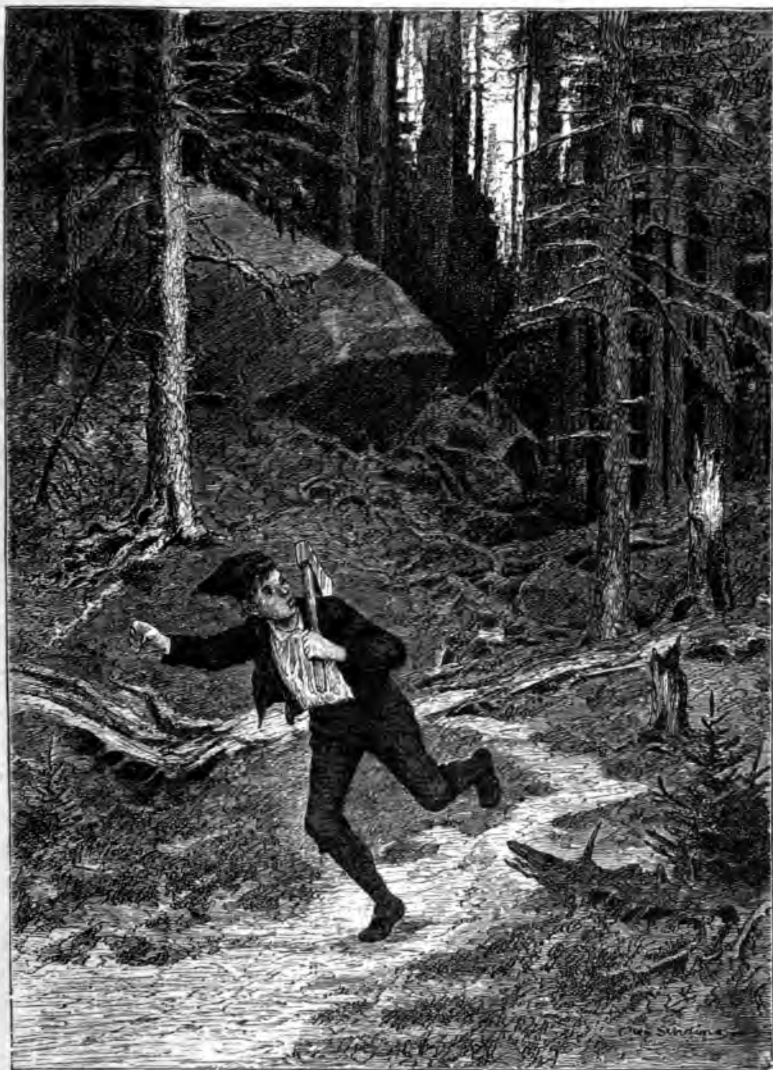
Inzwischen fragte mich der Alte aus, und als er damit fertig war, und ich mich mit vielem Appetit an meine Mahlzeit machte, zeigte es sich, daß die Geschichte, die er bei meiner Ankunft erzählte, zu Ende war, denn er forderte einen der Jüngeren auf, jetzt zu erzählen, was, wie er gesagt, seinem Vater zugestoßen wäre, als er zum Holzfällen im Walde war.

„Ja,“ erwiderte dieser, ein starkgliederiger Bursch von gesundem, unerschrockenem Aussehen, der nicht weit über die Zwanzig war, „das ist bald erzählt. Vater war zum Fällen bei einem Manne auf Ask in Lier, und da fällte er oben in Askmark. Gegen Abend ging er nach einer Hütte weiter unten nach dem Kirchspiel hinab und wohnte dort

bei Helge Myra — ei, Du hast ja Helge wohl gekannt, Thor Lerberg? Nun hatte er sich eines Tages zu lange bei dem Vesperbrot ausgeruht, — es kam so ein tiefer Schlaf über ihn — und als er erwachte, sank die Sonne schon hinter den Bergrücken. Aber die Klafter wollte er voll haben, ehe er aufhörte, und er fuhr fort, Holz zu hauen. Das ging eine Weile ganz gut und er hieb drauf los, daß die Splitter umherflogen; aber es wurde dunkler und dunkler. Noch eine kleine Tanne wollte er gern mit haben, aber kaum hatte er den ersten Hieb hinein gethan, da flog die Axt vom Stiele. Er machte sich dran sie zu suchen; zuletzt fand er sie in einem Sumpfloche. Aber plötzlich kam es ihm vor, als riefe ihn Einer bei Namen; er konnte sich nicht denken, wer es sein könnte, und so meinte er, er hätte sich verhört. Da fing er wieder zu hauen an, aber mit einem Male flog die Axt abermals vom Stiele. Endlich fand er sie auch diesmal wieder; aber als er gerade auf der Nordseite hineinschlagen wollte, hörte er deutlich, daß es fern in der Bergwand rief: „Halvor, Halvor! Früh kamst Du und spät gehst Du." — — — „Aber als ich das hörte, sagte er, war es doch, als sollte ich in die Kniee sinken, und ich bekam fast nicht die Axt aus der Tanne, sagte er; doch als ich ins Laufen kam, da rannte ich in einem fort bis nach Helge's Hütte." —

„Ja, die Geschichte habe ich schon gehört," sagte Thor Lerberg; „aber die meinte ich nicht, ich meinte die, wo er auf Kilebacke im Kuhstalle zur Hochzeit war."

„Ei nun, das war so," ergriff der Bursch unverdrossen das Wort. „Es war im Frühling, ganz kurz vor Ostern 1815, als Vater auf dem Oppener Gute wohnte; der Schnee war noch nicht fort. Aber er wollte in den Wald etwas Holz zu hauen und mit heimzubringen. Er ging auf den Bergrücken in Hellingen, gegen den Aadaler Weg hin. Dort fand er eine dürre Fichte und fing an zu hauen. Als er auf sie einhieb, kam ihm Alles, was er sah, wie dürre



Fichten vor. Als er so da stand und die Augen aufriß und sich darüber wunderte, kam ein Aufzug mit elf Pferden herangefahren, und alle waren sie mausefarben; es schien, als wäre es ein Hochzeitszug.

„Aber was sind das nur für Leute, die diesen Weg vom Gebirge herabgefahren kommen?“ sagte er.

„Wir sind aus Oesthalla vom Ulsnabben,“ sagte Einer von ihnen; „wir wollen nach dem Veien-Hofe zum Einzugsschmause; der voranfährt, ist der Pfarrer; die hinter ihm fahren, sind die Brautleute, und ich bin der Schwiegervater; Du kannst Dich zu mir auf die Schlittenkufen stellen.“

Als sie eine Strecke weiter hinunter gekommen waren, sagte der Schwiegervater: „Willst Du diese beiden Säcke nehmen und nach dem Veien-Hofe gehen und zwei Tonnen Kartoffeln einmessen, bis wir wieder nach Hause müssen?“ — „Das kann ich,“ sagte der Vater. Er stellte sich hinten auf, bis sie nach einer Stelle kamen, die ihm bekannt schien. Es war gerade nördlich von Kilebacken, wo der alte Kuhstall stand; der Stall war nicht da, sondern ein großes prächtiges Gebäude, und in dieses gingen sie hinein. Vor der Thür kamen ihnen Etliche entgegen und wollten ihnen einschenken und dem Vater wollten sie auch einschenken; aber er sagte: „Ich danke, ich will nicht eingeschenkt haben, denn ich habe nur meine Werkeltagskleider an und kann mich nicht zur Gesellschaft halten.“ Da sagte Einer von ihnen: „Laßt den Alten gehen, nehmet ein Pferd und bringet ihn zurück.“ Ja, so thaten sie; sie nahmen und setzten ihn in einen Schlitten mit einem mausefarbenen Pferde, und Einer begleitete ihn. Als er nach einer kurzen Strecke nach einem kleinen Thale nördlich von Oppenhagen kam — es ist da noch ein Hügel von Flugsand — glaubte er auf einem Fasse zu sitzen. Nach einer Weile war dieses auch fort, und da erst schien er sich wieder recht zu besinnen. Nun wollte er nach seiner Axt sehen, und die saß in der nämlichen dürren Fichte, die er angefangen hatte zu fällen. Als er nach Hause kam, war er

so verwirrt, daß er nicht wußte, wie viel Tage er fortgewesen war; aber er war nicht länger ausgeblieben, als vom Morgen bis zum Abend, und noch lange nachher war es nicht richtig mit ihm."

„Es geht gar wunderlich zu — hier im Walde" — ergriff Thor Lerberg das Wort, „und ich kann auch davon mitsprechen, ich habe etwas gesehen, ich und — ja, reiner Spuk — und habt Ihr Lust, noch länger aufzubleiben — dann will ich erzählen, was mir widerfahren ist — hier im Krog-Walde."

Ei, sie hatten Alle Lust zu hören; morgen war Sonntag; da schadete es nichts, wenn sie auch nichts thaten.

„Es können wohl zehn, zwölf Jahre her sein," begann er; „ich hatte einen Kohlenmeiler im Walde bei Kampenhaug.

Im Winter wohnte ich dort und hatte zwei Pferde und fuhr Kohlen nach dem Bärumer Eisenwerke. Eines Tages geschah es, daß ich ein wenig zu lange auf dem Eisenwerke blieb, denn ich traf einige Bekannte oben von Ringerike; wir plauderten etwas miteinander und etwas tranken wir auch — ja Branntwein — und da kam ich erst gegen zehn Uhr zum Meiler zurück. Ich machte ein Feuer an, so daß ich zum Aufladen sehen konnte, denn es war schrecklich dunkel. Und aufladen mußte ich am Abend, denn früh drei Uhr mußte ich wieder aufbrechen, wollte ich bis zum Werke und noch im Hellen denselben Tag zum Meiler zurück. Als ich das Feuer recht zum Brennen gebracht hatte, fing ich an aufzuladen. Aber als ich mich wieder zum Feuer umwandte und eine neue Last Kohlen holen wollte, kommt doch da, Tod Gottes, ein ganzer Schneehaufen angefegt, so daß jede Kohle und jedes Stück Holz im Feuer knisterte und erlosch. Da dachte ich bei mir selbst: Ei, Tod Gottes, ist denn die Bergmutter so ärgerlich, daß ich so spät nach Hause gekommen bin und sie heut' Abend störe? Aber ich schlug wieder Feuer und bekam es in Brand. Allein wie es auch zugehen mochte, es war, als wollte die Schaufel die Kohlen nicht in den Korb lassen; über die Hälfte fiel darüber

hinaus. Endlich war ich mit der Ladung fertig und wollte sie festbinden. Am Morgen hatte ich alle Weidenschlingen aus frischen Zweigen neu gemacht; aber Tod Gottes, sie rissen eine nach der andern — ja, die Weiden die! Ich drehte neue Weidenruthen zusammen, befestigte die Schlingen abermals, und endlich kam ich mit der Ladung in Ordnung. Nun gab ich den Pferden ihr Futter zur Nacht und kroch in die Hütte und legte mich. Aber meinst Du, ich erwachte um drei Uhr? Nicht vor Sonnenaufgang, und noch immer war es mir im Leibe wie im Kopfe schwer und wüst. Nun wollte ich etwas zu mir nehmen und die Pferde füttern, aber beide Pferdeständе im Stalle waren leer, und fort waren die Pferde. Da wurde ich zornig und fing, Tod Gottes, an etwas zu fluchen, und nun begann ich den Spuren nachzugehen. Es war frischer Schnee gefallen; nach dem Thale waren sie nicht gegangen und nach dem Werke auch nicht. Aber ich sah die Fährte zweier Pferde und die Stapfen von zwei breiten kurzen Füßen nach Norden hin. Ich folgte ihnen so eine halbe Meile auf völlig ungerodetem Boden; da theilten sich die Fährten: ein Pferd war nach Osten und eines nach Westen gegangen und die Fußstapfen waren ganz fort. Nach dem einen mußte ich erst drei Viertelmeile waten, dann bekam ich es endlich zu sehen, es stand und wieherte. Nun mußte ich erst nach der Hütte und es anbinden und füttern, und dann erst hinter dem Falben her. Als ich mit ihm zum Meiler kam, war es Mittag, so daß die Pferde damit verschont blieben, sich an dem Tage noch nach dem Werke zu schleppen; aber ich bat den lieben Gott, mich davor zu behüten, die Bergmutter wieder so spät am Abende zu stören.

Aber mit dem, was Einer verspricht, geht es wunderlich zu; hält Einer es bis Weihnachten, so ist es nicht gesagt, daß er es noch bis zum Michaelistage hält. Im nächsten Jahre, es war schon spät im Herbste in der schlimmsten Regenzeit, war ich in Christiania. Es war schon spät am Nachmittag, ehe ich aus der Stadt kam; aber

ich wollte gern zur Nacht nach Hause, so ritt ich denn ab und schlug den Sörkedaler Weg bei Bokstad vorbei und quer durch den Wald ein, denn das ist der kürzeste Weg, wie Ihr wohl wißt — ja bis nach Aasfjerding hin. Die Witterung war rauh und kalt, und es dämmerte schon, als ich aufbrach. Aber als ich über die kleine Brücke dicht bei Häggeli kam, sehe ich einen Mann, der kam gerade auf mich zu; er war nicht sehr groß, aber erschrecklich dick; über die Schultern war er so breit wie ein Scheunenthor, und jede Faust war fast eine halbe Elle breit. In der einen hatte er einen ledernen Sack und er schlich ganz langsam einher; aber als ich näher kam, da funkelten ihm die Augen wie Feuerbrände, und groß waren sie wie Zinnteller. Die Haare standen ihm wie Schweineborsten, und der Bart war nicht besser, so daß ich ihn wirklich für einen schrecklich unheimlichen Landstreicher hielt und anfing, das Bischen herzubeten, was ich konnte. Aber als ich an die Worte kam: „In Jesu Namen, Amen!“ da versank er in die Erde.

Ich ritt weiter und summte ein Kirchenlied vor mich hin; aber plötzlich da schlich der Kerl wieder vom Abhange her auf mich zu, Seine Haare, Bart und Augen sprühten Funken. Schnell begann ich wieder das Vaterunser zu beten, und als ich zu der Bitte kam: „Erlöse uns vom Uebel,“ da sagte ich Amen in Jesu Namen und da war er fort. Aber noch war ich keine Viertelmeile geritten, als ich dem plumpen Kerl auf einem Brückchen begegnete. Nun sprühten ihm förmlich Blitze aus Augen, Haar und Bart, und dann schüttelte er den Sack, daß blaue und gelbe und rothe Feuerzungen herausfuhren und es schrecklich knisterte. Jetzt aber wurde ich grimmig: „Ei so fahre doch gleich in den Höllenpfuhl zu ewiger Pein, Du verdammter Bergtroll!“ sagte ich zu dem Manne — ja, ja — und fort war er augenblicklich. Jedoch wie ich so ritt, da zog etwas hinter mir her, und mir ward angst, ich könnte dem Alten noch einmal begegnen. In Lövli, wohin ich jetzt kam, hielt sich ein Bekannter

von mir auf, um Bäume zu fällen. Ich klopfte an und bat, dableiben zu dürfen, bis es hell würde; aber denkst Du, ich kam hinein? Peter sagte, ich könnte wie andere Leute am Tage reisen, dann brauchte ich nicht um Obdach zu bitten. Den Rath weiß ich selbst, mein lieber Peter, sagte ich; aber es war kein Auskommen mit ihm. Nun merkte ich, daß der Alte dagewesen war und ihn erschreckt und aufsässig gemacht hatte, und ich mußte wieder weiter. Aber da sang ich, daß es von den Bergrücken wiederhallte: „Ein kleines Kind, ein kleines Kind so lustig," — und das dauerte und hielt an, bis ich nach Stubdal hinab kam, wo ich Obdach erhielt, — jedoch die Nacht war beinahe vorbei." —

Die Art, in der er diese Erzählungen vortrug, war wie seine ganze Rede, langsam und ausdrucksvoll. Er hatte die Gewohnheit, immer noch „nebenher zu reden," das heißt, einzelne Worte oder Satztheile häufig zu wiederholen oder hinterher eine oder die andere überflüssige Erklärung anzuhängen. Im Allgemeinen brachte er diese Erläuterungen für die Zuhörer nach einer oder der anderen Bemühung an, seine Pfeife im Brand zu erhalten, und sie übten eine so komische Wirkung auf mich aus, daß es mir in der lustigen Stimmung, in die ich nach meiner wohlüberstandenen nächtlichen Wanderung gerathen war, oft schwer fiel, ein lautes Gelächer zurückzuhalten. Diesem Umstande muß ich es wohl auch zuschreiben, daß seine Erzählungen nicht den Eindruck auf mich machten, als sich nach dem, was ich so eben erlebt hatte, erwarten ließ.

Aber während Thor Lerberg's Erzählung kam noch ein Mensch aus der Laubhütte zum Vorschein, der dem Anscheine nach dort gelegen und geschlafen hatte. Ich wußte nicht recht, was ich von ihm halten sollte; denn er kam der Vorstellung, die ich mir von Kobolden und Bergtrollen gemacht, wirklich weit näher, als Alles, was ich bisher gesehen hatte. Es war ein kleiner, dürrer, magerer Mann mit schiefstehendem Kopfe, rothen Augen und einer Nase, wie ein großer

Papageienschnabel. Um den Mund hatte er einen Zug, als wollte er den Leuten in's Gesicht speien. Er saß lange und schnitt Gesichter, machte mit seiner stark hervortretenden Unterlippe Grimassen und nickte oder schüttelte vielmehr seitwärts mit dem Kopfe, als ob er zu Thor Lerberg's Erzählung mißbilligend Takt schlüge. Als er den Mund öffnete und zu reden begann, war auch die Vorstellung von seiner Trollnatur verschwunden; wenn man ihn für ein übernatürliches Wesen halten wollte, mußte er für ein Heinzelmännchen oder einen foppenden Waldgeist gelten; er war jedoch nur die Karrikatur eines Bauersmannes. Er stieß ein wenig mit der Zunge an oder lispelte und nickte zu seiner eigenen Rede noch eifriger mit dem Kopfe als zu der der Anderen. In seiner Erzählung herrschte eine solche zerstreute Verwechselung aller Zahl-, Gewichts- und Maßangaben, ein solches Vertauschen und Verkehren aller Begriffe, ein solch ewiges Versprechen, daß es, wenigstens anfangs, für den, der ihn und seine Gewohnheit nicht kannte, sehr schwierig war, seine eigentliche Meinung zu fassen. Diese unendliche Verworrenheit brachte die lächerlichsten Aeußerungen hervor und gab einen schlagenden Beweis dafür, wie der nüchternste Verstand mit Hilfe derselben dazu kommen kann, Dinge zu sagen, die noch fabelhafter und unglaublicher klingen, als selbst die Einbildungen des Aberglaubens. Sein Vortrag war außerordentlich schnell, aber stotternd und stammelnd, und so sehr von den Eigenheiten der Bauernsprache durchwebt, daß er durch Fortlassung derselben einen großen Theil seiner Eigenthümlichkeit verliert.

„Du mußt uns wohl beim brennenden Satan für so dumm halten, daß wir glauben, das seien Lügen und Weibergeschwätz?“ war der erste Ausbruch.

„Ei, das glaube ich gerade“, erwiderte Thor Lerberg, indem er den Uebrigen zulächelte, als wollte er sagen: nun sollt Ihr erst recht Possen und Geschichten zu hören bekommen.

„Ich kann beim Teufel nicht begreifen, daß Du hier sitzen und sagen kannst, Du hast selbst so Etwas gesehen — Du sollst ja ein verständiger Mann sein — aber Du trabst ja schneller, als meine Rappstute lügt", fuhr der Kobold eifrig fort.

Die Uebrigen lachten, aber Thor, der mit seinen Eigenheiten vollkommen bekannt zu sein schien, nahm nicht die geringste Notiz von seiner Beschuldigung, sondern brachte ihn durch die Frage, ob er noch immer den kleinen, tüchtigen Gaul hätte, den er bei seiner Verheirathung gehabt, in eine andere Reihe von Vorstellungen hinein.

„Du kannst es doch wohl beim brennenden Satan wissen, daß ein zahnloser Gaul nicht leben kann, bis er richtig alt wird. Aber die kleine Rappstute war ein so guter Gaul, wie ihn nur Einer vor vier Hufeisen spannen und den Hügel hinaufziehen konnte, weißt Du."

„Dann mußte sie gut sein", sagte Thor Lerberg unter dem Gelächter der Uebrigen. „Mit der fuhrst Du wohl nach Branäs und holtest von dem Bärumer Eisenwerke die große Backplatte? Du mußt uns die Fahrt erzählen", fuhr er auffordernd fort.

„Ei ja, wir haben jetzt hier auch Solches zu thun und Solches zu treiben", erwiderte er, und begann, nachdem er einen Griff in die glühende Asche gethan, um sein Pfeifchen anzuzünden, das er soeben gestopft hatte:

„Als ich vor Kurzem verheirathet war, hatte ich also einen kleinen guten Gaul und mit dem wollte ich nach Branäs fahren. Nun hatte ich der Sisle, meiner Frau, versprochen, ich wollte ihr Zeug zu einem Kleide kaufen — Thor, Du kennst ja wohl meine Frau, die Sisle? Sie ist eine tüchtige Frau zum Backen; sie buk den Hafer ganz und gar, wie er von Branäs gekommen war; ja sie buk 15 und 16 und 20 Brote bis zur siebenten Stiege täglich. Aber als sie sie für jede Woche nachzählte, hatte sie 15 und 16 und 20 Brote bis zur siebenten Stiege im vierten Hundert für jede Woche gebacken — und dieses Kleid hatte ich ihr versprochen, gerade als ich anfing, um sie

zu freien. So kaufte ich also dieses Kleiderzeug, und nun legte ich auf die Rappstute noch neunzig Schiffspfund Last, und dann reiste ich nach dem Bärumer Eisenwerke und kaufte eine Backplatte, die maß fünf Viertel am Rande, und war so dick wie breit, so wie Backplatten sein müssen. Dann ging es weiter, und ich fuhr über alle Jonsruder Hügel, daß der Gaul nur noch in einem Schnauben schnaubte. So fuhr ich denn zu Ola in Galen, und das ist ein so ungeheuer guter Mann, und seine Frau ebenfalls. Ich band meinen Gaul am Fuder fest, wie ein Reisender thun muß. Ola kam heraus. „Thu das nicht", sagte Ola. „Zieh seinen Gaul in den Stall", sagte er zu seinem Knecht. „Du mußt mit hereinkommen", sagte Ola zu mir. Da kam ich in die Küche hinein und ging an den Heerd und wollte mich wärmen, wie ein Reisender so zu thun pflegt. „Nein, komm in die Kammer hinein", sagte Ola zu mir. Ich ging also in die Kammer hinein und setzte mich an den Ofen. Da kommt seine Frau mit zwei großen dicken Butterbroten, jedes auf einer Seite eines Tellers und das Branntweinglas mitten auf dem Teller; ich nahm die eine und aß sie auf. „Du mußt die andere auch nehmen," sagte die Frau. Da sagte Ola: „Du mußt uns noch etwas Warmes zu trinken bringen," sagte er. Schnell kommt die Frau mit einem Branntweinsthee, so stark, daß er natürlich in den Schädel stieg. Ich machte mich fertig, weiter zu fahren. „Nein," sagte Ola, „Du mußt zu Mittag bleiben." Ich saß nun da und wunderte und wunderte mich, was es zu Mittag geben werde, mußt Du wissen. Kommt da plötzlich die Frau herein mit einem Ferkel auf einem Bret, das war ganz und gar gebraten mit Haut und Haaren, gerade als ob es noch lebendig wäre. Dann kam sie wieder schnell herein mit zwei großen Branntweinflaschen und stellte sie hin, und dann setzte sie sich gerade vor mich hin; sie setzte sich nicht gerade vor ihren Mann hin, wie ein Weib eigentlich thun muß. Nun fing sie an zu schneiden und zu schneiden, und da glitt ihr das

Messer aus der Hand, so daß das geschnittene Stück auf den Boden fiel. „Das mußt Du nehmen, Ola,“ sagte die Frau. „Nein, das will ich haben,“ sagte ich. Ich mußte es nun natürlich bekommen, da ich ein Gast war. Da aßen wir den Schweinebraten und was dazu gehört, und während wir saßen und aßen, tranken wir Schnaps um Schnaps, Schnaps um Schnaps. Ola wurde es schlimm und ich aß; so lange ihm schlimm war, aß ich. Ich hielt mich gut, obgleich mir schlimm war, aber ihm ging es bös, als er aß. Nun bedankte ich mich natürlich, und dann machte ich es wie der Zigeuner und fuhr von Galen gerade nach Skarud in einem Jagen mit der schweren Ladung und noch obendrein über den Skaruder Hügel und der Gaul schnaubte in einem Schnauben.“





Eine Beschwörerin.

Ein Stück vom Gemeindewege in einer der mittleren Gegenden des Gudbrandsthales stand vor einigen Jahren eine Hütte auf einem Hügel. Vielleicht steht sie noch jetzt dort. Es war ein mildes Aprilwetter, der Schnee schmolz; Bäche brausten von allen Berghalden hernieder, die Felder begannen kahl zu werden. Die Krammetsvögel zankten sich im Walde; alle Haine waren voller Vögelgezwitscher, kurz Alles deutete auf ein zeitiges Frühjahr. In der mächtigen Birke und den hohen Ebereschen, die mit ihren nackten Zweigen in dem funkelnden Sonnenscheine über das Dach der Hütte emporragten,

huschten einige emsige Meisen, während ein Buchfink in dem Wipfel der Birke saß und aus voller Brust sang. Drinnen in der rauchigen deckenlosen Stube war es ungemüthlich und düster. Eine Bauersfrau in mittleren Jahren von sehr gewöhnlichem und beschränktem Aeußern war beschäftigt, einige Zweige und unbehauene Holzstücke, die sie unter den Kaffeetopf auf dem niedrigen Heerde gelegt hatte, in Brand zu blasen. Als ihr dies endlich gelungen war, richtete sie sich auf, rieb Rauch und Asche aus ihren angegriffenen Augen und nahm dann das Wort:

„Die Leute sagen, diese Zaubermittel nützen nichts, denn das Kind ist nicht verhext, sagen sie, sondern es ist ein Wechselbalg; ein Lederdeckenmacher war heute hier und er sagte dasselbe, denn als er klein war, hatte er draußen in Ringebu einen Wechselbalg gesehen, und der war so weich am Körper und so schlotterig wie dieses.“

Während sie sprach, hatte ihr einfältiges Gesicht einen Ausdruck von Kummer, der davon zeugte, welchen Anklang des Lederdeckenmachers Ausspruch in ihrem abergläubischen Gemüthe gefunden hatte.

Die Person, an welche sie ihre Rede richtete, war eine starkgliederige Frau, die sich den Sechzigen zu nähern schien. Sie war von ungewöhnlich hohem Wuchse; aber während sie saß, schien sie nur klein, und dieser Eigenthümlichkeit hatte sie es zu verdanken, daß man ihrem Namen, Gubjör, noch den Spitznamen Langschenkel zugefügt hatte. In der Zigeunerbande, mit der sie umhergeschweift war, hatte sie andere Namen. Graue Haare guckten unter ihrem Kopftuche hervor, welches ein dunkles Gesicht mit buschigen Brauen und einer langen an der Wurzel klumpigen Nase umgab. Das ursprünglich Beschränkte, welches durch eine niedrige Stirn und die breiten Backenknochen angedeutet wurde, stand in Widerspruch mit dem unverkennbaren Ausdruck von List in ihren kleinen verschmitzten Augen und mit der leibhaftigen Bauernschlauheit, die sich in Gesichtsfalten und Muskelspiel ausprägte. Nach ihrer Kleidung stammte sie aus einer

nördlicheren Gegend; ihr Gesicht und ihr ganzes Auftreten verrieth die Beschwörerin, oder wenigstens die umherstreifende, nach den Umständen bald freche und unverschämte, bald demüthige und schmeichelnde Landstreicherin. Während die Hausfrau sprach und sich mit dem Kaffeetopfe beschäftigte, hielt Gubjör eine Hängewiege, in der ein Kind von kränklichem Aussehen lag, dadurch in Bewegung, daß sie ihr ab und zu einen Stoß mit der Hand gab. Mit Ruhe und Ueberlegenheit erwiderte sie die Worte der Hausfrau, obschon ihre funkelnden Augen und die zitternden Muskeln um den Mund zeigten, daß sie keineswegs mit der Erklärung des Lederdeckenmachers zufrieden war. „Die Leute‘“ sagte sie, „die schwatzen so viel über das, was sie nicht verstehen, meine liebe Marit Rognehaug, sie schwatzen ins Blaue hinein; und der Lederdeckenmacher versteht sich vielleicht auf Schaffelle, aber auf Verhexung und Wechselbälge versteht er sich nicht — das sage ich und dafür will ich auch einstehen. Ich sollte meinen, ich verstehe mich auf Wechselbälge, denn ich habe ihrer genug gesehen. Der Wechselbalg, von dem er schwatzte, gehörte wohl der Brit Briskebraat auf Fro, denn ich erinnere mich, daß sie einen Wechselbalg hatte. Sie bekam ihn gleich nach ihrer Verheirathung, denn erst hatte sie ein schönes Kind; aber das wurde mit einem Trollkinde vertauscht, das war so arg und wild wie der Teufel selbst. Nie wollte es ein Wort sprechen, sondern nur essen und schreien. Sie hatte nicht das Herz, den Jungen zu schlagen und ihn streng zu halten; aber da hatten sie ihr, ich weiß nicht wie, einige Zaubermittel zu bereiten beigebracht, und so brachte sie ihn zum Sprechen, und nun merkte sie richtig, was für ein Bursch das war. Da sagte sie zu ihm, der Berggeist sollte ihn in die Hölle holen, nannte ihn einen Höllenbrand und einen Trolljungen, hieß ihn dahin zu gehen, woher er gekommen, und schlug ihn mit dem Besen um die Ohren und das tüchtig. Aber als sie das that, Mutter, wurde die Thür sperrangelweit aufgerissen, und herein kam Einer — gesehen hat ihn

freilich Keiner — nein, Gott behüte — und riß den Wechselbalg fort und warf ihr eigenes Kind so hart auf den Boden, daß es zu weinen anfing. — Oder vielleicht war es das Kind der Siri Strömhug. Das war wie ein alter winddürrer Mann; vielleicht war es schwach in den Gliedern, aber es glich Deinem Kinde nicht mehr als meine alte Mütze. Ich erinnere mich seiner gut; es war zu der Zeit, da ich kurze Zeit bei dem Küster diente, da sah ich es mehr als einmal, und ich entsinne mich ganz gut, wie sie es bekam, und wie sie es auch wieder los wurde. Es war damals genug Gerede davon. Diese Siri war aus der Umgegend dort hingekommen. Als sie jung war, diente sie auf Kvam, und ich erinnere mich ihrer noch, als sie zu Hause in Gaupeskjelplads bei ihren Eltern war. Später kam sie nach Strömhug und wurde mit Ola, dem Sohne des dortigen Besitzers, verheirathet. Als sie nun ihr erstes Kind bekommen hatte, kam ein fremdes Weib in die Stube und nahm das Kind — es war so eben erst geboren — und legte ein anderes an seine Stelle. Siri wollte auf und ihr Kind haben, und sie langte, so viel sie konnte, mit den Armen danach; aber sie konnte sich nicht vom Fleck rühren, so kraftlos war sie. Sie wollte nach ihrer Muhme schreien, die war draußen; aber sie konnte den Mund nicht aufbekommen, und ihr war schrecklich angst; ja ihr hätte nicht schlimmer angst sein können, wenn sie sie unter dem Messer gehabt hätten. Der Junge, den sie dafür bekommen hatte, war ein Wechselbalg, das war leicht zu erkennen, denn er war nicht wie andere Kinder, er schrie und brüllte nur, als stäke er am Spieße, und er kreischte und schlug um sich wie eine wilde Katze und war ärger als die Erbsünde. Essen that er beständig. Die Mutter wußte sich keinen Rath, wie sie ihn los werden sollte. Aber da erfragte sie eine Frau, die es besser wußte, und diese sagte, sie sollte den Jungen nehmen und auf einen Kehrichthaufen legen und ihn mit einer tüchtigen Birkenruthe schlagen, und das sollte sie drei Donnerstagabende hintereinander thun. Ja, so that sie, und am

dritten Donnerstagabend kam ein Weib über das Scheunendach angeflogen, warf einen Jungen auf den Kehrichthaufen und nahm ihren eigenen wieder. Aber gleichzeitig schlug sie Siri über die Finger, daß sie noch heute ein Zeichen davon hat, und das Zeichen habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen," fügte Gubjör zu weiterer Bekräftigung ihrer Erzählung hinzu. „Nein, dieses Kind ist nicht mehr als ich selbst ein Wechselbalg, und wie hätte es auch zugehen sollen, daß es ausgetauscht wäre?" fragte sie.

„Ja, das kann ich auch nicht begreifen," sagte die Hausfrau treuherzig, „denn ich habe ja Bibergeil in der Wiege gehabt, — ich habe über das Kind fortgeschossen, und ich habe es bekreuzt, und ich habe eine Brustspange in sein Hemde gesteckt, und über der Thür hat das Messer gesteckt, so daß ich nicht weiß, wie sie es hätten vertauschen sollen."

„Ja, Gott helfe mir, dann haben sie keine Macht! Darüber weiß ich doch Bescheid genug," ergriff die Beschwörerin wieder das Wort, „so kannte ich draußen auf dem Lande bei Christiania eine Frau. Sie hatte ein Kind, und für das war sie gar besorgt, sie bekreuzte es und feuerte über dasselbe und that das Beste, was sie gelernt hatte, mit Bibergeil und Anderem, denn — Gott bewahre meine Zunge — in der Gegend gab es noch viel Zauberei und Teufelswerk; aber nun war einmal in der Nacht lag sie mit dem Kinde vor sich im Bette, und der Mann lag an der Wand. Als sie nun so lagen, da erwachte er und bemerkte, daß im Zimmer ein so rother Lichtschein wurde, gerade als wenn einer dabei wäre, mit dem Feuerhaken in den glühenden Kohlen zu schüren. Ja, da war auch Einer, der schürte in den Kohlen; denn als der Mann hinsah, da saß ein alter Mann am Ofen und schürte in den Kohlen, und er war so häßlich, daß es sich gar nicht sagen läßt, und hatte einen langen Bart. Als es recht hell geworden war, fing er an die Arme nach dem Kinde zu strecken und zu strecken, aber er konnte von

der Bank nicht aufkommen, auf der er saß. Die Arme wurden so lang, ja so lang, daß sie bis mitten in die Stube reichten; aber vom Ofen kam er nicht weg, und das Kind konnte er nicht erreichen. So



saß er eine lange Weile, und dem Manne wurde ganz angst, und er wußte nicht, was er thun sollte. Da hörte er, wie etwas an das Fenster klopfte.

„Peter, komm jetzt doch!“ sagte es.

„Ach, halte doch Dein unfläthiges Maul!“ sagte der Mann, der am Ofen saß, „sie haben ja Hokuspokus über ihn gemacht, ich kann ihn nicht kriegen.“

„Nun könntest Du doch endlich wiederkommen, dächte ich!“ sagte es draußen. Es war die Frau, die stand draußen und wollte das Kind in Empfang nehmen.“ —

„Nein, sieh dieses schöne Jüngelchen hier!“ sagte die Beschwörerin schmeichelnd und nahm das erwachende Kind, das sich zurückwarf und gegen die Liebkosung der fremden Frau wehrte und zu ihren süßlichen widerlichen Mienen den Mund verzog; „es ist so schneeweiß und klar wie ein Engel; es ist ein wenig schwach in den Gliedern — das ist es — aber wenn sie sagen, es sei ein Wechselbalg, dann lügen sie, ja ja, das thun sie! Nein, Mutter, es ist verhext,“ sagte sie im Tone der Ueberzeugung und wandte sich an die Mutter; „es ist verhext!“

„Still, still! ich glaube, es klopft an die Wand. Ach, Gott tröste mich, ist Truls wiedergekommen?!“ sagte die Frau auf Rognehaug, entsetzt darüber, von dem Manne beim Kaffeeklatsch mit der Beschwörerin überrascht zu werden. Sie lief hin, öffnete die Thür und sah hinaus; aber da war nichts als eine gefleckte Katze, die saß auf der Treppe und putzte noch ihre nassen Füße nach einer Frühlingsjagd im Erlengebüsch. Truls war es nicht; aber draußen an der Sonnenseite des hölzernen Hauses saß ein Grünspecht und hackte und klopfte, um die verschlafenen Insekten aus dem Winterschlafe zu wecken. Jeden Augenblick drehte er den Kopf, als sähe er nach Jemandem, aber er erwartete nichts als einen Aprilschauer.

„Ist Jemand da?“ fragte die Beschwörerin. „Ei nun,“ fuhr sie fort, als es verneint wurde, „so laß die Thür offen, dann thut uns die Sonne wohl und wir sehen dann Deinen Mann, sobald er kommt, denn er ist wohl nach dieser Seite hinaus?“

„Er fuhr mit dem breiten Schlitten nach einem Fuder Laub für die Ziegen,“ erwiderte die Hausfrau. „Aber ich fürchte, er könnte uns überraschen. Letzthin hörte er, Du wärest hier gewesen, und da war er ganz erschrecklich böse, und dann sagte er, er wollte mir einige Schillinge geben, um zum Doktor gehen zu können; er wollte von solchen Dummheiten und übernatürlichen Kuren nichts wissen, denn er ist so gelehrt; er glaubt nicht an dergleichen, seitdem er mit dem Schulmeister Johannes im Kirchspiel umgeht.“

„Zum Doktor? Pfui!“ sagte die Beschwörerin und spie aus. „Ei, ich möchte wohl Jemandem rathen, mit seinem bischen Armuth zu dem großen Herrn zu kommen; kommt Einer nicht mit Gold und theuren Gaben, dann haut und beißt er, als wären es Hunde und nicht Leute. Wie meinst Du wohl, daß es war, als der Gertrud Kostebacken der Tod an der Kehle saß und sie schon drei Tage in Kindesnöthen war? Er wollte durchaus nicht zu einer armen Frau hinaus, denn er war beim Amtsrichter zum Weihnachtsschmause, und er that es auch nicht eher, als bis sie ihm mit Bischof und Amtmann drohten. Er hätte es gern auch bleiben lassen können, denn als er vor der Thüre ankam, war das Weib todt. Nein, der Teufel mag wegen eines Kindes, das verhext ist, zum Doktor gehen. Ja, in Gottes Namen, meinetwegen magst Du gern gehen,“ sagte sie spöttisch. „Aber kann er mehr helfen als so viel —, dann will ich Niemanden mehr in diesem Leben gesund machen. Sie verstehen sich nicht auf Verhexung, denn davon steht nichts in den Büchern; für den Kranken wissen sie kein Mittel; und das erkennen sie auch selbst, deshalb geben sie ihm weder Pulver noch bittre Tränke oder ähnliche Teufelei: Nein, da gibt es kein anderes Mittel als gießen, aber davon verstehen sie nichts.“

„Setz' nun den Gießlöffel auf, Mutter“, begann sie in einem andern Tone, denn es geht auf Mittag. Haben wir zweimal gegossen, dann müssen wir auch noch das dritte Mal gießen, sonst

könnte es schlimm ablaufen. Das Kind ist verhext, aber es gibt neunerlei Verhexungen in der Welt. Ja, ja, das habe ich Dir gesagt, und Du sahst es ja, daß es auf Troll- und Wasserverhexung deutete; denn den ersten Donnerstag, da wurde es ein Mann mit zwei großen Hörnern und einem langen Schwanze; das war Trollverhexung. Das letzte Mal wurde es ein Meerweib. Ja, Du sahst es ja so deutlich, so wie es abgemalt wird. Das war Wasserverhexung. Aber jetzt ist es wieder Donnerstag, und nun fragt es sich, was es wird, wenn wir jetzt gießen. Denn gerade auf das dritte Mal kommt es an, mußt Du wissen. Da hast Du das Kind", sagte sie und reichte es der Frau. „Laß mich jetzt einen Tropfen Kaffee trinken, dann will ich daran gehen."

Als der Kaffee getrunken, der Spülnapf wieder fortgesetzt und „Dank und Ehre" gesagt war, ging sie bedachtsam an den Heerd und holte eine Dose hervor.

„Seit letztem Donnerstag", sagte sie, „bin ich in sieben Kirchspielen gewesen und habe des Nachts Fensterblei von den Kirchenfenstern geschabt, denn das letzte Mal ist das Kirchenblei alle geworden. Das kann Leib und Seele hart angreifen", murmelte sie vor sich hin, während sie etwas von dem nach ihrer Behauptung so mühsam eingesammelten Blei aus der Dose in den Gießlöffel schüttete.

„Du hast doch um Mitternacht nach Norden rinnendes Wasser geholt?" fragte sie weiter.

„Ja, ich war am Mühlenbache in Gaarnat; das ist das einzige Wasser, das in der ganzen Umgegend nach Norden fließt", erwiderte die Hausfrau und holte einen wohl verwahrten Eimer hervor, aus dem sie Wasser in einen Bierkrug goß. Ueber diesen wurde ein Laib Gerstenbrot gelegt, in den mit einer Stopfnadel ein Loch gebohrt war. Als das Blei geschmolzen war, ging Gubjör nach der Thüre, sah zur Sonne hinauf, nahm darauf den Gießlöffel und goß das geschmolzene Blei langsam durch das Loch in das Wasser hinab,

während sie einige Worte darüber murmelte, die folgendermaßen zu lauten schienen:

„Ich beschwör' die Krankheit und Hexerei,
Ich beschwör' sie fort und beschwör' sie vorbei;
Ich beschwör' sie hinaus und hinein geschwind;
Ich beschwör' sie in die Luft und in den Wind;
Ich beschwör' sie gen Süden und gen Nord,
Ich beschwör' sie gen Westen und Osten fort:
Ich beschwör' sie in's Wasser und in das Land;
Ich beschwör' sie hinein in Fels und Sand;
Ich beschwör' sie in die Erlenwurzel hinein;
Ich beschwör' sie in ein Fohlenbein;
Ich beschwör' sie hinab in den Brand der Hölle;
Ich beschwör' sie in die nordwärts rinnende Quelle;
Die soll sie verzehren, für die sei sie Pein,
Zum Schaden des Kindes soll sie nicht sein."

Wie natürlich zischte und sprühte das glühende Blei, als es in das Wasser kam.

„Hörst Du die Trollenwirthschaft? Jetzt muß sie hinaus", sagte die Beschwörerin zu der andern, die mit furchtgemischter Andacht dastand und lauschte und mit dem Kinde auf dem Arme zusah. Als der Brotlaib fortgenommen war, zeigten sich im Wasser ein Paar Figuren, gebildet von dem geschmolzenen Blei. Die Beschwörerin betrachtete sie lange, mit auf die Seite gelegtem Kopfe nachsinnend; darauf nickte sie und sagte:

„Leichenverhexung! — erst Trollverhexung, dann Wasserverhexung, dann Leichenverhexung. Eine von ihnen wäre schon genug gewesen!" setzte sie hinzu und schüttelte den Kopf. „Ja, nun sehe ich, wie es zugegangen ist", fuhr sie laut fort und wandte sich an die Hausfrau: „Erst seid Ihr durch einen Wald und an einem Berge vorüber gegekommen, während die Trollen draußen waren; da sagtest Du Jesu

Namen. Dann kamt ihr über ein Wasser, da sagtest Du auch Jesu Namen über das Kind; aber an dem Kirchhofe kamst Du vor dem Krähen des Hahnes vorbei, da vergaßest Du es, und dort wurde das Kind verhext."

„Um Gotteswillen, wie kannst Du das wissen?" rief die Hausfrau mit erstaunten Mienen. Jedes einzige Wort, das Du sagst, ist wahr. Als wir von der Alp heimkehrten, brachen wir erst gar spät auf, denn es waren uns einige Schafe fortgekommen, und es ward schon dunkel, als wir auf der unteren Weide ankamen, und einmal war es mir, als sähe ich einen Lichtschimmer im Walde und dann, als ob eine Thüre im Besät-Berge aufgemacht würde, — dort sollen Berggeister sein. — „In Jesu Namen denn," sagte ich sogleich über das Kind. Als wir über den Fluß setzten, hörte ich einen Schrei, ganz gräßlich war er. — „In Jesu Namen denn," sagte ich über das Kind — aber die Andern sagten, es wäre nur die Lumme, die schrie und böses Wetter verkündete.

„Ja, das war schon genug, wenn es auch nur die Lumme war," sagte die Beschwörerin; „wenn sie ein kleines Kind beschreit, dann wird es verhext."

„Das habe ich auch gehört; ich glaubte jetzt, das wäre das Schlimmste gewesen, diesmal," fuhr die Andere fort. „Aber als wir am Kirchhofe vorüber kamen, war Mitternacht vorbei, da wurde plötzlich unser Ochse so widerspenstig, und das Leutevieh war nicht besser, und da wurde ein solcher Lärm mit dem Vieh, daß ich nicht daran dachte, das Kind zu segnen."

„Da hat es das Kind weggekriegt, Mutter, denn es ist Leichenverhexung vom Kirchhofe aus. Sieh hier selbst in den Krug: da steht ein Sarg, und da steht ein Kirchhof, und im Sarge liegt eine Leiche und spreizt die Finger aus," sagte die Beschwörerin salbungsvoll, indem sie diese mystischen, von dem geschmolzenen Blei gebildeten Figuren ausdeutete.

„Hm, hm, hm, da giebt es ein Mittel!“ murmelte sie wieder, doch laut genug, daß es die andere hören konnte.

„Was ist das für ein Mittel?“ fragte diese froh und zugleich neugierig.

„Es ist ein Mittel, — es greift an, aber es schlägt an,“ sagte die Beschwörerin. „Ich werde ein Wickelkind machen, und das werde ich in den Kirchhof vergraben, dann glauben die Todten, sie hätten das Kind bekommen, und Gott helfe mir, wenn sie anders denken! Aber dazu braucht man Erbsilber. Hast Du Erbsilber?“

„Ja, ich habe ein paar alte Silbermünzen, die ich als Pathengeschenk bekam; ich habe es nicht über das Herz gebracht, sie anzurühren, wenn es aber das Leben gilt, dann“ — sagte die Frau und fing gleich an in dem Seitenfache einer alten Lade zu suchen.

„Ja, ja, die eine werde ich in einen Berg legen, — die andere in's Wasser, — die dritte werde ich in die geweihte Erde eingraben, wo es verhext wurde; — drei muß ich haben,“ sagte das Weib, „und dann einige Lappen, um ein Wickelkind daraus zu machen.“

Sie erhielt das Verlangte. Eine Puppe ward schnell in der Form eines Wickelkindes zusammengenäht. Die Beschwörerin erhob sich, nahm die Puppe und ihren Stab und sagte:

„Jetzt gehe ich auf den Kirchhof und grabe sie ein. Am dritten Donnerstage von heute komme ich wieder, — dann werden wir sehen. Geht es zum Leben, dann kannst Du Dich im Augenstern des Kindes sehen, soll es aber sterben, dann siehst Du nur Schwarzes und Nichts als Schwarzes. Jetzt gehe ich nördlich nach Joramo. Da bin ich lange nicht gewesen; aber sie haben wegen eines Jungen zu mir geschickt, der leidet nur an Trollverhexung; das hat nichts zu bedeuten, ich werde ihn der Sonne entgegen an einem Torfstiche hinführen, dann wird er wieder zum richtigen Menschen.“

„Ei sieh, ei sieh!“ sagte die Hausfrau bewundernd. „Joramo? Das liegt ja in Lesje? Gott bewahre, so weit weg!“

„Ja, es ist weit hin; aber dort bin ich geboren und erzogen," erwiderte die Beschwörerin. „Ich bin viel umher geirrt, habe aber nichts vor mich gebracht, seit ich dort war. Zu der Zeit waren bessere Zeiten für Gubjör," sagte sie mit einem Seufzer und ließ sich auf die Bank nieder. „Aber dort auf Joramo war auch ein Wechselbalg," sagte sie weiter, indem ihr eine Sage aus alter Zeit einfiel, als sie ihrer Kindheit gedachte. „Die Urgroßmutter meiner Mutter, die war auf Joramo in Lesje, und sie hatte einen Wechselbalg. Ich sah sie nie; denn sie war todt und der Wechselbalg war weg, lange ehe ich zur Welt kam; aber meine Mutter erzählte oft von ihm. Im Gesicht sah er aus wie ein alter verwitterter Mann; Augen hatte er wie ein Rothauge, und im Dunkeln funkelten sie wie bei einer Nachteule. Sein Kopf war so lang wie ein Pferdekopf und so dick wie ein Kohlkopf; aber seine Beine waren wie Schafsfüße, und am Körper war er so schrumpfig wie altes Rauchfleisch. Er that nichts als heulen und brüllen und schreien, und bekam er etwas in die Hände, so warf er es seiner Mutter gerade in's Gesicht. Stets war er hungrig wie ein Dorfhund; Alles was er sah, wollte er essen, und er aß sie fast zum Hause hinaus. Je älter er wurde, desto ärger wurde er, und das Geschrei und Gelärme hörte nie auf; aber nie brachten sie ihn dazu, auch nur ein einziges Wort zu sprechen, obgleich er alt genug dazu war. Er war der häßlichste Troll, von dem man je gehört, und sie hatten mit ihm Tag und Nacht solche Noth, daß es Niemand sagen kann. Sie suchten Hilfe hier und dort, und man rieth der Frau zu dem Einen und zu dem Andern. Jedoch sie schien nicht das Herz zu haben, ihn zu schlagen und zu peitschen, ehe sie genau wußte, daß es ein Wechselbalg war; aber nun gab ihr Einer den Rath, sie sollte sagen, der König würde kommen; dann sollte sie ein großes Feuer auf dem Heerde anmachen und ein Ei zerschlagen. Die Schale sollte sie auf das Feuer legen und die Meßstange daneben in den Schornstein stellen. Ja, so that sie.

Als der Wechselbalg dies sah, richtete er sich in der Wiege auf und starrte es an. Die Frau ging hinaus und guckte durch das Schlüsselloch. Da kroch er auf den Händen aus der Wiege, aber die Beine blieben auf ihr liegen, und er dehnte sich aus, und er wurde so lang, ja so lang, daß er über den Stubenboden reichte und bis oben in den Schornstein hinauf kam.

„Nein,“ sagte er, „nun ist das Laub im Lesjer Wald seit meiner Geburt schon siebenmal gefallen, aber noch nie habe ich in Joramo einen so großen Quirl in einem so kleinen Topfe gesehen.“

Als die Frau dies sah und hörte, da hatte sie genug. Nun wußte sie, es war ein Wechselbalg, und als sie wieder hinein kam, kroch er wie ein Wurm in die Wiege zusammen. Nun begann sie, ihn schlimm zu behandeln, und am Donnerstage nahm sie ihn heraus und peitschte ihn auf dem Kehrichthaufen tüchtig aus, und da funkelte und lärmte es rings um sie her. Den andern Donnerstagabend ging es in gleicher Weise; aber als sie glaubte, er hätte genug, da kam es ihr vor, als hörte sie dicht neben sich sagen, und sie erkannte die Stimme ihres eigenen Kindes:

„So oft Du Tjöstul Gautstig schlägst, so schlagen sie mich im Berge wieder.“

Aber an dem dritten Donnerstagabend peitschte sie den Wechselbalg wieder aus. Da kam ein Weib mit einem Jungen geflogen, als brennte ihr der Kopf.

„Gib mir Tjöstul wieder, da hast Du Deine Range!“ sagte sie und warf ihr das Kind hin. Die Frau streckte die Hand aus, um es in Empfang zu nehmen, und ergriff es an dem einen Beine; das behielt sie in der Hand. Aber den Rest sah sie nie; so heftig hatte das Bergweib das Kind hingeworfen.“

Während dieser Erzählung verrieth die Hausmutter unzweideutige Zeichen von Furcht. Gegen Ende derselben wurden sie so auffallend, daß selbst die Erzählerin, die von ihrer eigenen Darstellung ergriffen zu sein schien, darauf aufmerksam wurde.

„Was ist los?“ fragte die Beschwörerin. „Ach, da kommt der Mann,“ fuhr sie mit einem Blicke zur Thüre hinaus fort; „da ist für Gudjör auf Deiner Bank keines Bleibens mehr; aber fürchte Dich nicht, Mutter; ich werde unten um den Kirchhof herumgehen, dann sieht er mich nicht.“





Der Köhler.



Es war einmal ein Köhler, der hatte einen Sohn, und dieser war auch Köhler. Als der Vater todt war, verheirathete sich der Sohn, aber er wollte nichts thun; auch für den Meiler sorgte er nicht recht, und zuletzt wollte ihn Niemand mehr zum Kohlenbrennen haben. Nun hatte er aber einmal doch einen Meiler fertig gebrannt und fuhr mit einigen Fudern Kohlen nach der Stadt und

verkaufte sie, und als er sie verkauft hatte, trieb er sich auf den Straßen umher und sah sich um. Auf dem Rückwege kam er mit Nachbarn und Umwohnern in Gesellschaft und war vergnügt und trank und plauderte von Allem, was er in der Stadt gesehen hatte. Das Hübscheste, was er gesehen, sagte er, wäre, daß es dort so viele Geistliche gäbe, und alle Leute nähmen die Mütze vor ihnen ab; „ich wünschte,“ sagte er, „ich wäre auch ein Geistlicher, dann grüßten sie mich vielleicht auch; jetzt thaten sie fast, als sähen sie mich nicht.“

„Ja, bist Du auch sonst nichts, so bist Du doch schwarz genug zum Geistlichen,“ sagten die Nachbarn zum Köhler; „aber jetzt sind wir einmal auf dem Wege, deshalb können wir noch der Auction der Sachen des verstorbenen Pfarrers beiwohnen und einen Tropfen trinken, und Du kannst dort Predigerrock und Kragen kaufen.“ So thaten sie, und als er heim kam, hatte er nicht einen Schilling mehr.

„Nun hast Du doch wohl Geld und etwas zu leben mitgebracht?“ sagte die Frau.

„Ja, jetzt sollst Du ein Leben sehen, Mutter,“ sagte der Köhler, „denn jetzt bin ich Pfarrer geworden!“ sagte er; „hier siehst Du Rock und Kragen!“ — „Ich merke wohl: starkes Bier macht große Worte,“ sagte die Frau; „Du bist immer gleich lustig, was es auch für ein Ende nimmt.“ — „Du darfst über den Meiler weder jammern noch schimpfen, ehe die Kohlen abgekühlt sind,“ sagte der Köhler.

Nun reisten eines Tages eine Menge Leute in geistlicher Tracht auf dem Wege nach der Königsburg bei dem Köhler vorüber, daß er merken konnte, es wäre dort etwas los. Ei, der Köhler wollte auch dabei sein und zog sein priesterliches Gewand an. Die Frau meinte, er thäte klug, zu Hause zu bleiben, denn käme er dazu, einen vornehmen Herrn das Pferd halten zu dürfen, dann würde das Trinkgeld, das er dafür bekäme, doch nur durch die Gurgel gehen. „Alle sprechen vom Trinken, Mutter, aber Keiner vom Durst; je mehr man trinkt, desto mehr durstet man,“ sagte der Mann und dann eilte er

zur Königsburg. Dort wurden alle Fremden zum Könige hineinbeschieden, und der Köhler ging auch mit ihnen. Da sagte der König zu ihnen, er hätte seinen theuersten Fingerring verloren, und er glaubte fest, daß er gestohlen wäre. Deshalb hätte er alle Gottesgelehrten des Landes zusammengerufen, ob einer von ihnen sagen könnte, wer der Dieb wäre. Und dann versprach er den zu belohnen, der es sagen könnte; wäre er Candidat, sollte er ein Pfarramt erhalten; wäre er Pfarrer, sollte er Probst werden; wäre er Probst, sollte er Bischof werden, und wäre er Bischof, sollte er der nächste nach dem Könige werden. Nun ging der König von dem Einen zu dem Andern und fragte sie sämmtlich, und als er zum Köhler kam, sagte er: „Wer bist Du?“ — „Ich bin der weise Priester und der wahre Prophet,“ entgegnete der Köhler. — „Dann kannst Du mir wohl sagen, wer meinen Ring genommen hat?“ sagte der König.

„Ja, das ist gar nicht so unvernünftig, daß sich das, was im Finstern geschehen ist, im Hellen sehen lassen kann,“ sagte der Köhler, „aber es kommt nicht alle Jahre vor, daß der Lachs auf einen Fichtenwipfel laicht,“ sagte er. „Jetzt habe ich schon für mich und die Meinen sieben Jahre studirt, und habe noch kein Amt bekommen. Soll nun der Dieb heraus, dann muß ich gute Zeit und viel Papier haben, denn ich muß viel rechnen und nach vielen Ländern schreiben.“

Das wurde ihm zugesagt, wenn er nur den Dieb herbeischaffen könnte.

Nun erhielt er ein eigenes Zimmer in der Königsburg, und es dauerte nicht lange, bis sie merkten, daß er mehr als das Vaterunser können mußte, denn er verbrauchte so viel Papier, daß es in großen Haufen und Bergen dalag, und da war nicht Einer, der auch nur ein Wort von Allem, was er schrieb, verstand, denn es sah wie lauter Haken und Krähenfüße aus. Aber die Zeit verstrich, und er brachte den Dieb noch immer nicht heraus. Da wurde der König dessen überdrüssig, und sagte, wenn der Prophet den Dieb nicht in drei Tagen herbeischaffte, dann sollte er das Leben verlieren.

„Wer soll rathen, darf nicht zu früh thaten. Man kann die Kohlen nicht auseinander scharren, ehe der Meiler ausgelöscht ist,“ sagte der Köhler. Aber der König blieb bei seinem Worte, und der Köhler merkte, daß sein Leben nicht mehr viel werth war. Nun waren da drei von des Königs Dienern, die warteten ihm auf, ein jeder seinen Tag, und diese drei hatten zusammen den Ring gestohlen. Als der eine Diener hereinkam und den Tisch nach dem Abendessen abdeckte und wieder hinausging, stieß der Köhler einen tiefen Seufzer aus und sah ihm nach. „Das war der Erste,“ sagte er; er meinte den ersten der drei Tage, die ihm noch von seinem Leben blieben. „Dieser Pfaffe kann mehr als Brod essen,“ sagte der Diener, als er zu seinen Kameraden kam, er sagte zu mir, „ich wäre der Erste.“ Der zweite, der ihm am nächsten Tage aufwartete, sollte darauf achten, was er sagte, und wirklich, als er nach dem Abendessen abdeckte, blickte der Köhler ihn starr an und seufzte schmerzlich, und dann sagte er: „Das war der Zweite.“ Nun sollte der Dritte aufmerken, wie er sich am dritten Tage benehmen würde, und es ging ebenso; denn als der Diener die Thüre ergriff und mit dem Geschirr gehen wollte, da faltete der Köhler die Hände und sagte: „Das war der Dritte,“ und nun seufzte er, als wollte ihm das Herz brechen.

Der Diener kam athemlos zu seinen Kameraden hinaus und sagte, es wäre ganz klar, der Pfaffe wüßte es, und nun gingen sie hinein und knieten vor dem Köhler nieder und baten und flehten, er möchte nicht sagen, daß sie den Ring genommen hätten; sie wollten ihm jeder gern hundert Thaler geben, wenn er sie nicht ins Unglück stürzen wollte. Das versprach er fest und gewiß, Niemand sollte unglücklich werden, wenn er das Geld und den Ring und eine große Schüssel Brei bekäme. Da hinein knetete er den Ring und ließ den Brei nun durch Einen von ihnen dem größten Eber des Königs geben und aufpassen, daß er ihn nicht wieder von sich gäbe.

Am Morgen kam der König und verlangte den Dieb zu wissen.

„Ja, nun habe ich gerechnet und nach vielen Ländern geschrieben,“ sagte der Köhler, „aber es ist kein Mensch, der den Ring gestohlen hat,“ sagte er. „Pah, wer ist es denn sonst?“ fragte der König. „Ei, es ist des Königs großer Eber,“ sagte der Köhler. So nahmen sie den Eber und schlachteten ihn und den Ring hatte er richtig in sich. Da bekam der Köhler ein Pfarramt, und der König war so froh, daß er ihm Pferd und Haus und hundert Thaler noch obendrein



gab. Der Köhler zögerte nicht in seine Gemeinde zu ziehen, und am ersten Sonntage da er in das Amt gekommen war, sollte er in der Kirche die Bestallung vorlesen; aber ehe er dahin aufbrach, wollte er noch frühstücken; nun legte er so lange das Bestallungsschreiben auf das Fladenbrot, aber dann vergriff er sich und tunkte den Brief in den Suppentopf, und gab dem Hunde den ganzen Bissen, und der verschluckte ihn sofort.

Nun wußte er nicht, was er machen sollte. Aber in die Kirche mußte er, denn die Gemeinde wartete, und als er hin kam, bestieg er sogleich die Kanzel. Da warf er sich so in die Brust, daß Alle dachten, das ist gewiß ein ganz vortrefflicher Pfarrer, aber als es nun los ging, war es doch nicht so vortrefflich.

„Die Worte, liebe Zuhörer, die Ihr heute hättet hören sollen, sind in die Hunde gefahren; aber kommt einen andern Sonntag wieder, liebe Pfarrkinder, dann sollt ihr etwas Anderes zu hören bekommen, und damit ist diese Predigt aus.“

„Das ist ein wunderlicher Pfarrer,“ dachte die Gemeinde, denn eine solche Predigt hatten sie nie gehört; aber dann meinten sie, „er wird wohl besser werden, und wird er es nicht, dann werden wir schon mit ihm fertig werden.“ Beim Gottesdienste am nächsten Sonntage war es so voller Leute, die den neuen Pfarrer hören wollten, daß fast nicht Raum für sie in der Kirche war. Er kam denn auch und bestieg sofort die Kanzel; da stand er eine Weile und sagte nicht ein Wort, aber dann begann er mit einem Male und rief: „Hör, Du alte Bucke-Berit, weshalb sitzest Du in der Kirche so weit hinten?“ — „Ei, Vater, ich habe so zerrissene Schuhe,“ sagte sie. „Ei, Du solltest Dir eine alte Sauhaut nehmen und Dir neue Schuhe machen, dann könntest Du in der Kirche eben so weit vorn sitzen wie andere ehrliche Weiber. — Uebrigens müßt Ihr bedenken, auf was für einem Wege Ihr geht; denn ich sehe, wenn Ihr nach der Kirche kommt, so kommen Etliche von Norden und Etliche von Süden; und eben so ist es, wann Ihr die Kirche wieder verlaßt; oder Ihr machet auch wohl Halt, und da fragt es sich, was aus Euch wird. Ja, wer weiß, was aus uns Allen noch wird? — Nun mache ich hiermit bekannt, daß der alten Frau Pfarrer eine schwarze Stute fortgekommen ist. Sie hat Haarbüschel über den Hufen und eine lange Mähne und mehr dergleichen, was ich an dieser Stelle nicht aufzählen will. — Und nun habe ich ein Loch in meiner alten

Hosentasche, das weiß ich, aber Ihr nicht; ob aber Jemand einen Lappen hat, der auf das Loch paßt, das wißt weder Ihr noch weiß ich es."

Mit dieser Predigt waren einige von der Gemeinde ganz wohl zufrieden. Sie meinten, daß mit der Zeit ein tüchtiger Pfarrer aus ihm werden würde, aber den meisten schien es doch allzu toll zu sein, und als der Probst Gottesdienst hielt, verklagten sie den Pfarrer bei ihm und sagten, solche Predigten hätte noch Niemand gehört, und Einer erinnerte sich seiner letzten und trug sie dem Probste vor.

Das wäre eine sehr gute Predigt, sagte der Probst, denn man müsse annehmen, er habe in Gleichnissen geredet, wie man dem Lichte nachgehen und der Finsterniß und ihre Werke fliehen müsse, und von denen, die auf dem breiten oder dem schmalen Wege gingen, und besonders wäre die Bekanntmachung von der schwarzen Pfarrerstute ein herrliches Gleichniß von dem Ende, das unsrer warte. Die Tasche mit dem Loche, die sollte seine Armuth, und der Lappen die Opfer und milden Gaben bedeuten, die er von der Gemeinde erwartet, sagte der Probst.

„Ja, so viel merkten wir auch, daß er den Pfaffensack meinte!" riefen sie.

Zum Schluß sagte der Probst, er glaube, die Gemeinde hätte einen so braven und verständigen Pfarrer bekommen, daß sie nicht über ihn zu klagen hätten, und das Ende war, daß sie keinen andern erhielten; aber als es eher ärger denn besser zu werden schien, da klagten sie beim Bischofe.

Nach langer Zeit kam endlich der Bischof zur Kirchenvisitation. Aber am Tage zuvor war der Köhler heimlich in der Kirche gewesen und hatte die Kanzel fast ganz abgesägt, so daß sie nur noch fest hielt, wenn Einer ganz behutsam hinaufging. Als die Gemeinde versammelt war und er vor dem Bischof predigen sollte, schlich er sich auf die Kanzel und fing an loszulegen, wie er pflegte; aber nach einer Weile strengte er sich gewaltiger an, schlug mit den Armen um sich und rief laut: „Ist Jemand hier, der etwas Böses oder

eine Missethat begangen hat, so ist es das Beste, daß er diese Stätte verläßt; denn heute wird ein Fall geschehen, wie ein ähnlicher nicht geschehen ist seit Erschaffung der Welt,“ und dabei schlug er auf die Kanzel, daß es donnerte, und die Kanzel und der Pfarrer und Alles durcheinander mit einem Gepolter in die Kirche hinabprasselte und die Leute hinausstürzten, als ob der jüngste Tag angebrochen wäre.

Aber da sagte der Bischof zur Gemeinde, er müsse sich wundern, daß die Gemeinde über einen Pfarrer klagen könne, der eine solche Rednergabe und so viel Weisheit besäße, daß er zukünftige Dinge voraussagen könnte. Nach seiner Ansicht sollte er mindestens Probst sein, und es dauerte auch nicht lange, bis er es wurde. Da gab es kein Mittel, sie mußten ihn behalten.

Nun trug es sich zu, daß der König und die Königin des Landes kein Kind hatten, aber als der König erfuhr, es könnte vielleicht eines ankommen, da war er neugierig, ob es ein Erbe des Landes und Reiches oder nur eine Prinzessin werden würde. Da wurden alle Gelehrten des Landes im Schlosse versammelt, um zu sagen, was es werden würde. Aber als es keiner von ihnen konnte, da erinnerte sich der König wie der Bischof des Köhlers, und es dauerte nicht lange, so hatten sie ihn in ihrer Mitte und fragten ihn aus. Nein, er wüßte es auch nicht, sagte er, denn es wäre nicht leicht, das zu errathen, was Niemand wissen kann.

„Ja, ja,“ sagte der König, „mir kann es gleich sein, ob Du es weißt oder nicht, aber Du bist ja der weise Priester und wahre Prophet, der zukünftige Dinge voraussagen kann; und willst Du es nicht sagen, so sollst Du Rock und Kragen verlieren,“ sagte der König. „Aber das ist Einerlei,“ sagte er, „ich will Dich erst auf die Probe stellen,“ und nun nahm er den größten Silberkrug, den er besaß und ging nach dem Strande hinab. „Kannst Du mir jetzt sagen, was hier in dem Kruge ist,“ sagte der König, „dann kannst Du mir doch auch wohl das Andere sagen?“ sagte er und hielt den Krugdeckel zu.

Der Köhler rang nur die Hände und jammerte kläglich: „Ach, Du Aermster, Du unglückseligste Krabbe auf dieser Erde, was hast Du jetzt für alle Deine Mühe und Anstrengung," sagte er.

„Ja, da siehst Du, ob Du es nicht weißt," sagte der König, denn er hatte in dem Silberkruge eine große Krabbe. Nun mußte der Köhler zur Königin in den Saal. Er nahm einen Stuhl und setzte sich mitten in den Saal, und die Königin ging auf und nieder.

„Man soll keinen Stall bauen für ein ungeborenes Kalb und sich nicht über den Namen streiten, ehe das Kind geboren ist," sagte der Köhler; „aber dergleichen ist mir noch nicht vorgekommen," sagte er, „geht die Königin auf mich zu, dann glaube ich fast, es wird ein Prinz, und geht sie von mir fort, dann meine ich, es wird eine Prinzessin." Es wurden Zwillinge; so traf es der Köhler auch diesmal. Und weil er sagen konnte, was Niemand wußte, bekam er Geld fuderweise, und nun wurde er der Nächste nach dem Könige. Tripp, trapp, trolte, er ward mehr als er wollte.



Leipzig.
Giesecke & Devrient
Typ. Inst.


Leipzig,
Giesecke & Devrient.



